

# LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

85./86. Jahrgang 1986/87





# LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

85./86. Jahrgang 1986/87

Organ des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Landsberg a. Lech e.V., gegründet 1856

## INHALT

Die Ergebnisse der Grabungen von 1987 auf dem Landsberger Schloßberg	Stefan Leczycki	3
Geschichtliche Nachrichten über Sandau und archäologischer Befund Aus 120 Jahren Bau- und Grabungsgeschichte	Hermann Dannheimer	7
Die wiedereröffnete Benedikts-Kirche in Sandau	Heide Weißhaar-Kiem	9
Trinkwasser- und Abwasseranlagen der Stadt Landsberg in Mittelalter und Neuzeit	Heide Weißhaar-Kiem	10
Besitz und Wirken der Jesuiten im Landkreis Landsberg	Franz Dengler	12
„Erschröckliches“ auf der Bühne des Glaubens. Das Jesuitentheater als ein Stück bayerischer Barockkultur	Anton Lichtenstern	23
Ein bisher unbekanntes Porträt Köglers	Walter Drexl	25
Die Friedhofskirche zur Hl. Dreifaltigkeit auf dem äußeren Friedhof in Landsberg	Anton Lichtenstern	27
Wo stand die „Landsberger Marienkrönung“?	Dagmar Dietrich	28
Eine Reise nach Landsberg. Vor 400 Jahren besuchte Michael de Montaigne die Stadt Landsberg	Klaus Münzer	35
Schwedische Greuelthaten im Kriegsjahr 1633. Aus den Litterae Annuae der Landsberger Jesuiten	Dagmar Dietrich	36
Der Landsberger Jungfernsprung – Legende und Wirklichkeit	Klaus Münzer/ Friedrich Schwab	40
Panduren in Landsberg. Ein Motivbild berichtet von Besatzung und Geiselnahme	Klaus Münzer	45
Der Landsberger Bildhauer Johann Luidl (1686–1765)	Anton Lichtenstern	46
Die Ursulinerinnen in Landsberg	Wilhelm Neu	48
Zimmermanns Brief mit der Bitte um Entlassung aus seinen städtischen Ämtern – Nachtrag zum Dominikus-Zimmermann-Jahr 1985	Walter Drexl	54
Der Abbruch des Frohnfestturmes im Jahre 1863	Klaus Münzer	61
Stadtgeschichte als Fest. Die Fresken im Rathaus und der Ruethenfestzug	Anton Lichtenstern	62
Anton Lichtenstern	Anton Lichtenstern	64
Buchbesprechungen:		
Volker G. Probst: Bilder vom Tode (K. Münzer)		
Landl/Meyer/Rink: Die Stadt im Mittelalter (H. Martin)		
Walter Drexl: Gugu-Pamperl und Schnig Schnag Schnur (A. Lichtenstern)		
Lech-Isar-Land 1987 (K. Münzer)		66
Unsere Toten 1986/87 – Nachruf auf Josef Hartlmaier		68

## Zum Geleit

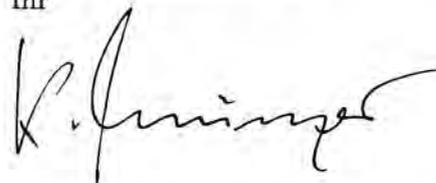
Rechtzeitig zur Jahresversammlung sollen diesmal die „Landsberger Geschichtsblätter“ unseren Mitgliedern, allen Heimatfreunden und an der Geschichte Interessierten vorliegen. Das Landsberger Ruethenfest 1987 war Anlaß, einige Artikel aus Sonderbeilagen der Zeitung, die sonst wohl dem Vergessen anheimgefallen wären, in die „Geschichtsblätter“ zu übernehmen. Das gilt auch für die Veröffentlichungen zur Wiedereröffnung der karolingischen Klosterkirche Sandau und die Abhandlung über die Ursulinerinnen in Landsberg. Den Verfassern sei hier für die freundliche Überlassung ihrer Texte nochmals herzlich gedankt.

Wie bereits in diesem Sonderdruck geschehen, sollen auch künftig Neuerscheinungen von Büchern

über unseren heimatlichen Bereich in den „Geschichtsblättern“ gewürdigt werden. Für die Zusendung von Rezensionsexemplaren – die dem Vereinsarchiv einverleibt werden – ist der Herausgeber dankbar. Hier sollten auch Festschriften von Vereinen in Stadt und Landkreis, von Gemeinden und kommunalen Einrichtungen ihren Platz finden und so der Nachwelt erhalten bleiben.

Mit freundlichem Gruß

Ihr



Umschlagbild:

Landsberger Marienkrönung (um 1500). Neues Stadtmuseum Landsberg (s.S. 35!)

Foto: Gregor Peda, Passau

## AUTOREN

Dannheimer Hermann, Dr.,  
Ltd. Direktor der Prähistorischen Staatssammlung  
Lerchenfeldstraße 2, 8000 München 22

Dengler Franz, Baurat i.R.,  
Jahnstraße 3, 8910 Landsberg a. Lech

Dietrich Dagmar, Dr.,  
Oberkonservatorin am Landesamt für Denkmalpflege,  
Hofgraben 4, 8000 München 22

Drexl Walter, Redakteur,  
Katharinenstraße 44a, 8910 Landsberg a. Lech

Leczycki Stefan, Dipl. Arch.,  
Bazeillesstraße 5/II, 8000 München 80

Lichtenstern Anton, Studiendirektor,  
Bayerfeldstraße 3, 8910 Landsberg a. Lech

Martin Hans-Heinrich, Oberstudienrat,  
Ulmenstraße 5, 8910 Landsberg a. Lech

Münzer Klaus, Studiendirektor i.R.,  
Galgenweg 17, 8910 Landsberg a. Lech

Neu Wilhelm, Dipl. Ing.,  
Landeskonservator und Kreisheimatpfleger,  
8919 Holzhausen a. Ammersee, Post Utting

Schwab Friedrich, Studiendirektor,  
Ahornallee 97, 8910 Landsberg a. Lech

Weißhaar-Kiem Heide, Dr.,  
Sonnenstraße 6, 8910 Landsberg a. Lech

## NACHWEIS DER ABBILDUNGEN

### FOTOS:

Adolf E.: 13, 14 15, 18, 19, 22, 29,  
30, 31, 32(2), 47 (2), 49, 50, 51, 53, 66.  
Bayer. Verwaltung der staatlichen  
Schlösser, Gärten u. Seen: 37.  
Beißer A.: 9, 10(2), 11(2), 28, 32.  
Dirscherl K.: 59.  
Landsberger Tagblatt (sys): 45.  
Lichtenstern A.: 46, 47.  
Lichtenstern F.: 23(2), 56, 57.  
Privat: 54.  
Städt. Verkehrsamt Landsberg: 65.  
Stadtarchiv Landsberg: 63.  
Wagner St.: 27, 68.

### SKIZZEN, PLÄNE u. a.:

Bayerische Staatsbibliothek: 25, 37.  
Bayerisches Hauptstaatsarchiv: 35.  
Dengler (Stadtarchiv): 17,  
(Stadtwerke) 21.  
Landsberger Tagblatt (Archiv): 36.  
Leczycki: 3–6 (Abb. 1–11).  
Peltzer: 38 (s.S. 39, Anm. 4!).  
Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt  
Landsberg: 67.  
Prähistorische Staatssammlung  
München: 7(2), 8(2).  
Stadtarchiv Landsberg: 16, 55,  
58, 61.

## LANDSBERGER GESCHICHTSBLÄTTER

Gegründet 1902 als Zeitungsbeilage; als Sammelbände bisher erschienen:

- |            |            |
|------------|------------|
| 1. 1970/71 | 5. 1978/79 |
| 2. 1972/73 | 6. 1980/81 |
| 3. 1974/75 | 7. 1982–85 |
| 4. 1976/77 | 8. 1986/87 |

Schriftleitung: Klaus Münzer

Gesamtherstellung:  
Landsberger Verlagsanstalt Martin Neumeyer

# Die Ergebnisse der Grabungen von 1987 auf dem Landsberger Schloßberg

Von Stefan Leczycki

Im Zusammenhang mit größeren Bauvorhaben, die durch die Stadt Landsberg im südlichen Bereich des Schloßberges demnächst vorgenommen werden, hat das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege, München, den Auftrag bekommen, die dadurch gefährdeten Teile des Geländes archäologisch zu untersuchen. Die Leitung der Grabung, die von April bis August 1987 andauerte, wurde Stefan Leczycki, MA, übertragen. Die Grabung genoß eine außerordentliche Hilfeleistung seitens verschiedener Dienststellen der Stadt, wofür an dieser Stelle gedankt sei.

Der Schloßberg, östlich des Stadtkerns, ist ein sich parallel zum Lech hinziehender eiszeitlicher Rücken, der aus anstehendem Nagelfluh gebildet wird. Er beherrscht die umliegende Landschaft, wodurch der Besiedlung

reste, darunter mehrere vollständig erhaltene Gefäße, sind z.Zt. in der Münchner Prähistorischen Staatssammlung ausgestellt.

Der nächste Siedelabschnitt stammt aus der Urnenfelderzeit (12. Jhd. v. Chr.), doch wurden aus dieser Zeit damals lediglich einige wenige Keramik- und Metallfunde entdeckt, die auf keine langfristige Besiedlung schließen lassen.

Nach der Urnenfelderzeit – laut Befund von 1970 – wurde der Schloßberg verlassen und erst in spätrömischer Zeit neu besiedelt. (Nach dem Befund von 1987 war er aber auch in der späten Hallstattzeit um 500 v. Chr. bewohnt. Siehe unten!) Es gibt zwar keine schriftlichen Nachweise über eine römische Siedlung, doch stellte sich eindeutig heraus, daß auf jenem Gelände mit einer Siedlung zu jener

dies vorläufig eine reine Hypothese bleiben.

Als Heinrich der Löwe 1158 die Salzstraße verlegt hatte, baute er 1160 auf dem Schloßberg eine Burg, um der in der Nähe verlaufenden Salzstraße einen Schutz zu gewähren. Die mehrfach umgebaute Burg, gegen Ende des 18. Jahrhunderts bereits stark verfallen, wurde durch die kurfürstliche Verwaltung mitsamt dem noch vorhandenen Mobiliar an die Stadt Landsberg verkauft. Die noch existierenden Bauten wurden bis in die zwanziger Jahre des letzten Jahrhunderts als Steinbruch benutzt.

Von den noch tief unter der Oberfläche liegenden Burgresten wurden Ende der sechziger Jahre einige Mauerrzüge aufgedeckt, doch hat man sie aus Mangel an Zeit außer acht lassen müssen.

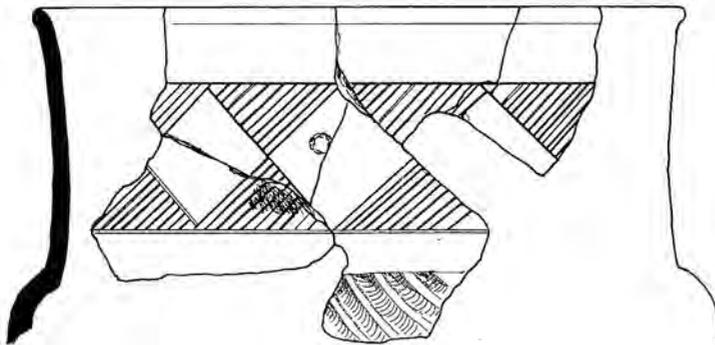


Abb. 1: Späthallstattzeitliches Zylinderhalsgefäß. Auf dem Hals schraffierte Dreiecke, auf der Schulter sog. Kanneluren sichtbar.

bereits seit vorgeschichtlicher Zeit ein natürlicher Schutz geboten wurde.

## Die früheren Notbergungen

Die früheren Notbergungen – Ende der sechziger Jahre mit Hilfe von freiwilligen Helfern des Historischen Vereins in Landsberg unter sehr harten Umständen durchgeführt – ergaben eine immer wiederkehrende Besiedlung des Schloßberges (vgl. Koschik: Landsberger Geschichtsblätter 1970/71, S. 7–30).

Wie diese Untersuchungen ergaben, erblickte das Gelände die ersten Siedler bereits in der Spätphase der Frühbronzezeit (15. Jhd. v. Chr.). Wie ich von damaligen Ausgräbern erfahren konnte, wurden auf dem Schloßberg sogar einige gut erhaltene frühbronzezeitliche Hüttenreste mit verbrannten, noch in ihrer ursprünglichen Lage liegenden Holzkonstruktionen festgestellt. Diese – leider nicht weiter dokumentierten – Befunde belegen eine dauerhafte Siedeltätigkeit während jener Zeit. Die zahlreichen Keramik-

Zeit gerechnet werden darf. Römische Steinbauten konnten jedoch nicht festgestellt werden. Möglicherweise wurden solche durch die mittelalterliche Burganlage vollständig beseitigt.

Aufgrund etlicher Keramikfunde, wie z.B. Terra Sigillata, bzw. sog. Lavacegefäße und der römischen Gebrauchskeramik (vgl. Koschik, ebenda, Abb. 15), ist anzunehmen, daß wir es hier in der spätrömischen Zeit auf der der Via Claudia gegenüberliegenden Lechseite mit einer dorfähnlichen Anlage mit Holzbauten zu tun haben. Zum Schutz vor den Germaneneinfällen im 3. Jahrhundert nach Christi kann diese Siedlung auf dem Schloßberg angelegt worden sein. Doch muß

Sämtliche Befunde wurden noch in ihrer ursprünglichen Lage zeichnerisch und photographisch festgehalten.

Es muß vorausgeschickt werden, daß der im Jahre 1987 untersuchte Teil des Schloßberges durch die aufeinanderfolgenden baulichen Veränderungen der letzten 900 Jahre sehr stark in Mitleidenschaft gezogen wurde. Die Überreste der früheren Besiedlungsperioden sind deshalb lediglich stellenweise erhalten geblieben.

Während der diesjährigen Untersuchung kamen im Gegensatz zu den früheren Entdeckungen nur einzelne frühbronzezeitliche Keramikscherben zum Vorschein.

## Die neuen Befunde

Das 1987 untersuchte Gelände befindet sich zwischen dem 1969 errichteten Neubau der Schule und der Gastwirtschaft und schließt somit an die damals ergrabene Fläche im Süden an. Auf der Fläche von insgesamt 240 Quadratmetern wurden mit freundlicher Unterstützung der Firma Kolhöfer, Landsberg, die obersten, aus der Neuzeit stammenden Schichten bis ca. 0,60 Meter tief abgetragen. Der Rest mußte mit Hilfe von zehn durch das hiesige Arbeitsamt gestellten Arbeitern per Hand Schicht für Schicht freigelegt werden.

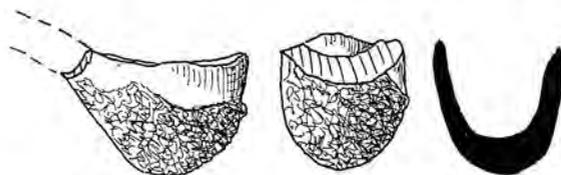


Abb. 2: Kleiner Tiegel für Bronzeuß. Die Außenfläche des Gerätes durch hohe Temperatureinwirkungen stark zerschmolzen.

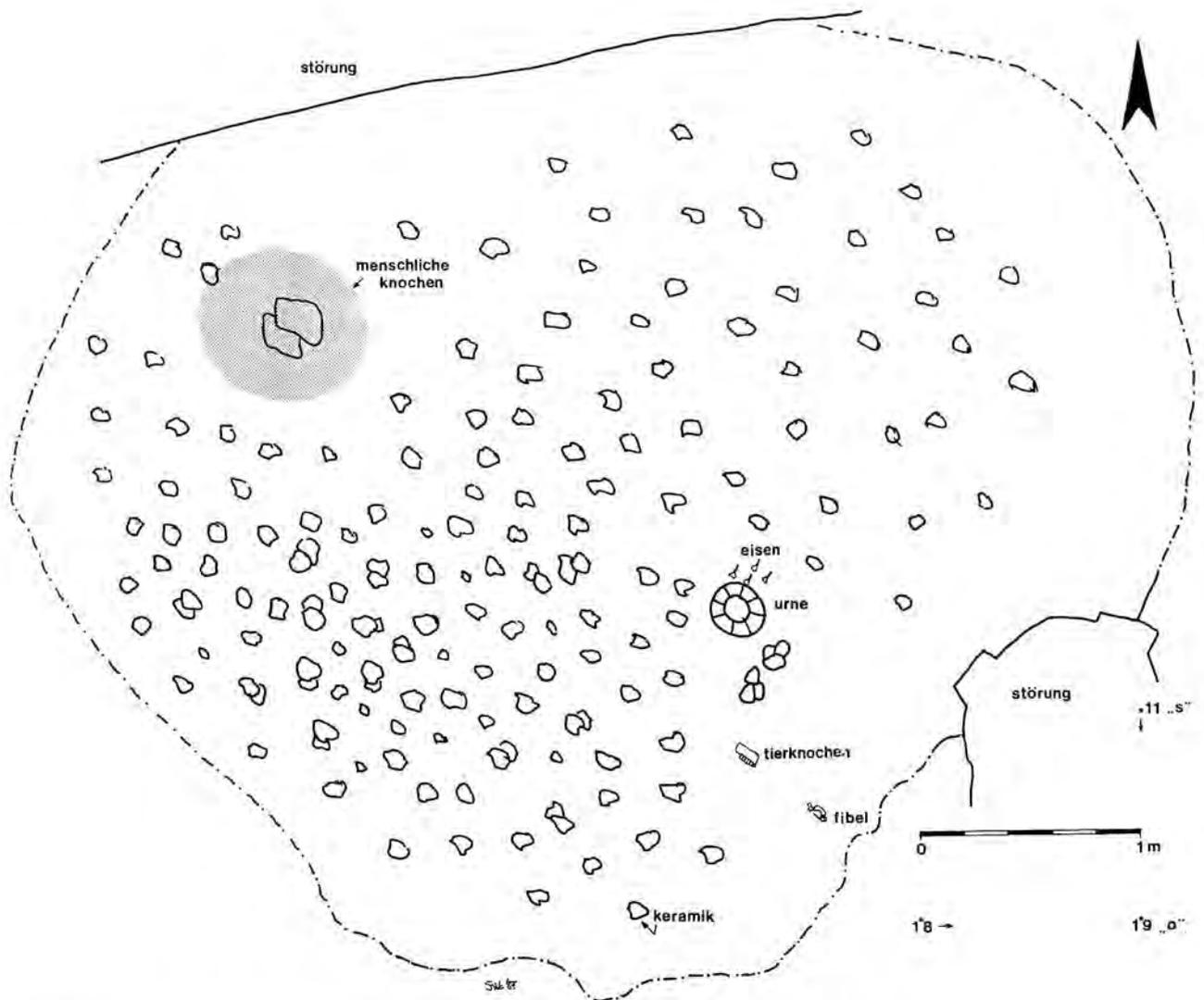


Abb. 3: Obere Ansicht des germanischen Grabes auf der Höhe der Urne (622. 39 ü. N.N.).

### Siedlung und Befestigung der Hallstattzeit

Die ältesten sonstigen Befunde stammen aus der Spätphase der Hallstattzeit (sog. Ha D1/2 um 500 v. Chr.). Im Bereich des Schnittes konnten Reste einer Befestigungsanlage aus jener Zeit freigelegt werden. Diese bestand aus einem Spitzgraben von ca. 6–8 Meter Breite und 3–4 Meter Tiefe (die genauen Maße lassen sich aufgrund der oben geschilderten Situation nicht mehr feststellen). Der Graben verläuft in ost-westlicher Richtung und trennt somit im Süden das Siedlungsareal des Schloßberges von der umliegenden Landschaft ab.

Der innere Bereich der Siedlung wurde noch durch eine Steinmauer geschützt. Sie war durch in regelmäßigen Abständen von ca. 2,0 Meter eingetiefe Pfosten verstärkt. Nachdem die Siedlung aufgelassen wurde (?) stürzte die Mauer nach außen ein. Einige der noch erhaltenen Trümmer konnten stellenweise dokumentiert werden.

An dieser Stelle wäre auf einen sehr interessanten Befund hinzuweisen.

Etwa 20 Zentimeter oberhalb des Mauerfundamentes wurden Fragmente einer zusammengedrückten Schüssel freigelegt, in der zwei Schweinerippen lagen. Unterhalb der Schüssel, wenige Zentimeter von ihr entfernt, befand sich zwischen zwei großen, flachen Steinen eine Herdstelle. Daneben lagen größere Fragmente einer zweiten Schüssel sowie eine kleine Bronzeahle. Die Herdstelle befand sich direkt auf dem Niveau der Mauerunterkante. Der Befund läßt auf ein sog. Bauopfer schließen, dessen Zweck es gewesen sein mag, die Befestigungsanlage vor Einsturzgefahr zu schützen.

Im Westteil des untersuchten Areals, unweit der Befestigungsanlage, wurden Reste eines zeitgleichen Pfostenhauses freigelegt. Von den noch in situ vorhandenen Funden lassen sich mehrere Lehmewurfstücke aufzählen, die eine fachwerkähnliche Bauweise jenes Hauses belegen. Aus dem ursprünglichen Haushaltsinventar sind etliche Gefäßfragmente, ein verzierter Spinnwirtel und mehrere Tierknochen bzw. Hornstücke erhalten geblieben.

Von den keramischen Fragmenten, die noch während der Grabung gewaschen, zusammengesetzt und gezeichnet wurden, ist das Fragment eines Zylinderhals-Gefäßes am interessantesten (Abb. 1). Auf dem Hals befindet sich eine Komposition aus schraffierten Dreiecken, die mit den Spitzen aneinander anschließen. Die Ritzungen sind mit einer weißlichen Masse ausgefüllt. An der Halsbasis ist eine Zone aus schrägverlaufenden Rillen (sog. Kanneluren) sichtbar. Die Farbe des Gefäßes ist hellbraun. Das erhaltene Fragment legt Zeugnis ab vom großen künstlerischen Geschmack der damaligen Bewohner des Schloßberges.

An der nördlichen Seite schloß an einer Stelle an die Mauer höchstwahrscheinlich eine Bronzegießerei an. Innerhalb einer flachen Grube, die mit verbranntem Hüttenlehm verfüllt war, sind einige Bronzeabfälle, wie z.B. ein kleines Blechstück, ein Nadel- bzw. Fibelfragment und eine Pfeilspitze aus Bronze gefunden worden. Außerdem kam dort ein kleiner Tiegel für Bronzeuß zum Vorschein (Abb. 2).

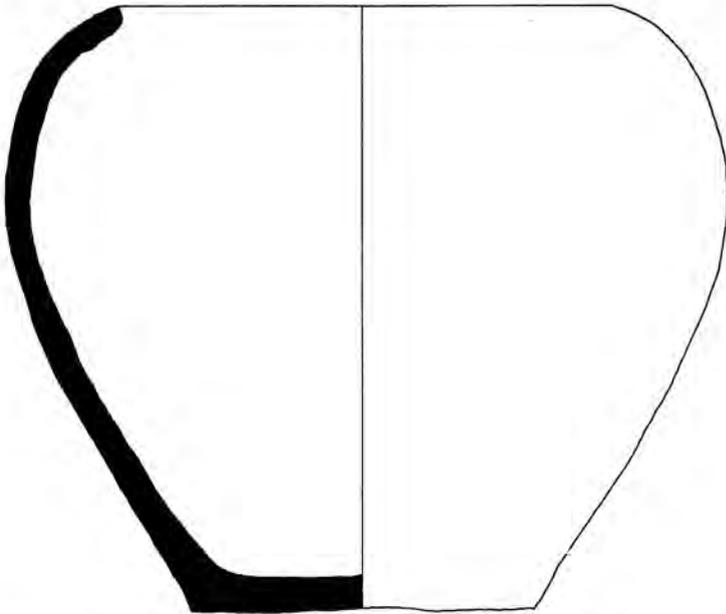


Abb. 4: Handgemachte Urne aus dem germanischen Grab.

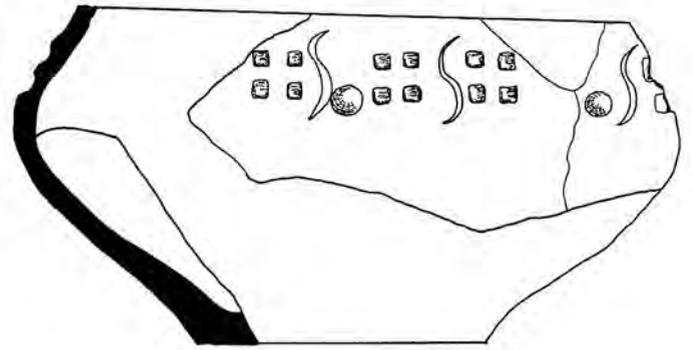


Abb. 6: Germanische Schale mit „Vieraugenstempeln“, dazwischen ein eingeschnittenes „S“ und unregelmäßig verteilte Knubben. Farbe rot.

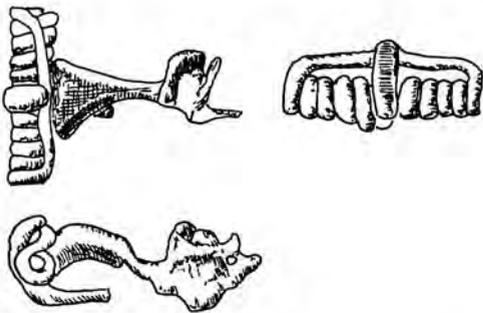


Abb. 5: Zweiteilige Bronzefibel vom Typ Almgren 83. Der Kopfteil zerschmolzen.

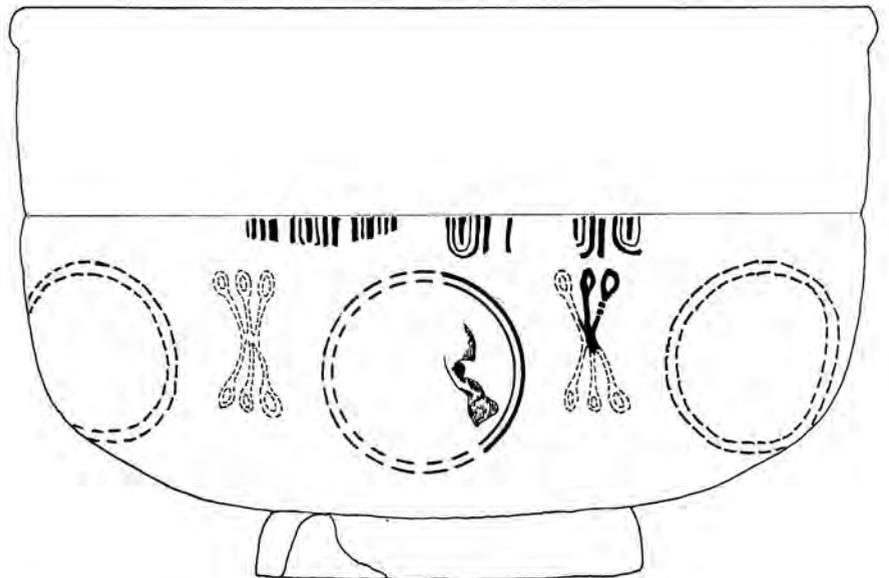


Abb. 8: Terra-Sigillata-Schale vom Typ Dragendorf 37 von den römischen Töpfereien in Rheinzabern (Rhld.Pf).

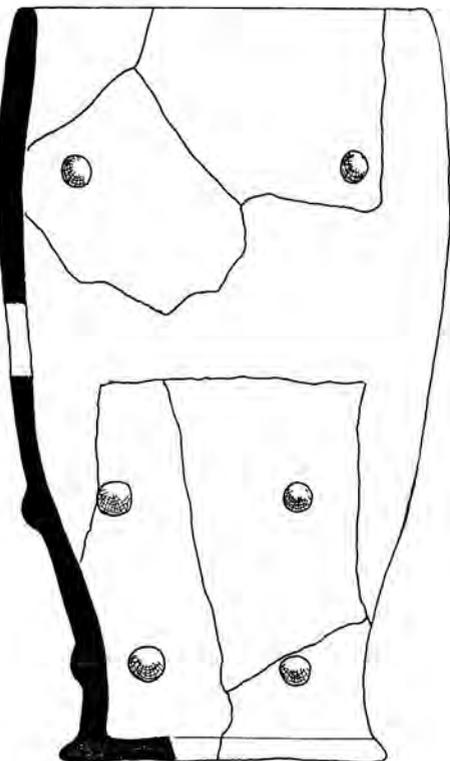


Abb. 7: Schlanker „Weizenbierbecher“ mit stark abgesetztem Fuß.

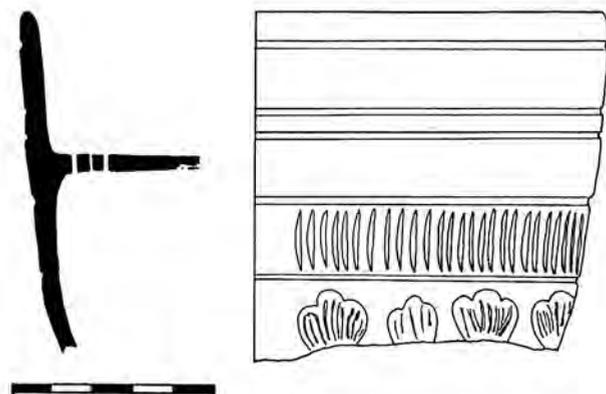


Abb. 9: „Gewürzweinschale“ mit Ratterdekor und kleeblattähnlichen Stempeln, teilweise rotbemalt.

### Spätromische Besiedlung

Die diesjährige Grabungskampagne brachte ebenfalls neue Belege für eine spätromische Besiedlung auf dem Schloßberg. Im nordöstlichen Bereich des Schnittes kamen beispielsweise Reste einer römischen Holzhütte zum Vorschein, von der ein Pfosten und eine Wand noch dokumentiert werden konnten. Der Rest befindet sich unterhalb einer nichtgegrabenen Fläche. Aus jener Holzhütte stammen Fragmente von Terra-Sigillata-Gefäßen, ein Glasfragment, aber auch typische Gebrauchskeramik, wie beispielsweise größere Teile eines bauchigen Kruges.

Die hallstattzeitliche Mauer existierte zu diesem Zeitpunkt offensichtlich nicht mehr. Denn davon übriggebliebene Reste trennt von der römischen Schicht eine sterile, d.h. fundleere Schicht ab. Die darüber liegende römische Schicht beinhaltet die wichtigsten Funde dieses Jahres (Abb. 3). Es konnte dort nämlich ein germanisches Brandgrab freigelegt werden. In einer handgemachten, birnenförmigen Urne (Abb. 4) befanden sich verbrannte Knochen eines zweijährigen Kindes unbekanntes Geschlechts. Zum Grabinventar gehörte eine sog. kräftigprofilierete Fibel vom Typ Almgren 83 (Abb. 5), eine stempelverzierte Schale (Abb. 6), wie auch ein Becher, der den heutigen Weizenbierbechern ähnlich ist (Abb. 7). Die im Grabe gefundenen Eisennägel deuten auf ein kleines Kästchen hin – ein Brauch, der bei den Germanen oft vorkommt. Das Kind bekam aber auch römische Keramik ins Grab, von der noch etliche Fragmente zum Vorschein kamen. Es lassen sich insgesamt 12 römische Gefäße aufzählen, davon zwei Terra-Sigillata-Schalen (Abb. 8), eine sog. Gewürzweinschale (Abb. 9), zwei rätische Gefäße, mit typischem Muster versehen, das mit Hilfe eines kleinen rotierenden Blechs hergestellt wurde (Abb. 10). Es kommen noch flache und tiefe Teller sowie auch ein Krug dazu (Abb. 11).

Wir haben also vor unseren Augen vermutlich einen Nachkömmling der germanischen Führungsschicht, denn nur so ist diese außerordentlich reiche Grabausstattung zu deuten. Die römische Keramik im Grab zeigt, daß die Angehörigen des Kindes wohl mit den römischen Gebräuchen vertraut waren.

Hier sei noch zu betonen, daß sich die Reste des Scheiterhaufens – d.h. die Stelle, auf der das Verbrennungsritual stattfand – unweit des eigentlichen Grabes befanden.

Abb. 10: Gruppe von verschiedenen römischen Gefäßen, darunter ein sog. rätisches mit typischen Ratterverzierungen.

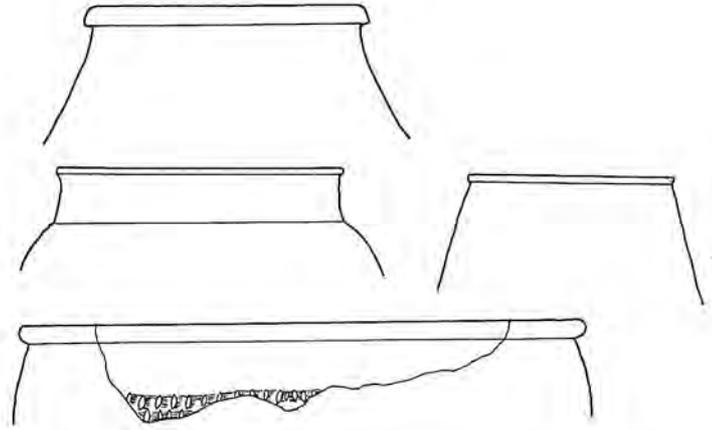
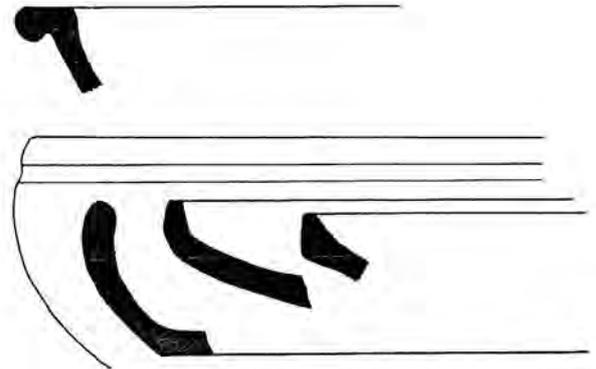


Abb. 11: Gruppe von verschiedenen römischen Tellern und Schüsseln aus dem germanischen Grab.



(Der Maßstab bei den Gefäßen wie unter der Gewürzweinschale angegeben).

Ziel der weiteren Materialuntersuchungen wäre, die Frage zu klären, ob wir bei obiger Anlage mit Hinweisen auf germanische Foederati oder auf eine germanische Bevölkerung, die einige Zeit neben den Römern im süddeutschen Raum lebte, zu rechnen haben. Die gestempelten Fragmente von Terra-Sigillata-Gefäßen deuten auf eine Datierung der Anlage an den Anfang des dritten nachchristlichen Jahrhunderts; bislang aber ist es z. Zt. noch nicht möglich, die Frage nach der Laufzeit von Terra Sigillata zu beantworten. Vorläufig ist es angebracht, das Grab allgemein ins dritte Jahrhundert n. Chr. zu datieren – ohne hiermit zu versuchen, die Bestattung vor bzw. nach die Germaneneinfälle zu setzen.

### Mittelalterliche Mauerzüge

Der letzte Zeitabschnitt, aus dem die Funde auf dem Schloßberg freigelegt werden konnten, bezieht sich auf die mittelalterliche Burganlage. Das erforschte Areal befindet sich bereits außerhalb der eigentlichen Burg; somit konnten lediglich einige wenige dazugehörige Mauerzüge freigelegt werden. Es gehören ein Mauersockel

der Zugbrücke (?) und die untersten Fragmente der linken Halsmauer hinzu. Diese Fragmente stimmen zwar mit der Bausubstanz dieses Teils der Burg aus dem Jahre 1667 überein, doch ist die Halsmauer aufgrund der Ziegelsteinformate um etliches früher zu datieren (ca. 13. Jhdt.). Neben den Mauerzügen kamen noch andere Funde, wie z.B. Keramik, Knochen, Eisen, Glas etc. hinzu.

Das, was wir bereits über die Geschichte der menschlichen Besiedlung auf dem Schloßberg erfahren haben, belegt eine sehr abwechslungsreiche und für die Wissenschaft besonders interessante Kulturabfolge auf diesem die Stadt Landsberg am Lech beherrschenden Landschaftspunkt. Der Schloßberg verbirgt natürlich noch etliches, was für die Geschichtsschreiber der Stadt – aber nicht nur für jene – vom größten Interesse sein kann. Deshalb möchte ich an dieser Stelle für die Durchführung einer – so weit die vorhandene Bebauung es zuläßt – groß angelegten Grabungsaktion plädieren, wodurch alle durch die Ergebnisse der bisherigen Untersuchungen angesprochenen und weiter offen geliebten Fragen geklärt werden könnten.

# Geschichtliche Nachrichten über Sandau und archäologischer Befund

Von Hermann Dannheimer

## Die Quellenlage

Die Anfänge der Filialkirche St. Benedikt zu Sandau reichen bis zu einer Klosterkirche der späten Merowingerzeit zurück. Wie der erste bayerische Historiker Aventin (1477 bis 1534) berichtet, sollen um die Mitte des achten Jahrhunderts (nicht vor 746, vielleicht 753) die Gründer des Klosters Benediktbeuern, die adeligen Brüder Lantfrid, Waldram und Elilant auch in Sandau ein kleines Kloster errichtet haben. Dem Konvent, der offenbar in engem Kontakt zu Benediktbeuern stand, sollen anfänglich 25 Mönche angehört haben. Die drei Gründer seien – in der oben angegebenen Reihenfolge – die ersten Äbte des Klosters gewesen. Nach derselben Quelle sei dem Konvent aber keine lange Lebensdauer beschieden gewesen: bereits 200 Jahre nach der Gründung, in der Mitte des zehnten Jahrhunderts wurde das Kloster durch die Ungarn zerstört und nicht wieder aufgebaut.

Zeitgenössische Quellen, die Angaben bestätigen könnten, sind heute nicht mehr erhalten. Angesichts der Ergebnisse der archäologischen Untersuchungen sind die Angaben des Historikers jedoch durchaus vertrauenswürdig. Während des hohen Mittelalters war das Gebiet von Sandau in weltlicher Hand. Die örtliche Adelsfamilie, die sich nach Sandau benannte, hatte ihren Sitz nur knapp 400 Meter flußabwärts am Hochufer des Lech. Die ehemalige Burgstelle ist als Erdaufwurf mit umgebendem tiefen Graben im Wald erhalten. Zu jener Zeit war Sandau ein ansehnliches Dorf mit mehreren großen Hofstellen. Ihre genaue Lage – vermutlich vorwiegend am Hochufer des Lech – ist vorläufig jedoch nicht bekannt. Während des Schwäbischen Städtekrieges wurde Sandau in den Jahren 1373 und 1388 völlig niedergebrannt. Seine Bewohner siedelten nach Landsberg über. Zurück blieb nicht viel mehr als der Pfarrhof (südlich neben der Kirche), der in barocker Gestalt auch heute noch besteht. Sandau blieb weiterhin Sitz eines bedeutenden Pfarrsprengels, der erst während des 17. Jahrhunderts nach Untermühlhausen verlegt wurde. Seit 1913 ist St. Benedikt eine Filiale der Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt in Landsberg.

Nach der mündlichen Tradition sollen im Mittelalter und noch in der Neuzeit auf dem Friedhof beim hiesigen Kirchlein nicht nur die Bewohner Sandaus sondern auch die Toten einer Reihe benachbarter Ortschaften begraben worden sein. Tatsächlich wurden bei den Grabungen unzählige Gräber nachgewiesen.

Bereits vor mehr als 100 Jahren (1876) erhielt der Historische Verein von Oberbayern zwei skulptierte Architekturteile zum Geschenk, die Jahre zuvor „neben der Kirche in Sandau“ bzw. in einer nahegelegenen Kiesgrube gefunden worden waren. Die Funde gerieten jedoch alsbald in Vergessenheit und wurden erst 1970 anlässlich der Übergabe an die Prähistorische Staatssammlung München wieder bekannt.

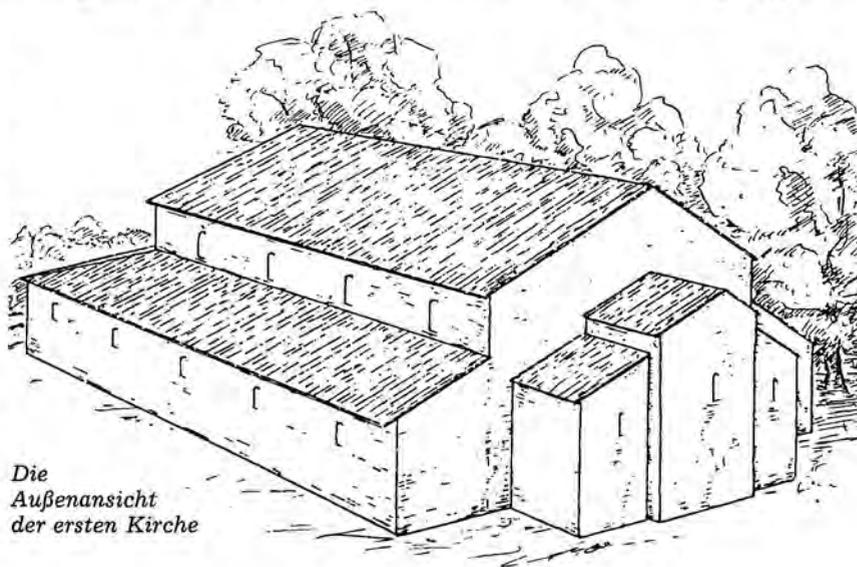
Nach dem Zweiten Weltkrieg war St. Benedikt wegen großer Bauschäden zunehmend in seinem Bestand gefährdet. Als 1976 erste statische Sicherungen vorgenommen und die Pläne für eine Wiederherstellung bekannt geworden waren, führte die Prähistorische Staatssammlung in den Jahren 1977 bis 1980 umfassende Grabungen und Bauuntersuchungen am bestehenden Kirchengebäude durch. Die notwendigen Mittel stellte dafür im er-

sten Grabungsjahr die Bundesanstalt für Arbeit, in der Folge dann im wesentlichen die Deutsche Forschungsgemeinschaft zur Verfügung.

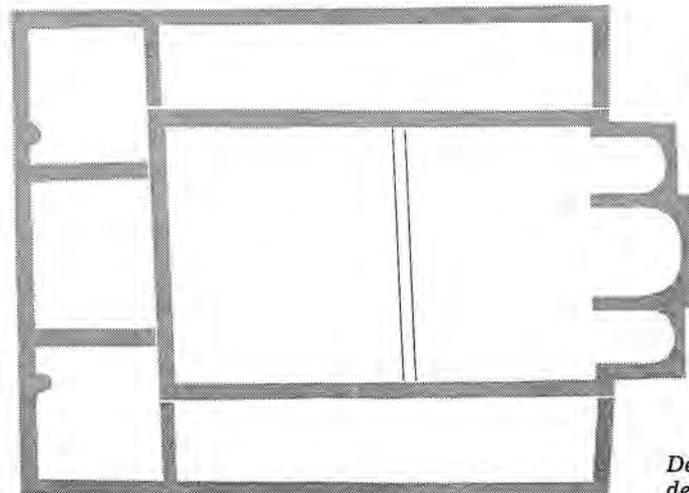
## Die frühmittelalterlichen Vorläufer von St. Benedikt

Bis zum Beginn der archäologischen Ausgrabungen lag der Fußboden der Kirche etwa 1,2 Meter höher als heute. Er überdeckte nicht weniger als sieben ältere Böden (Ziegelpflaster bzw. Kalkestriche), die größtenteils vollständig erhalten und jeweils durch Schutt- oder Humusplanierungen von einander getrennt waren. Aus dieser Schichtenabfolge war die lange Baugeschichte der Kirche recht genau ablesbar.

Der älteste Fußboden – ein Kalkestrich – lag in einem etwas höheren Niveau als der älteste Fußboden der Kirche II. Deshalb war er nur stellenweise unter Mauervorsprüngen der



Die Außenansicht der ersten Kirche



Der Grundriß der ersten Kirche

10 m

heutigen Außenwände erhalten. Er stieß dort gegen die fast ringsum als Fundament der bestehenden Langhauswände nachweisbaren Mauerteile des ältesten Kirchengebäudes. Dessen Fundamente waren ebenso wie die aufgehenden Mauern aus unregelmäßigen Tuffquadern geschichtet.

Die älteste Kirche war ein einschiffiger Saal mit einem Chor aus drei tiefen („gestelzten“) Apsiden im Osten. Diese waren außen rechteckig ummantelt. Kirche I hatte dieselbe Breite wie das bestehende Bauwerk (ca. 11 Meter i. L.). Die Basis ihrer Westwand ist unter der Außenfront der heutigen Kirche noch 1 Meter hoch erhalten. Lediglich der Chor reichte um 1,3 Meter weiter nach Osten als heute. Die Gesamtlänge betrug demnach etwas mehr als 23 Meter.

Etwa in der Mitte des Kirchenschiffes wurde ein schmales Fundamentgräbchen festgestellt. Vermutlich bezeichnet es den Standort einer Chorshranke (siehe die Kopien an der Westwand). Außen war der Kirchenaal im Norden, Westen und Süden von Nebenräumen umgeben. Mit dem Hauptraum waren diese vermutlich durch Mauerdurchlässe verbunden, die jedoch nicht mehr nachweisbar waren. Auch ist die einstige Bestimmung der Annexräume fraglich. Der Bautyp des mit Nebenräumen versehenen Apsidensaales ist vor allem südlich der Alpen (Graubünden, Südtirol) seit dem frühen Mittelalter bekannt. In Sandau ist er eindeutig mit dem Gründungsbau der Mitte des achten Jahrhunderts zu identifizieren.

Die älteste Kirche mußte infolge

eines Brandes offenbar bald – vermutlich während des neunten Jahrhunderts – durch einen Neubau ersetzt werden. Diese Baumaßnahme wurde in zwei Etappen verwirklicht. Zunächst wurde ein tiefer Rechteckchor errichtet, der um zwei Meter weiter nach Osten reichte als sein Vorläufer. An ihn wurde auf den Fundamenten von Kirche I ein dreischiffiges Langhaus mit beidseits je fünf Arkaden angefügt. Die Außenwände dieser Basilika sind fast in voller Höhe erhalten, während von den meisten Pfeilern nur noch Stümpfe stehen. Das vorletzte Pfeilerpaar im Westen springt mit seitlichen Anbauten nach innen vor; vermutlich befand sich demnach in der Tiefe des westlichen Arkadenpaares eine Empore.

Der Chorraum von Kirche II war gegenüber dem Langhaus bühnenartig um etwa 0,7 Meter erhöht und in der Tiefe den östlichsten Arkadenpaars nach Westen vorgeschoben. Die Zugänge zum Chor erfolgten über alle drei Schiffe; die Ansätze der Treppen konnten nachgewiesen werden.

Auch in dieser Bauphase hatte die Kirche einen Kalkestrich als Fußboden. Er wurde während ihrer Nutzungszeit einmal vollständig erneuert.

Während die Chorwände in allen Teilen aus Tuffsteinen gefügt waren, besitzen die seitlichen Außenwände des Langhauses und die Arkaden im Innern ein mächtiges Fundament aus größeren Kieselsteinen („Katzenköpfe“). Die aufgehenden Wände und die Pfeiler selbst sind dagegen ebenfalls aus relativ sorgfältig behauenen kleineren Tuffquadern gefügt, die in

Kalkmörtel verlegt wurden. Der herausgequollene Fugenmörtel ist mit der Kelle glattgestrichen (Verfugung); die horizontal verlaufenden Fugen sind durch eine eingeritzte Linie („Fugenstrich“) hervorgehoben. Im Bereich der Bögen der Arkadur waren die radial verlaufenden Fugen sogar zusätzlich durch aufgemalte weiße Linien noch betont. Später wurden Wände und Pfeiler unter Putz gelegt.

Der Zugang zur Kirche befindet sich spätestens seit dem Bau von Kirche II am heutigen Platz. In dieser Form bestand die Kirche bis zur Aufgabe des Klosters um die Mitte des zehnten Jahrhunderts.

Über die eigentlichen Klosterbauten ließen sich bei den Grabungen nur wenige Aufschlüsse gewinnen, da die Umgebung der Kirche durch den mittelalterlichen Friedhof bis über die einstigen Gebäudefundamente hinab völlig umgepflügt war.

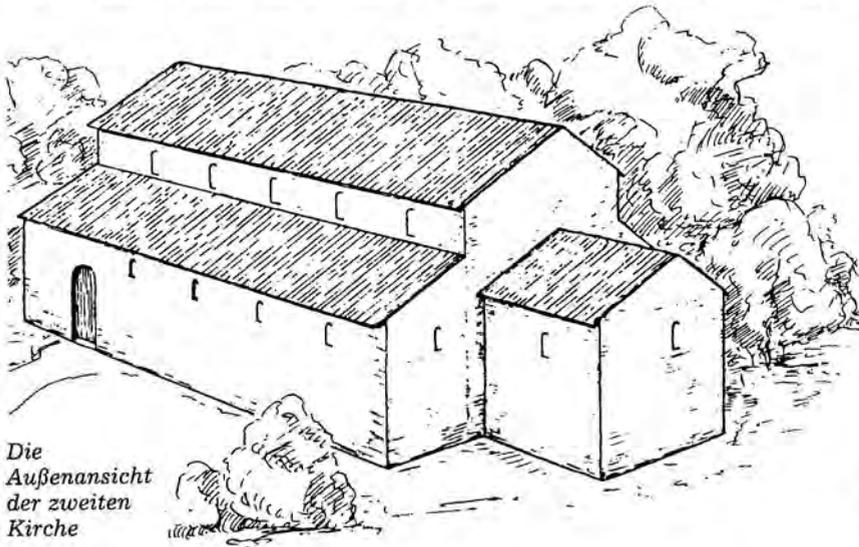
Bemerkenswert ist, daß während der Karolingerzeit der südwestliche Annexraum weiterbenutzt und an den neuen Rechteckchor ebenfalls ein Nebenraum angefügt wurde. Vermutlich bezeichnen diese beiden Gebäude den Ansatz der beiden Seitenflügel einer allseits geschlossenen Klosteranlage. Ihr Verbindungsbau ist wohl südlich außerhalb des heutigen Friedhofes zu suchen.

Nach der Aufgabe des Klosters wurde die Kirche etappenweise in den heutigen Zustand versetzt. Zunächst wurde der Chor auf das Mittelschiff reduziert. Die beiden vermauerten östlichsten Arkadenräume wurden als Nebenräume (u. a. Sakristei) genutzt. Der Altarraum wurde durch eine Brüstungsmauer vom Langhaus abgetrennt und war nurmehr über eine schmale Treppe in der Mitte (an der Stelle der heutigen Stufen) zugänglich.

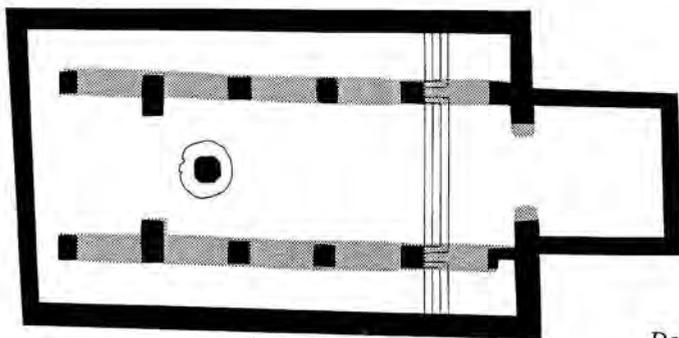
Spätestens während des hohen Mittelalters wurden die Arkaden im Langhaus niedergelegt und die Außenwände aufgehöhht. Die Belichtung erfolgte zunächst allein über rechteckige Fenster in der Südwand, von denen das westlichste über dem Eingang erhalten ist. Die Fenster im Langhaus erfuhren noch mehrfach Veränderungen, bis sie während der Barockzeit an ihren heutigen Platz verlegt wurden. Im Schwäbischen Städtekrieg scheint die Kirche 1373 und 1388 unter einem verheerenden Brand gelitten zu haben. Danach – möglicherweise in Verbindung mit dem Übergang in den Besitz des Klosters Benediktbeuren (1391) – wurde sie wiederhergestellt.

Endgültig auf die heutigen Dimensionen geschrumpft ist das Bauwerk im Jahre 1468 durch die Errichtung des spätgotischen Chores (Gesamtlänge jetzt nur noch 22 Meter).

Zeitweilig besaß die Kirche im Mittelalter einen Dachreiter auf der östlichen Langhauswand über dem Triumphbogen (eingestürzt 1597). Das heutige Türmchen auf der mächtigen Westwand wurde während der Barockzeit errichtet.



Die Außenansicht der zweiten Kirche



Der Grundriß der zweiten Kirche

# Aus 120 Jahren Bau- und Grabungsgeschichte

von Heide Weißhaar-Kiem

Im Jahr 1867 wurden durch den Landsberger Notar Zintgraf zwei karolingische Architekturteile (Reste einer Säulenbekrönung und einer Platte mit Bandwerkmotiv) aus geschlossenem Kalkstein, als Fundstücke von Sandau dem damaligen Historischen Verein von Oberbayern zugeführt. Dort ruhten sie, bis einige beherzte Landsberger – Mitglieder des Historischen Vereins – nach dem Kriege 1939/45 sich der Erhaltung des Sandauer Kirchleins und der Nachforschung annahmen. Damals stand das Gotteshaus nahe dem Einsturz; die Umfassungsmauern waren durchfeuchtet und hatten Risse, Mauerteile waren herausgebrochen, die Dacheindeckung und der Turm waren schadhafte, die Dachrinnen waren zerstört. Nässe, Frost und der während des Kriegs unterbliebene Gebäudeunterhalt hatten diese Schäden bewirkt.

Trotz dieses erbärmlichen Zustandes fanden Vorsprachen bei der Diözese kein Gehör. Die Sandauer Kirche war dort scheinbar schon aufgegeben. Gerade aber dies ermutigte den kleinen Kreis im Historischen Verein. Man arbeitete weiter, sammelte Geldspenden und hatte in kurzer Zeit 9000 Mark zur Verfügung.

1973 wurden für eine „Sofortmaßnahme“ Kostenvoranschläge zu den vordringlichsten Instandsetzungsarbeiten (Dachdecker, Spengler, Beton und Maurer) eingeholt. Von Augsburg wurde jedoch aus Mangel an Mitteln keine Ausführungserlaubnis erteilt.

1974 führte der Historische Verein eine Spendenaktion durch.

1975 verlegte der Historische Verein zusammen mit der Landsberger Bauernbruderschaft um die Kirche einen Kanal und schloß diesen an einen vorhandenen Abwasserrohrkanal an. Diese Grabungen, die dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege angezeigt waren, wurden Auslöser für die weiteren Grabungen.

Seit 1975 gingen die Arbeiten energischer voran. Um die finanziellen Mittel zu beschaffen und entsprechende Anträge stellen zu können, wurde die gründliche Restaurierung der Kirche in einer abschnittsweisen Verwirklichung vorbereitet. Ein „Erläuterungsbericht“ diente dann 1976, um Angebote einzuholen.

Die Innenausstattung der Kirche wurde vom Pfarramt mit Hilfe des Stadtbauamtes, das Lkw und Arbeitskräfte stellte, und weiterer treuer Helfer ausgeräumt und in das kirchliche Depot gebracht. Dachrinnen und Turmkuppel konnten erneuert werden.

Die statischen Sicherungen (Zuganker über dem Chorbogen, Zementinjektionen und Rundstahlanker in das Umfassungsmauerwerk) waren in

Ausführung, als von der Prähistorischen Staatssammlung ein Stop am 26. November 1976 für alle Arbeiten unter Innen- und Außenniveau ausgesprochen wurde. Diese Stahlbetonsicherungen konnten 1979 erst abgeschlossen werden.

1977, am 7. März, begann die Prähistorische Staatssammlung mit den Erschließungsgrabungen, die mit Mitteln aus Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen und mit dem Arbeitsamt Landsberg durchgeführt wurden. Sie dauerten mit geringen Unterbrechungen bis Dezember 1980 an. Sieben Fußbodenhorizonte und die Basilikenpfeiler wurden freigelegt. Im Mai besuchte der Bischof von Augsburg, Dr. Josef Stimpfle, die Grabung in Sandau. Im Dezember besichtigte auch der Generalkonservator des Landesamtes für Denkmalpflege die Ausgrabung.

1977/78 wurde das Konzept für die weitere Gestaltung des Innenraumes festgelegt. Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege, die Prähistorische Staatssammlung und die Stadtpfarrei Mariae Himmelfahrt einigten sich darauf, daß sowohl die Ausgrabungen konserviert und in einem museal-didaktischen Rahmen gezeigt werden als auch daß der Raum weiterhin den liturgischen Bedürfnissen voll gerecht werden soll.

1979 brachte man die Stahlbetonsicherungen unter dem ältesten Kirchenfußboden ein und nahm Putzuntersuchungen vor.

1980 konnte unter anderem die Taufbeckenanlage isoliert und konserviert werden.

1981 wurde eine zusätzliche Drainage östlich der Kirche angeordnet.

1982/83 fanden Mauerwerksfreilegungen innen und außen statt.

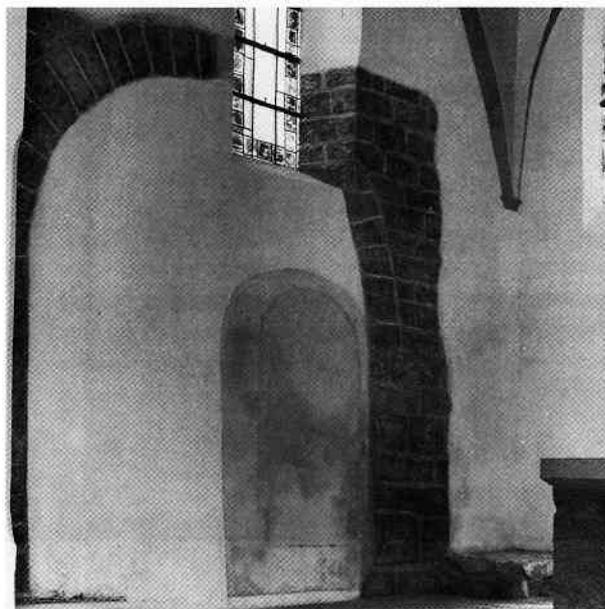
1984 wurde eine Holzdecke im

Schiff unter die barocke Flachdecke gehängt. Der Fensterzyklus entstand.

1985/86 verlegte man schließlich Fußbodenestrich und Ziegelpflaster auf dem frühkarolingischen Niveau. Der Tuffaltarstein wurde von der Stadt zur Verfügung gestellt. Er dürfte mit großer Wahrscheinlichkeit vom alten Schloß stammen, das 1808 abgebrochen worden war. Es entstand die weitere Ausgestaltung des Raumes mit Sedilien, Bänken, Ambo, Leuchtern und liturgischem Gerät. Eine kleine Glocke wurde neu gegossen. Kopien der wichtigsten Fundstücke in Originalgröße konnten an der Westwand angebracht werden. Erklärende Texte und Planzeichnungen auf Alu-Tafeln wurden gefertigt. In der Außenanlage wurden die Apsidengrundrisse von Kirche I und II sowie Grundrisse von Klostergebäuden sichtbar dargestellt. Es entstand die östliche Umfassungsmauer und das Eingangstor. Grabmäler erinnern wieder an den ehemaligen Sandauer Kirchhof.

Die technische Bauleitung lag in Händen des Diözesanbauamtes Augsburg, Sachbearbeiter war Max Huber. Die Leitung der archäologischen Grabungen hatte Direktor Dr. H. Dannheimer, München, inne; die örtliche Grabungsleitung oblag Frau Karola Zeh, Stadtbaurat a.D. Franz Dengler stand dem Stadtpfarrer und den am Bau Tätigen zur Seite und war örtlichseits ehrenamtlicher Betreuer der Kirchenbaustelle. Die künstlerische Leitung der Innenraumgestaltung sowie der Gestaltung der Außenanlage war seit 1983/84 Prof. Franz Bernhard Weißhaar, München-Landsberg, übertragen.

*Die Redaktion dankt Herrn Baurat a.D. Franz Dengler für umfassende Informationen.*



*Karolingischer Arkadenbogen an der Nordwand des Chores*

# Die wiedereröffnete Benedikts-Kirche in Sandau

von Heide Weißhaar-Kiem

Der Besucher, der sich in diesen Wochen der Sandauer Benedikts-Kirche nähert, sieht nach all den Jahren der Grabungen und des Bauens nun das auf uns überkommene Gotteshaus an der Lechhalde in erneuerter äußerer Gestalt, umgeben von einer Umfassungsmauer, von Tor und neu angelegtem Hof mit Grabmälern, die an den alten Sandauer Gottesacker erinnern. Die kleine Kirche mit dem gotischen Chor, auf dessen Entstehungszeit das alte Datum 1468 hinweist, ist baulich saniert worden und konnte erhalten bleiben. Ihr barocker Dachreiter mit der ebenfalls erneuerten Kuppel über der Westwand ist wieder weit und strahlend über das Land hin sichtbar.

Jenem Besucher, dem die Sandauer Kirche von früher her vertraut ist, zeigt sich eine wesentliche Neuerung: Zum gewohnten Eingang an der westlichen Südseite führen fünf Stufen hinunter. Öffnet er die alte Türe, so muß er nochmals zwei Stufen hinabsteigen, um einen scheinbar neuen, nicht mehr vom Barock geprägten Raum zu erleben. Er findet sich in einer weiten Halle mit schwerem Sichtmauerwerk aus Tuff, in der vier Paare von Pfeilerstümpfen aus dem Boden ragen, wo unter den großen Rundbogenfenstern des 18. Jahrhunderts an der Südwand kleine Fenster geöffnet sind, die verhaltenes Licht einlassen. Als umfriedeter Bereich ist die Stelle der Taufanlage ausgewiesen.

Zum erhöht liegenden Chor und dessen Mittelpunkt, dem Altar aus

einem Tuffblock, führt eine Stufenanlage von vier Balkenstufen. Drei Figuren der Barockzeit, die zur alten Ausstattung gehörten, haben wieder Aufstellung gefunden: Über dem Altar hängt, umgeben von einer Lichterkrone, der Kruzifixus, auf der Nordseite vor dem Chor steht die mächtige Benediktus-Figur und an der südlichen Chorschulter soll das Vesperbild, die sitzende Mutter Gottes mit dem toten Sohn auf den Knien, verehrt werden.

Sorgsam ordnet sich die Gestaltung der Fenster den Gesetzen des Bauwerkes unter. Zeigen sich die Scheiben von außen blank, dem barocken Erscheinungsbild angemessen, so erhielten sie für den Innenraum einen eingebrannten Überzug, welcher der völlig anderen Lichtführung eines karolingischen Raumes entspricht. Die Fenster in Langhaus und Chor sind als Zyklus zu verstehen: Sie verweisen durch verhalten gestaltete Inschriften und eingeritzte Zeichen auf den Patron des Gotteshauses, den heiligen Benedikt, sowie auf die Entstehungszeit der Kirche.

Das Gestaltungskonzept dieses Raumes, der Monumentalität und Geborgenheit zugleich vermittelt, hatte sowohl den Bedürfnissen der Pfarrgemeinde wie auch dem Anliegen der archäologischen und historischen Forschung zu entsprechen. Es entstand in Zusammenarbeit zwischen Prähistorischer Staatsammlung München und Katholischer Pfarrgemeinde Mariae Himmelfahrt, Landsberg. Den Vorstellungen des Archäologen gemäß

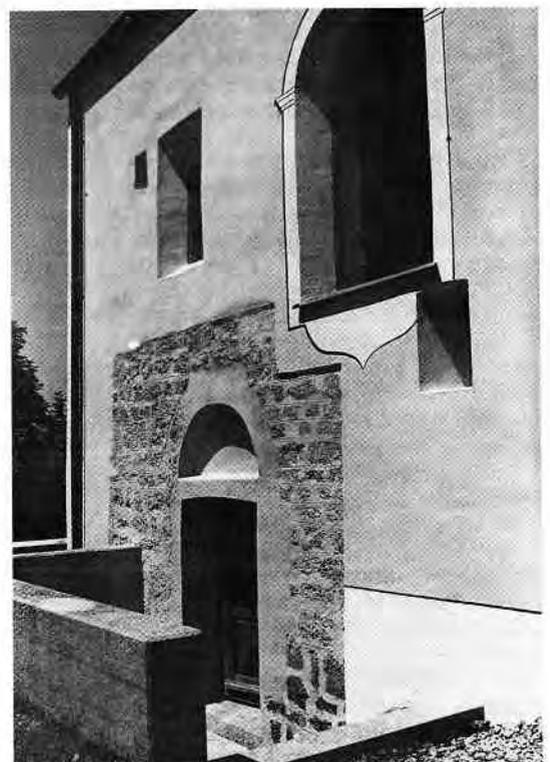
wurden an diesem prominenten Platz der Frühmittelalterforschung die Grabungsergebnisse museal-didaktisch aufbereitet. Auf großen Tafeln, die gleich Pulten auf den Pfeilerstümpfen angebracht sind, erläutern Texte, Grundrisse und Rekonstruktionszeichnungen das Bauwerk und die Grabungen. An der Westwand werden in Kopien originaler Größe die wichtigsten Fundstücke gezeigt. Der Pfarrgemeinde war es ein Anliegen, die Stätte frühen Wirkens der Benediktinermönche am Lechrain wieder für Gottesdienste zugänglich zu machen. So wie sich die erneuerte Liturgie unserer Tage der frühchristlichen Tradition verpflichtet weiß, so soll durch die neue Ausstattung, die sich dem alten, mächtigen Raum unterordnet, verwiesen werden auf die Anfänge christlichen Lebens im Landsberger Bereich.

Gesamtkonzept der gestalterischen Erneuerung, Ausführung von Fenstern und Teilen des Gerätes sowie Anfertigung der Werkpläne lag in Händen von Prof. Franz Bernhard Weißhaar, München-Landsberg. Zahlreiche Firmen aus Landsberg und Umgebung haben bei der Ausführung der oft diffizilen Arbeiten mit großem Engagement und persönlicher Anteilnahme mitgewirkt.

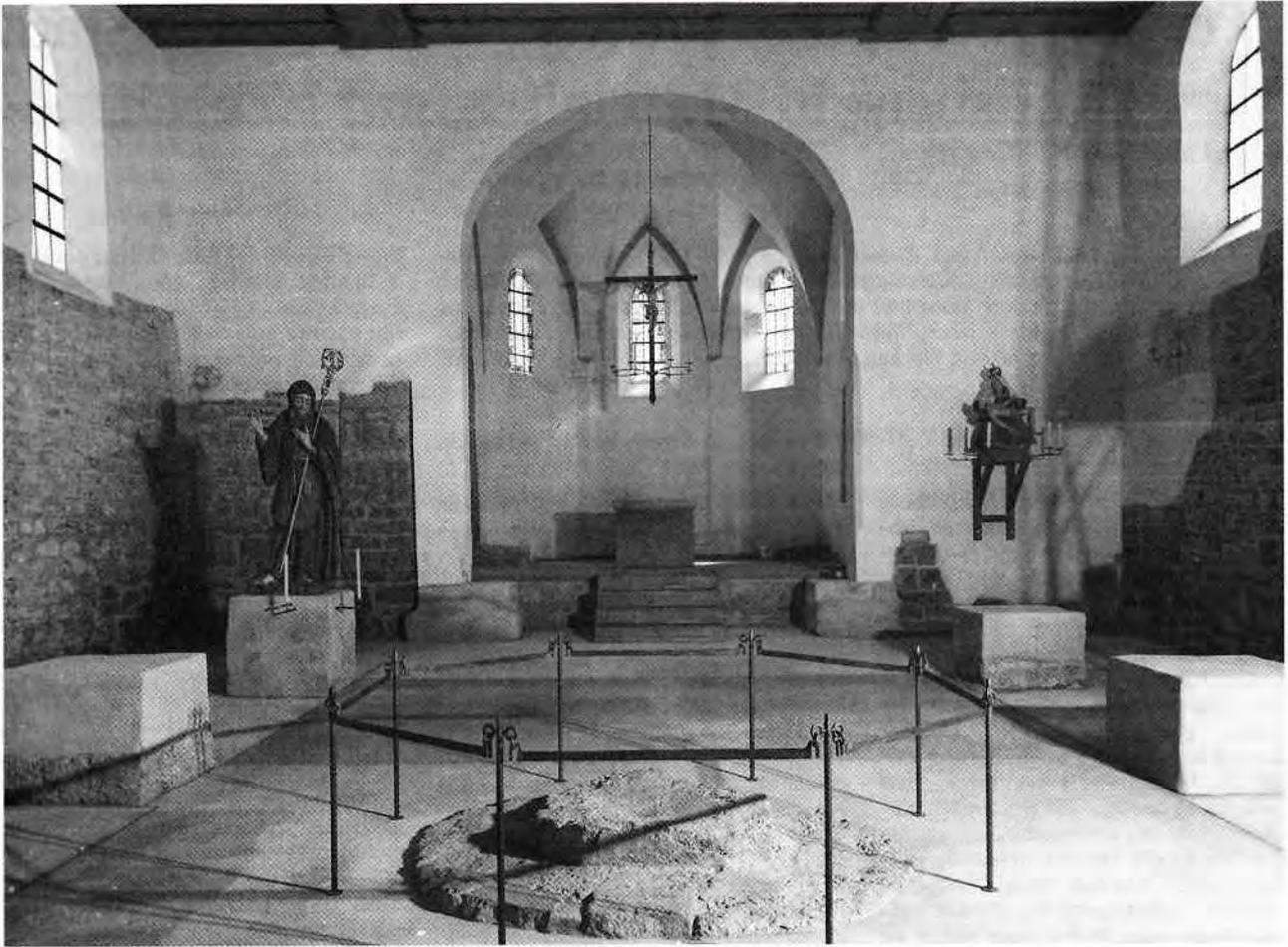
Die St.-Benediktus-Kirche von Sandau wurde eröffnet mit dem Altarweihgottesdienst durch den Diözesanbischof Dr. Josef Stimpfle am Freitag 11. Juli 1986.



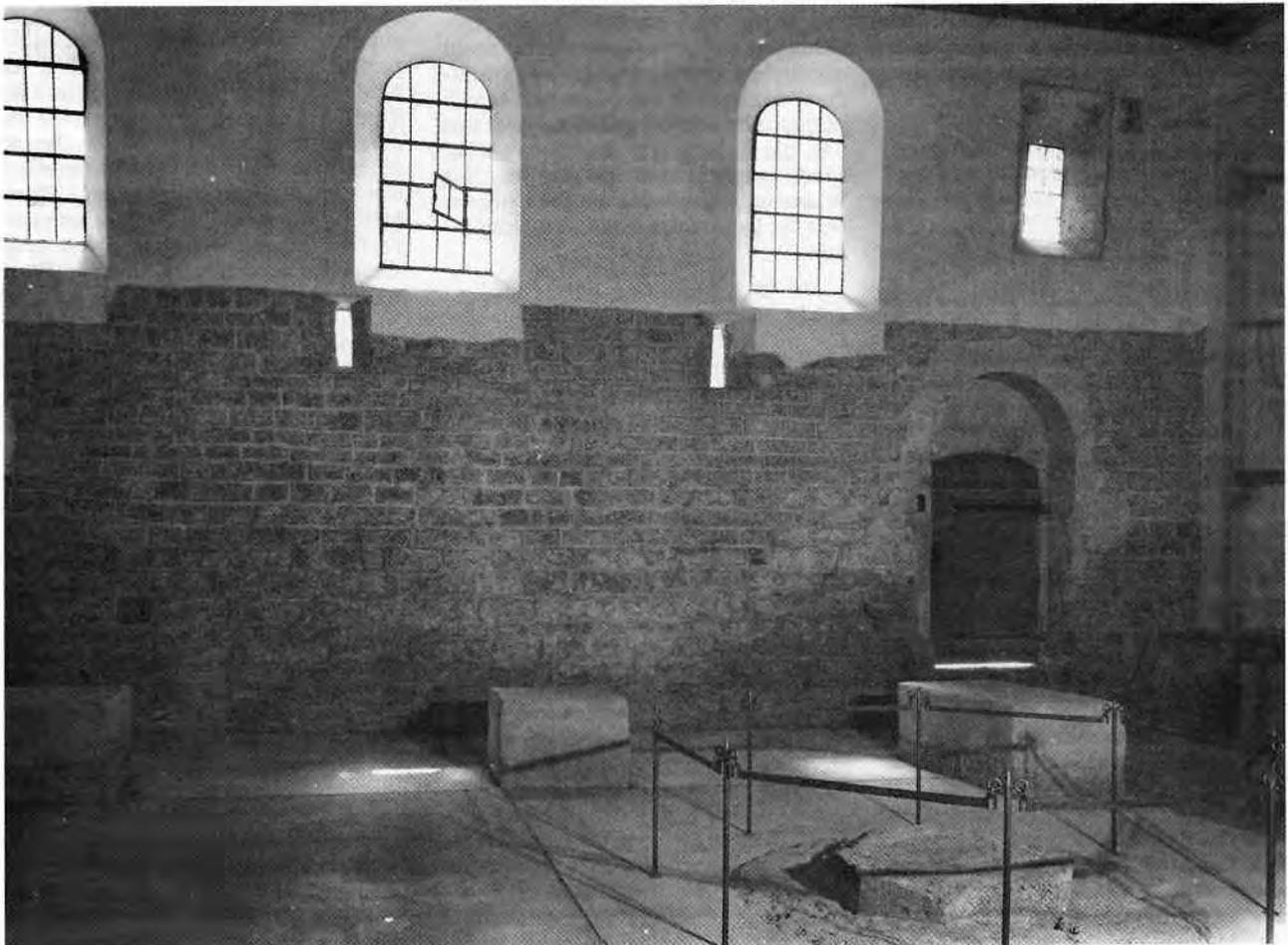
*Chor  
von 1468,  
davor  
Markierung  
der  
karolingischen  
Fundamente*



*Eingang  
auf altem  
Niveau*



*Rest der Taufanlage mit Blick in den Chor*



*Südwand innen mit alten Fensterdurchbrüchen*

# Trinkwasser- und Abwasseranlagen der Stadt Landsberg in Mittelalter und Neuzeit

von Franz Dengler

*Der Autor Franz Dengler hat diesen Beitrag über die Trinkwasserversorgungs- und Abwasserentsorgungsanlagen der Stadt Landsberg in Mittelalter und Neuzeit auf mehrfaches Ersuchen des Historischen Vereins für Stadt und Kreis Landsberg a. Lech e.V. nach Unterlagen im Städtischen Archiv, im Stadtmausam und bei den Städtischen Werken bearbeitet.*

*Die Red.*

## A. Trinkwasserversorgung

Die um den heutigen Schloßberg ausgetretenen Quellen lieferten sowohl den ersten Siedlern auf der Bergkuppe (1750 vor bis 12. Jahrhundert nach Christus) als auch den Bewohnern der Burg Landesburg (1160 bis 1586, zum Bau der ersten Druckwasserleitung) und denen im Dorf Phetine (11. Jahrhundert), sowie denen in der neuen Siedlung, später „civitas“ Landsberg in der Flußniederung (12. bis 20. Jahrhundert) das Trink- und Gebrauchswasser. Dieses mußte zunächst von den Sammelbecken an den Quellen in die Häuser getragen werden. Dann wurden diese Tragwege verkürzt, indem man das Wasser mittels Holz- oder Steinrinnen näher an die Häuser heranleitete. Die dabei verwendeten Holzrinnen waren erst malbierte und ausgemuldet, später durchbohrte Baumstämme (Deichel). Röhrenstämme wurden bevorzugt. Die Steinrinnen bestanden aus ausgemuldeten gebrannten Ziegeln, die nach oben offen waren.

In dieser Zeit floß durch den heutigen Hofgraben und das Hexenviertel ein kleines Bächlein, das später „Lederbach“ genannt wurde. Dieser lieferte bis ins späte 19. Jahrhundert das Wasser für die Haustiere, die Wäschereinigung und den Hausputz. Im 11. und 12. Jahrhundert, vor der Entstehung des ersten Stadtmauerringes, wird dieser Bach nach seiner Vereinigung mit dem Wasser der Quellen, die entlang der heutigen Alten Bergstraße (Spital-, Gigerl- und anderen Brunnen) austraten, über den heutigen Hauptplatz geflossen sein. Mit dem Bau der ersten Stadtumwehrung (13. und 14. Jahrhundert) wurde dieser Bach unmittelbar außerhalb der Mauer entlangeleitet. Zu dieser Zeit bestanden weder die Schlosser-, noch die Schul- und die vordere Mühlgasse. Mit großer Wahrscheinlichkeit war damals vor der Stadtmauer ein Graben, der im heutigen Bereich der Schul- und vorderen Mühlgasse mit Wasser gefüllt war. Dieser bot mit dem in Süd-Nord-Richtung (heutige hintere Salzgasse) verlaufenden Lecharm, dem späteren Mühlbach, eine wirkungsvolle zusätzliche Verstärkung der Verteidigungsanlage. Ob dies so war, ist noch nicht eindeutig erwiesen, doch deuten Erscheinungen bei Bau-

führungen in diesen Bereichen in den letzten 40 Jahren darauf hin.

Um diese Zeit entstanden, mit der Verwendung der geschlossenen hölzernen Deichelleitungen, die jeweils verkeilt und mit Flachs abgedichtet waren, die Zuläufe zu den ersten öffentlichen Brunnen. Diese dürften am Seelberg zunächst einer um 1200 (später kam ein zweiter hinzu), im Hofgraben um 1200 (Vorgänger des Brunnenkirchlein-Brunnens), an der alten Bergstraße (Spitalbrunnen, um 1350 erwähnt, und Vorgänger des Gigerlbrunnens) gewesen sein. Auch ein Vorgänger des Neptunbrunnens am Hauptplatz (heute Marienbrunnen) wird wohl damals schon bestanden haben. 1492 wird dieser erstmals von einer durchreisenden venezianischen Gesandtschaft beschrieben. Das Wasser in diesen öffentlichen Brunnen floß ständig. Die Bevölkerung holte aus diesen Brunnen das Trinkwasser. Auf der Burg war nur ein gemauerter Schöpfbrunnen, dessen Tiefe nicht überliefert ist. Später (15. Jahrhundert) wurde dort ein „Gumpbrunnen“ aufgestellt. Die öffentlichen Brunnen und die Zuleitungen wurden von der Stadt angelegt und unterhalten. Die Wasserentnahme aus diesen Brunnen war für jedermann frei und unentgeltlich.

Mit der Zerstörung der Stadt im Jahre 1315, dem Wiederaufbau und der im 14./15. Jahrhundert folgenden Vergrößerung in südlicher und nördlicher Richtung war es nötig, die vorhandenen verrohrten Trink- und die offenen Nutzwasserleitungen zu verlängern und zusätzliche öffentliche Brunnen zu schaffen. Damals dürften die Brunnen am Leonhardsplatz, an der Salzgasse, am Löwenbergl und in der Blatterngasse entstanden sein. Der genaue Nachweis fehlt, jedoch sind Hinweise auf deren Bestand vorhanden.

Die damaligen Wasserversorgungsanlagen der Stadt wurden von einem städtischen Brunnenmacher, später Brunnenmeister genannt, überwacht. Er hatte die Rinnen und Rohrleitungen zu verlegen, den Unterhalt und die Reinigung zu überwachen und Verstöße mit Hilfe des Magistrats abzustellen. Wegen des Unterhalts und der Reinigung der offenen Gerinne gab es immer wieder Ärger. Diese, auch der Lederbach, mußten nämlich von den

Eigentümern der unmittelbar am Bach stehenden Häuser, oder deren Höfe durchflossen wurden, laufend geräumt und unterhalten werden. Der Lederbach wurde im Laufe der Zeit, mit zunehmender Trinkwasserverrohrung, eine Abwasserrinne, in die bis 1885 nur Quellwasser, der Überlauf aus öffentlichen und privaten Brunnen und der Ausguß der Haushaltungen eingeleitet werden durften.

1586 (so nach Herrn Eduard Pflanz, nach Herrn Münzer laut jesuitischen Annalen 1588) wurde die *erste Druckrohrleitung* aus Bleirohren von einem neu erbauten Wasserhaus – mit Wasserrad und Druckkolben – am Ende des Mühlbaches neben der dortigen Schleif- und Sägmühle zu einem zum Wasserturm umgebauten Wehrturm der nördlichen Stadtmauer gedrückt und von dort im natürlichen Gefälle mittels Holzdeicheln durch die Gärten zu den Jesuiten und zum Schloß geleitet. Dieser umfunktionierte Wehrturm, 1806 abgebrochen, stand etwa mittig zwischen Dachel- und Blauem Turm (heute Pulverturm genannt). Mauerstümpfe sind noch vorhanden. Gefördert wurde hier zunächst nur Mühlbachwasser. Die Bau- und Betriebskosten dieser Wasserversorgungsanlage wurden aufgeteilt. Je ein Drittel übernahmen der Herzog als Schloßherr, das Jesuitenkolleg und die Stadt. Wahrscheinlich entstanden damals oder im Zuge der zweiten Druckleitung (1597/98) die Brunnen westlich des Bayertores, bei dem Elisabethkirchlein und im Hofgrabensattel an der Zufahrt zur Burg. Diese erste Wasserpumpenanlage in unserer Stadt wurde nur acht Jahre betrieben. 1598 wurde sie wegen vieler Störungen, Anfalligkeit und geringer Leistung aufgegeben. Die Leitungen wurden ausgebaut, das Wasserhaus ging kostenlos an die Stadt über und wurde später abgebrochen. Bisher wurden keine Reste von ihm gefunden.

Am 27. 3. 1597 wurde mit der Verlegung einer *neuen zweiten Druckrohrleitung*, wieder in Blei, von einem neuen Brunnenhaus am Roßmarkt, unterhalb der ehemaligen Stadtmühlen, zum neuen Wasserturm (erbaut 1598) westlich des Jesuitergartens, in östlicher Verlängerung der heutigen hinteren Maltesertreppe begonnen. Die Brunnenstube war damals noch in der „Vorderen städtischen Mühle“ (die 1832 an Friesenegger, 1882 an Weisshaupt verkauft wurde). Diese neue Druckrohrleitung wurde durch die heutige vordere Mühl-, Schul- und Kochgasse zum Brunnenhaus bei der heutigen Kapelle an der Leiten, von diesem zum neuen Wasserturm, dann zur Gesellschaft Jesu, schließlich zum

Bayertor und zum Schloß geführt. Gefördert wurde zunächst nur Mühlbachwasser mittels eines Wasserrades von vier Metern Durchmesser und mit vier Druckkolben. Die Kosten für Bau und Betrieb wurden wieder gedrittelt zwischen Herzog Maximilian, Gesellschaft Jesu und Stadt. Diese später (nach Auflösung des Jesuitenordens 1773 und Überführung von dessen Besitz an den Malteserorden 1781) „Malteserpumpwerk“ genannte Anlage war 350 Jahre in Betrieb. Sie arbeitete, nachdem sie 1940 bereits abgeschaltet worden war, 1945 nach den Sprengungen der Lechbrücken nochmals vorübergehend. Leider wurde 1964 dieses Pumpwerk verkauft. Es hätte im neuen Städtischen Museum einen Platz verdient. Den zuletzt tätigen Ein-Kolben-Dieselmotor, Baujahr 1901 oder 1902, der doppelhubigen Kolbenpumpe soll die M.A.N. für ihr Museum in Nürnberg erworben haben. Alles andere wurde verschrottet.

1627 am 20. April trat die Stadt ihren Drittelanteil von 2033 Gulden nach sechsjährigen Vorverhandlungen für nur 1000 Gulden an den Herzog und dieser an die Gesellschaft Jesu ab. Zur Begründung führte der Landsberger Rat die bisherigen hohen Unterhaltskosten, die durch einen Hangrutsch zu erwartenden neuen Ausgaben und den geringen Nutzen für nur wenige Bergbewohner an. Der Herzog überließ später auch sein eigenes Drittelbesitzrecht den Jesuiten, so daß diese Hochdruckanlage nun gänzlich in

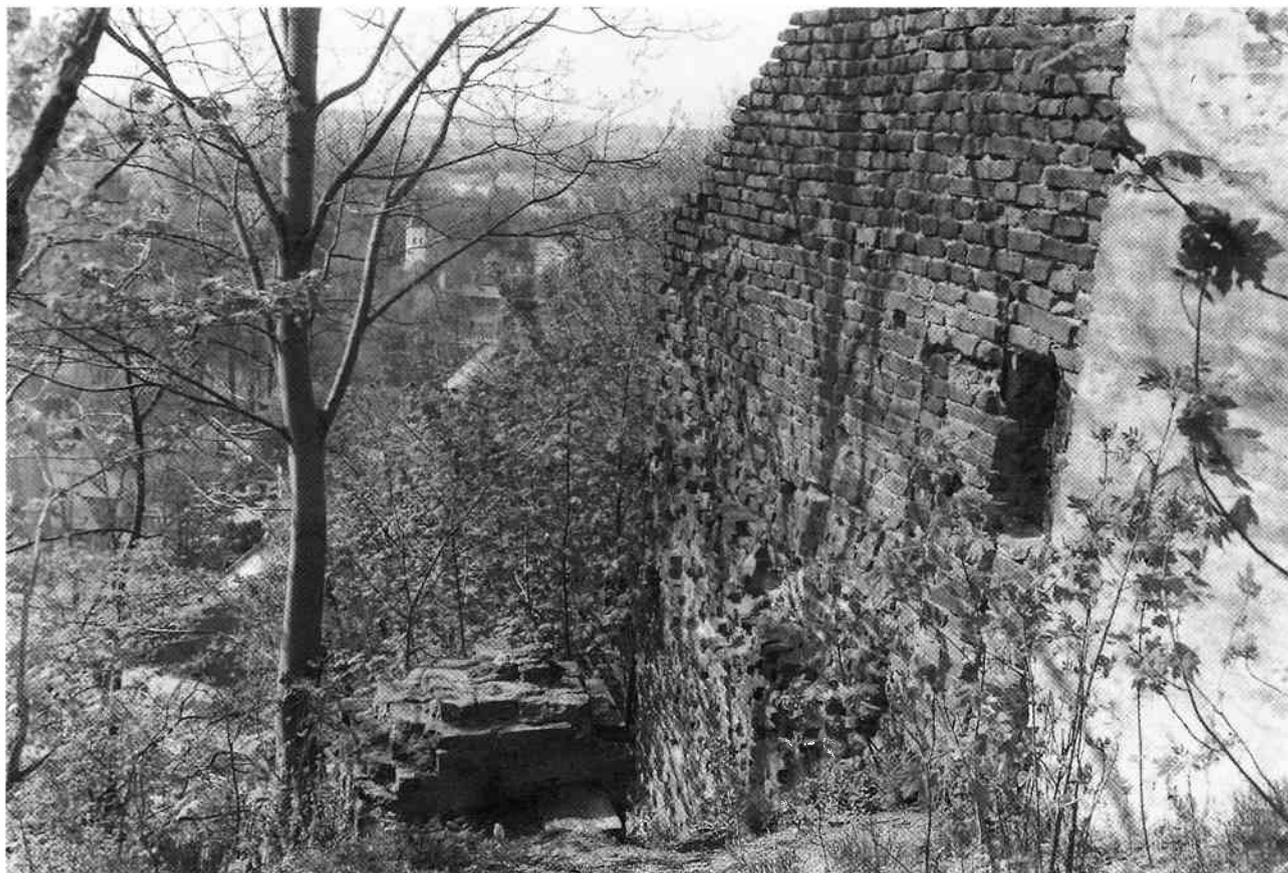
den Besitz der Gesellschaft Jesu gekommen war.

Im 16. und 17. Jahrhundert wurde das städtische Wasserleitungsrohrnetz wesentlich erweitert. Damals bestanden nur die Druckleitungen aus Bleirohren, alle anderen städtischen Rohrleitungen waren noch Holzdeicheln. Der Rat der Stadt entschloß sich nun, Quellwasser, das außerhalb des Mauerringes an den Lechhängen austrat, in die Stadt hereinzuholen und noch mehr öffentliche Brunnen aufzustellen, um damit den Bewohnern den Weg des Wasserholens zu verkürzen und die Brandbekämpfung zu verbessern. In der südlich der Stadt gelegenen „Schlucht“ und an der „Sandauer Leuthen“ wurden sogenannte „Rinnenleitungen“ (Quellfassungen, die zugleich Leitungen sind) aus besonders geformten Ziegeln, die mit normalen Ziegeln abgedeckt wurden, angelegt und das so gewonnene Trinkwasser in Holzdeicheln zu den öffentlichen Brunnen der Stadt geleitet. Zu dieser Zeit dürften die Brunnen südlich des Sandauer Tores und im hinteren Anger (Schafbräu) entstanden sein. Eindeutig ist dies aber nicht festgehalten. Die genannte Art der Quellfassung wurde damals gewählt, damit auf der gesamten Rinnenlänge Quellwasser aus dem Hang zufließen konnte, und weil an den rutschgefährdeten Lechleiten Unterbrechungen der Wasserrinnen so nicht zum völligen Wasserausfall führten, des weiteren, weil hier Schadstellen leichter als an De-

chelleitungen aufzuspüren und zu beheben waren. Diese Fassungen arbeiteten einwandfrei; erst im Jahre 1901 wurden sie erneuert.

1686 hat die Stadt neue Haupttrinkwasserstränge vom „Schießtörl“ und von der „Sandauer Leuthen“ zum Brunnenhaus am Roßmarkt verlegt. Dazu fertigte die Augsburgische Stuck- (d. i. Kanonen-) und Glockengießerin Anna Haid in ihrem Betrieb die neuen „Wasserhähnen“ an; dies dürften Absperrschieber und Entleerungshähnen gewesen sein, denn Wasserhähne waren in unserer Stadt noch nicht eingeführt. Sie lieferte auch ein neues Brunnen- und Druckwerk. Wo dieses eingebaut wurde, ist nicht niedergeschrieben. Ob es in der Schlucht beim Schießtörl Aufstellung fand (später Krachenberg-Pumpwerk!) war nicht zu klären. Es ist dies aber kaum anzunehmen, denn auf einem Plan von 1647, in dem über die Schlucht zum „Kazensteig“ (= Krachenberg) ein Steg eingetragen ist, wäre sicher auch das Pumpwerk dargestellt worden, wenn eines vorhanden gewesen wäre.

1773/74, nach der Aufhebung des Jesuitenordens, mußte sich die Stadt wieder mit der 1597 geschaffenen Druckrohrleitung befassen. 1781 war der Besitz der Jesuiten auf den Malteserorden übergegangen, dessen Besitz 1808 „säkularisiert“ wurde. 1776 hatte sich die Stadt eine neue „Feuerordnung“ gegeben. 1808 übernahm die Stadt das Pumpwerk, das von dieser



Reste des ersten Wasserturms der Stadt Landsberg a. Lech, erbaut 1586 oder 1588 (zwei verschiedene Aussagen), im Zuge der ersten Druckrohrwasserleitung vom Mühlbach zur Gesellschaft Jesu, zum Bayertor (Brunnen) und Schloß – abgebrochen 1806 oder später.

Zeit her „Malteserpumpwerk“ genannt wurde.

1827 wurde die Leistung dieser Pumpanlage durch ein neues Triebrad verbessert und nur noch Quellwasser auf den Berg gefördert.

1831 wurde an das damals (bis 1832) noch städtische Mühlhaus ein ebenfalls städtisches Wasserhaus angebaut. Der Plan liegt im Stadtbauamt.

1837 hatte die Stadt ein beachtliches Wasserversorgungsnetz neben den zahlreichen privaten Brunnen. Ein genauer, schön gezeichneter Plan mit den Brunnenwasserleitungen und Wasserabzugskanälen, „neu aufgenommen u. rein gestellt“ vom Civil-Architekten Joh. Straub, Landsberg, befindet sich im Stadtbauamt. 25 öffentliche Brunnen – neben 108 privaten – deren Wasser ständig floß, bestanden damals. Die Zuleitungen verliefen vom Burgberg, von der Sandauerleiten, von der Schlucht und über dieselbe hinweg vom Krachenberg. Die Einleitung des Krachenbergwassers erfolgte oberhalb des Schießtörls in das Klösterl im natürlichen Gefälle.

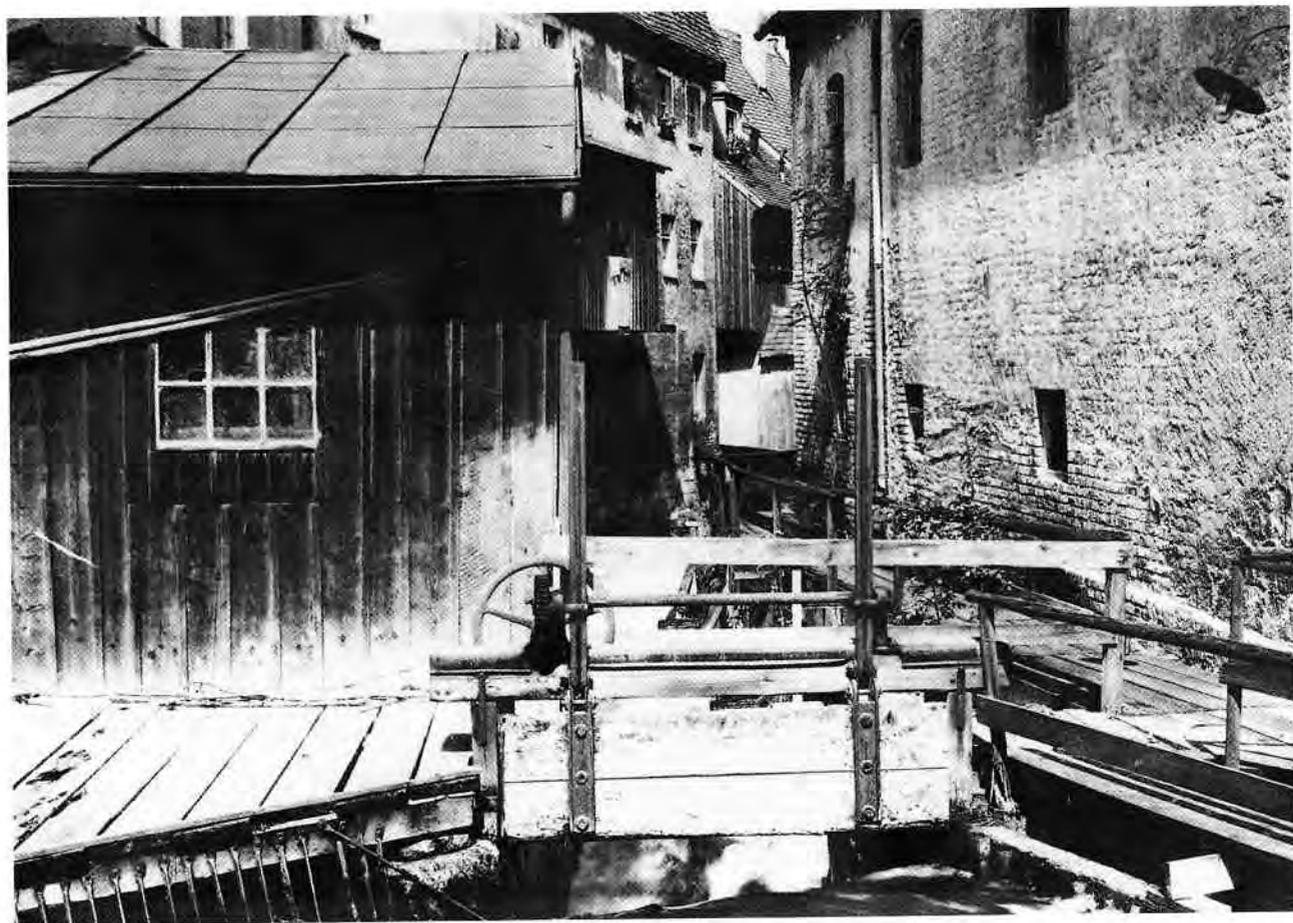
Mit der Verdichtung des Trinkwassernetzes häuften sich die Anträge auf Abzweigung von Hausanschlüssen. Dem konnte aber wegen des großen Wasserbedarfs der öffentlichen Brunnen und der jahreszeitlich bedingten Wasserspende nur in seltenen Fällen entsprochen werden, denn auch den privaten Brunnen (im Grundbuch 1817 eingetragen) konnte das Wasser nicht entzogen werden. Dem städtischen Brunnenmeister oblag es jeweils

festzustellen, ob die Wasserführung in einem Rohrstrang oder Gerinne einen Privatanschluß verträgt. Auf seine Stellungnahme hin verbeschieden die gewählten Stadtvertreter den Antrag des jeweiligen Hausbesitzers. Bei Gestattung hatte der Brunnenmeister die Ausführung des Anschlusses zu überwachen und den „Steften“ mit dem der höchstmögliche Wasserzufluß in die private Deichelleitung geregelt wurde, zu setzen. Die in stets widerprüflicher Weise erteilte Genehmigung wurde jeweils für einen, einen halben oder viertel Steften Wasser erteilt. Ein Steften waren drei Maß Wasser pro Minute. Gemessen wurde sehr einfach, mit Uhr und Eimer in Wiederholung. Entsprechend der Genehmigung wurde vom Brunnenmeister der Steften in die Privatleitung hineingeklopft. Diese Anschlüsse wurden im Sommer bei niedrigem Wasserangebot vorgenommen. Erst mit einem Privatanschluß mußte ein jährlicher Wasserzins gezahlt werden.

Das aus den städtischen Leitungen abgezweigte Wasser wurde, wegen des Über- und Ablaufes, fast immer nur in die in den Hofräumen stehenden „Wassergrandel“ geleitet. Diese waren Tröge aus Holz oder Stein, die ständig durchflossen waren. Im Winter war das Fließen des Wassers zur Vermeidung des Einfrierens nötig, in der warmen Jahreszeit wollte man immer frisches Wasser haben. Nur langsam führten sich bei Wassermangel Holzstopfen am Leitungsende für die frostfreie Zeit ein.

1840 begann man nach und nach Blei- und Holzleitungen gegen Gußrohre auszuwechseln; dabei wurde die „Malteserleitung“ zu schwach bemessen, so daß eine Änderung nachträglich nötig wurde. 1848 holte deshalb der Rat der Stadt beim Königl. Hofbrunnenmeister Heß, München, Rat über diese Leitung. Heß empfahl die bisherigen zu engen gußeisernen Röhren durch solche von gepreßtem Blei – gezogene, nicht gegossene – und wenigstens 2½“ (= Zoll) Innendurchmesser einzubauen. Bei Wiederverwendung von gußeisernen Röhren sollten solche mit 3“ Innendurchmesser verwandt werden. Während der Stadtmagistrat sich rasch, schon am 3. Juli 1848, mit Beschluß zur Auswechslung dieses Hauptstranges gegen die vorgeschlagenen größeren 3“ Gußrohre entschied, beschloß der Gemeindeauschuß erst neun Jahre später, am 21. Juli 1857, über dieses. Schwierigkeiten ergaben sich nämlich bei der Finanzierung dieses Vorhabens. Die „curatelamtliche Genehmigung“ zur Erhebung eines Vorschusses von 500fl hierfür aus der Sparkasse wurde von Königl. Landrichter erst ein weiteres Jahr später, am 6. Juni 1858, nachträglich erteilt. Inzwischen war die neue Leitung längst verlegt und in Betrieb genommen, als am 10. November 1858 das Königl. Landgericht Landsberg und die Stadt von der Königl. Regierung eine Rüge mit Strafandrohung bei weiteren derartigen Eigenmächtigkeiten übermittelt bekamen.

1858 wurde in der Pössinger Au ein



Pumpenhaus mit überschlächtigem Wasserrad und Druckkolben errichtet. Das dort austretende Quellwasser war in Ziegelbrunnen gefaßt und wurde in Gußrohren auf den Berg zum Gut Pösing gedrückt. Das Häuschen steht noch, die Pumpanlage aber ist seit 1954 außer Betrieb. Diese gut arbeitende Pumpanlage könnte auch der Versuch für das „Krachenberg-Pumpwerk“ gewesen sein, das sein Wasser zum umgebauten Jungfernturm und in den oberen Stadtbereich hob. Wann in der Schlucht die erste Pumpanlage aufgestellt wurde, war nicht zu klären.

1859–61 drangen in der Stadt immer mehr Grundbesitzer auf „Wasserablassung“ aus den städtischen Leitungen. Vermehrt kam es auch zu unerlaubten Anzapfungen. Noch im Januar 1861 hat der städtische Brunnenmacher Riemerschmied festgestellt und dem Magistrat berichtet, daß der Bierbrauer M. Dopfer ohne Genehmigung die städtische Brunnenleitung in der Weilheimer Straße angebohrt und eine Deichelleitung in den Keller seines Sommerkellers an der selben Straße verlegt hat. Diese Eigenmächtigkeit kam auf, weil der Bierbrauer nicht bedacht hatte, daß er dem Brunnen im nahen Hof des städtischen Gebäudes (heute staatliches Forstamt), in dem damals die Königl. Baubehörde untergebracht war, das Wasser wegnahm, sobald er seine Leitung in Betrieb setzte. Weil sich derartige Vorfälle häuften, erging eine scharfe Bekanntmachung des Inhalts, daß Änderungen an Wasserleitungen ohne Beiziehung des Brunnenmeisters mit Gefängnis und Geldstrafe bis zu 1000fl bestraft werden.

1865 wurde bei großem Wassermangel vom Krachenberg über die Schlucht Wasser in den Hofgraben geleitet. Dies wird wohl in einem Holzgerinne (offen oder geschlossen) auf Holzböcken geschehen sein. Ob zu dieser Zeit schon in der Schlucht das spätere Krachenbergpumpwerk bestanden hat, ist nicht erwiesen.

1866 wurde im städtischen Brunnenhaus am Roßmarkt zur Erhöhung der Wasserspende ein Schöpfrad eingebaut, das Mühlbachwasser durch einen Kiesfilter zusätzlich zu den Druckkolben des großen Wasserrades förderte. Als im hinteren Anger und am Blatternbrunnen kein Wasser mehr kam und das Trinkwasser an den öffentlichen Brunnen in der Stadt knapp wurde, erließ der Rat eine Anordnung, daß an jeder Wasserentnahmestelle – außer an den öffentlichen Brunnen – „Wechsel“ (Hahnen) anzubringen sind, damit das Wasser nur bei Entnahme fließen kann.

1869 waren zur abschnittswisen Auswechslung der Holzdeicheln durch Gußrohre „Anzapfdeicheln“ beim Königl. Berg- und Hüttenamt bestellt worden. Gleichzeitig wurden gealterte und undicht gewordene öffentliche Brunnen erneuert (im Gogglgäßchen, am Leonhardsplatz, am Kothbüchel und am Stadttheater).

1876 ließen die Magistratskollegien ein neues Hochdruckwerk im Brun-

nenhaus am Mühlbach durch die Maschinenfabrik Augsburg planen und anschließend liefern, Druckhöhe 66 Meter, Leitungen in Guß. Der Gegenvorschlag von Acron Landes, München, kam nicht zum Zug. Am 14. Mai 1877 wurden die Gußrohre hierfür dem Königl. Berg- und Hüttenamt Bergen, Maximilianshütte, in Auftrag gegeben, das diese goß und über den Landsberger Eisenhändler Joseph Lipp lieferte.

1877 am 25. September wurde bei der Stadt München, bei dem Städtischen Ingenieur Brandt, zu der geplanten Hochdruckanlage und über die Muffendichtung ein Gutachten eingeholt. Die Planung fand Zustimmung, für die Dichtung wurden lose Hanfstricke mit Leinöl und abgelassenem Kalk in Pulver, der Abschluß mit Blei-Außguß empfohlen. Noch im selben Jahr wurde diese sogenannte „Malteser-Trinkwasserleitung“ in rund 400 Meter Länge bis zum Spitalgut – damals an der Epfenhauser Straße – durch die Maschinenfabrik Augsburg verlegt.

1879: Die Druckwasserleitung der Stadt (Malteserpumpwerk) sprach sich, nach dem Schriftverkehr zu urteilen, in den Nachbargemeinden herum. Schriftliche Anfragen an den Magistrat kamen aus der Gemeinde Urspring bei Steingaden und der Stadt Weilheim. Nachfolgend die Antworten in Kürze:

1. Eine ortspolizeiliche Vorschrift für den Wasserbezug aus der städtischen Trinkwasserleitung besteht nicht.

2. Jeder Hausbesitzer erhält auf Ansuchen Trinkwasser aus der städtischen Hauptleitung, solange das Wassergebot ausreicht und der Abnehmer den jährlichen Wasserzins, pro Steften 10,- Mark, bezahlt und die Zuleitung auf eigene Kosten herstellen läßt und unterhält.

3. Die städtische Wasserleitung besteht aus gußeisernen Muffenröhren mit Bleidichtung, die meist in Straßenmitte liegen.

4. Für Geschäftsbetriebe wird der gleiche Wasserzins wie für Haushaltungen, 10 Mark pro Jahr, erhoben.

5. Der städtische Brunnenmacher erhält eine Jahresbesoldung von 770 Mark nebst freier Wohnung und Beheizung. Eine eigene Dienstinstruktion gibt es nicht; Vorgesetzter ist der Stadtbaumeister. Tägliche Kontrolle der Pumpwerke, Reparaturen an den städtischen Wasserleitungen, Abnahme und Überprüfung der privaten Anschlußleitungen sind seine Hauptaufgaben.

April 1882: Aus einem Fragebogen zur Statistik der Wasserversorgung ist zu entnehmen, daß zu dieser Zeit in unserer Stadt noch 20 dauernd fließende öffentliche und 18 private Brunnen, des weiteren zwei Pumpwerke und fünf Reservoirs für die Brandbekämpfung bestanden.

Am 27. Juni 1882 wurde zur Sicherung des bestehenden Zuleitungskanals zum städtischen Pumpwerk am Mühlbach durch das Anwesen des Herrn Weishaupt zwischen diesem und der Stadt ein Vertrag geschlossen.



Das sogenannte „Malteser-Pumpwerk“, angelegt 1597. Links ein Holzkastengerinne, das Mühlbachwasser zur Brunnenstube leitete. Diese befand sich im Anwesen Weishaupt. Das Gerinne wurde 1957 beseitigt.





neben dem Bayertor für die „niedere Zone“ geschaffen.

Im November 1902 erhielt das Wasserwerk der Stadt eine sehr sorgfältig ausgearbeitete Betriebsvorschrift, angefertigt vom Königlich Bayerischen Wasserversorgungsbureau.

Im Dezember 1903 wurde die von der M.A.N. 1877 gelieferte Pumpe im Wasserhaus am Roßmarkt zunächst provisorisch und dann bei der nächsten Bachauskehr im August 1904 gründlich überholt.

In diesen und den folgenden Jahren wurden in die meisten Häuser der Stadt die Trinkwasserleitungen verlegt. Durch den nunmehr leichten Wassererhalt in den Haushaltungen und die Bevölkerungszunahme nach dem Weltkrieg 1914/18 stieg der Wasserverbrauch enorm an, so daß im Winter 1921/22 die Wasserschüttung nicht mehr ausreichte.

1923/25 bemühten sich die Stadtväter deshalb, ein zusätzliches Wasser-

einzugsgebiet südlich der Stadt in der Teufelsküche zu gewinnen. 1927 war Baubeginn, 1928 wurde in einem Provisorium von dort Trinkwasser zum Reservoir am Bayertor geleitet.

1929 konnte die Staumauer in der Teufelsküche fertiggestellt werden, nachdem sich vorher die Stadt verpflichtet hatte, die Gemeinde Stoffen, die ihr im Stauseebereich gelegenes Pumpwerk aufgeben sollte, aus der Teufelsküche weiterzuversorgen. Die dortige Turbine lieferte nun das dringend benötigte Trinkwasser in die Stadt und der Gemeinde Stoffen. Die Pumpstation Krachenberg wurde ausgeschaltet und nur noch für Spitzenbedarf bereitgehalten. Das Wasserwerk Teufelsküche hat ein Nutzgefälle von 24 Metern. Für die Gemeinde Stoffen wurde eine eigene Pumpe aufgestellt und auch eine eigene Quellsfassung geschaffen (an der Nordseite der Schlucht).



*Im Jahr 1858 wurde dieses Pumpenhaus in der Pössinger Au erbaut und am 11. Mai 1987 zerstört angetroffen. Noch am 30. April 1987 war dieses Gebäude bis auf die nördliche Dachfläche, die kleine Schäden aufwies, intakt; das Mauerwerk in Tuff und Ziegel geschlossen.*

1945, nach der Sprengung der beiden Lechbrücken am 27. April, wurde deutlich, daß die Trinkwasserversorgung der Stadt nur aus den östlich des Lechs sich hinziehenden Steilhängen nicht länger zu verantworten ist. Damals war nämlich die Weststadt wegen Unterbrechung der Leitungen über den Lech trockengelegt. Eine endgültige Lösung war kurzfristig nicht möglich; hier half nur die Improvisation. So wurde 1946 in der Teufelsküche wegen des großen zusätzlichen Wasserbedarfs des DP-Lagers in der Saarburgkaserne und der amerikanischen Besatzungstruppe eine zweite Quellsfassung ausgebaut.

1960 wurde die Wasserversorgung dezentralisiert und gleichzeitig im Westen der Stadt zusätzliches Trinkwasser gewonnen; dort wurde am zweiten Geräumtweg der erste Tiefbrunnen erbaut. Durch diesen wird Grundwasser aus 27 Meter Tiefe in das städtische Versorgungsnetz gefördert.

1964 wurden nach mehrmaliger Beratung im Stadtrat zur Gewinnung von Bauland im Osten der Stadt (Krachenberg, Pössinger Straße, Weilheimer, Johann-Wechsler-, Schwiftinger und Münchner Straße) die Trinkwasserschutzonen und Quellsfassungen Krachenberg, Schlucht und Sandauer Leite aufgelassen.

1965 gesellte sich zum ersten ein zweiter Tiefbrunnen. Beide liefern zusammen maximal 75 l/sec. die Teufelsküche dazu 50 l/sec, also insgesamt 125 l/sec.

1971/72 entstand auf dem Stoffersberg ein Trinkwasserspeicher (Erdbehälter). Dieser war notwendig geworden für das neue Industriegebiet im Nordwesten der Stadt und für einen wirtschaftlichen Betrieb des Wasserwerkes. Nunmehr hat die Stadt 4000 Kubikmeter Trinkwasserreserve, davon 100 Kubikmeter im Hochbehälter auf dem Bayertor, 400 im Erdbehälter an der Schongauer Straße (in der Druckerhöhungsanlage) und 2500 Kubikmeter auf dem Stoffersberg.

Seit 1973 ist das gesamte Trinkwasserversorgungsnetz durch eine Fernsteuerungsanlage mit der Zentrale des Wasserwerkes an der Epfenhauser Straße verbunden.

1986 besteht die Trinkwasserversorgung der Stadt aus vier verschiedenen Druckzonen:

1. Niederdruckzone: Direkte Versorgung des tiefliegenden Teils der Stadt aus den Erdbehältern am Bayertor und Stoffersberg;

2. Hochdruckzone: Versorgung aus dem Hochbehälter im Bayertor für die Anwesen entlang der Malteser-, Alten Berg- und Weilheimer Straße und dem Hofgraben;

3. 1. erhöhte Druckzone: Aus dem Erdbehälter neben dem Bayertor wird durch vier Kreiselpumpen das Gebiet der Bayervorstadt von der Epfenhauser, Schwiftinger und Ummendorfer Straße bis zum Krachenberg beschickt;

4. 2. erhöhte Druckzone: Aus dem Erdbehälter an der Schongauer Straße

werden die Ritter-von-Leeb-Kaserne, die Lechrainkaserne sowie ein kleines Teilgebiet der Weststadt beliefert.

1987/88 soll diese Druckerhöhungsanlage an der Schongauer Straße durch einen zweiten Erdbehälter mit zirka 2500 Kubikmeter Fassung auf dem Stoffersberg ersetzt werden. Aus diesem soll dann die gesamte Weststadt oberhalb der sogenannten Kinsau-Spöttinger Lechterrasse (Kasernenberg – Spötting – Waitzinger Berg) einschließlich der genannten zwei Kasernen und der vorgesehenen neuen Kaserne im Luftwaffengerätelager versorgt werden.

## B. Abwasserbeseitigung

Seit den Anfängen der Besiedlung diente die offene Gosse als Abfluß aus Quellen, später aus öffentlichen Brunnen und für die in den Haushalten nicht verbrauchten Wässer. Die Fäkalien von Mensch und Tier wurden in Gruben, die wahrscheinlich erst mit Holz, dann mit Mauerwerkumfassungen ausgestattet waren, gesammelt und auf die Wiesen und Felder gebracht. Diese Gruben (als Abort, für Jauche und Mist) hatten zunächst keine wasserdichten Böden und Wänden, so daß ein Teil dieser Abwässer in den Untergrund eindrang. Auf eine einwandfreie Abwasserbeseitigung wurde in unserer Stadt erst spät Sorgfalt verwandt. Die Folgen waren viele Krankheiten, Seuchen und eine hohe Sterblichkeit. Wann die ersten Abwassergerinne aus Holz oder Ziegeln verlegt wurden, war auch nicht im städtischen Archiv zu ermitteln.

Wahrscheinlich sind die Abläufe aus den Quellfassungen um den Schloßberg und aus den „Wassergrandln“, sowie der sogenannte Lederbach selbst kurz vor (12. Jahrhundert) oder mit der Erbauung des ersten Stadtmauerringes (13./14. Jahrhundert) ge- faßt worden.

Eine der ersten Ziegelrinnen dürfte die im Oberlauf des Lederbaches im Hofgraben gewesen sein. Sie war auch noch Jahrzehnte später nur einen Fuß (0,292 m) breit. Eine weitere Abflußrinne zog sich am Hangfuß hinter den Häusern an der Ostseite des Hauptplatzes und der heutigen Herkomerstraße entlang durch die heutige Gogglgasse über den Leonhardsplatz zum Lech. Eine weitere Rinne kam aus dem Klösterl und mündete auf dem Leonhardsplatz in die zuvor beschriebene Rinne. Vom Hauptplatz lief eine gemauerte Rinne durch die Salzgasse zum Mühlbach, eine weitere durch das Pfarrgäßchen (Enge Reihe), über den Hafenmarkt (Hellmairplatz), durch die Judengasse (Ludwigstraße) und das Fronfestentor zum Graben, der im Bereich der heutigen Vorderen Mühlgasse verlief. Die gemauerte Abwasserinne in der heutigen Schlossergasse bis zum Holzmarkt wird wohl mit dem Bau des Heilig-Geist-Spitals (1349) entstanden sein, diejenige in der Schul- und Vorderen Mühlgasse erst nachdem es erlaubt war, an die bisher feindwärts freigestellte Stadt-

mauer unmittelbar Wohnhäuser anzubauen (15./16. Jahrhundert), zumal in jener Zeit der äußere Stadtmauerring unter Einbeziehung der Änger erbaut worden ist. Die Abwasserrinne des Lederbaches wird im 14. (nach dem Städtekrieg 1373) oder 15. Jahrhundert, als die „Änger“ besiedelt wurden, durch den Hinteren Anger und das Sandauer Tor zum Mühlbach verlängert worden sein. Im Vorderen Anger scheint erst im 15. oder 16. Jahrhundert eine Entwässerung geschaffen worden zu sein. Auf diese genannten Abwassergerinne sind wir bei Bauführungen in den letzten 40 Jahren immer wieder gestoßen. Meist waren sie mit Kies verfüllt und überpflastert. Zu erkennen war, daß die schmalen Rinnen (1 Fuß Breite) mit gelegten Ziegeln, die breiteren (2 Fuß) mit einer Ziegelrollschicht abgedeckt waren. Diese aufgefundenen ersten Kanalarinnen hatten rechteckiges Profil, waren ursprünglich nach oben of-

fen, meist ein bis zwei Fuß breit, ein bis zwei Fuß tief, mit Ziegel ausgelegt und innen mit Kalkmörtel verstrichen.

Fest steht, daß das Abwassersystem der Stadt etwa sechs, wenn nicht gar sieben Jahrhunderte auf die Wasserspense des Schloßberges, und hier besonders des Lederbaches, aufgebaut war. Letzterer hatte zunächst das Trink- und Gebrauchswasser, dann nach Vorrohrung des Trinkwassers nur noch das Wasch- und Gebrauchswasser geliefert, dazu kleine Wasserräder für Handwerker getrieben, und schließlich die Abwasserkanalgerinne bewässert und durchspült. Interessantes ist darüber im städtischen Archiv zu finden.

Die zwei Ratskollegien der Stadt waren im 18. und 19. Jahrhundert bemüht, dieses verästelte Bachgerinne, dessen Reinigung Jahrhunderte hindurch den Besitzern der anliegenden Häuser auferlegt war, funktionsfähig zu erhalten. Seit 1828 trachteten die



Das Pumpenhaus in der Pössinger Au, angelegt 1858 mit ober-schlüchtigem Wasserrad. Blick durch die nördliche Umfassungsmauer, die noch am 30. April 1987 geschlossen bestand und inzwischen von Unbekannten mutwillig abgebrochen wurde.

Hausbesitzer, von dieser Verpflichtung befreit zu werden, doch die zwei Ratsgremien wiesen jeden Antrag ab. Für den Brunnenmacher der Stadt, der neben der Trinkwasser- ja auch die Abwasseranlage zu überwachen hatte, gab es immer wieder Ärger, weil es oft Verstopfungen mit Rückstau gab, der sich auf die Keller der Häuser auswirkte. Die Ursache solcher Störfälle konnte bei den offenen Rinnen leicht und rasch festgestellt und behoben werden; anders war es mit der Ermittlung der Verursacher. Diese Gerinne durften nur auf Antrag und nach Genehmigung durch den Magistrat in Teilstrecken abgedeckt werden. Die Abdeckung durfte meist nur in Holz erfolgen und mußte leicht abzunehmen sein. Weil ständig mit dem Putz- und Waschwasser „Hadern und Lumpen“ in die Gerinne gelangten, wurde 1821 der Einbau von Eisenrechen jeweils am Ende jedes Anliegerhauses angeordnet. Damit sollte erreicht werden, daß das Stauwasser, das bei unterlassener Rechenreinigung anfiel, bei dem Anrainer austrat, der seiner Reinigungspflicht nicht nachgekommen war. Diese Regelung hielt sich rund 40 Jahre bis 1863.

Am 15. Dezember 1863 waren nach einer eingehenden Besichtigung und Berichterstattung der städtischen Baukommission gleich zwanzig Hauseigentümer wegen Unterlassung der Reinigungspflicht gegen Unterschrift zum damaligen rechtskundigen Bürgermeister Arnold vorgeladen worden. Nach längerer Verhandlung einigte man sich dort schließlich unter anderem auf Beseitigung aller eingebauten Rechen und dahin, daß der Lederbach dort, wo er durch Hofräume floß, durch die Grundeigentümer mit Brettern überdeckt wird und jeweils dort eine eiserne Vergitterung erhält, wo das Ausgußwasser in den Bach geschüttet wird, außerdem noch darauf, daß nur noch Wasserausguß und nichts anderes in den Bach eingebracht werden darf. Von den Hauseigentümern wurde der Vollzug dieser Übereinkunft innerhalb acht Tagen zugesichert. Der Magistrat übernahm mit seinem Brunnenmacher die Überwachung der Ausführung. Zehn Jahre ging dies gut, dann häuften sich wieder die Beschwerden über Rückstau und Unterhalt. So wurden 1872 Rückstauschäden im Blatterngäßchen und Hinteren Anger angezeigt.

1865 wurde vom Krachenberg Wasser über die Schlucht in das Klösterl geleitet.

1873 wurde eine ortspolizeiliche Vorschrift über die Anlage von Abtritten, Dung- und Versitzgruben, sowie über das Beziehen neu hergestellter Wohnungen und Wohnräume erlassen. Mit dieser Vorschrift wurden derartige Anlagen genehmigungspflichtig (§§ 1 und 2). Die wesentlichsten Auszüge hieraus:

§ 3: Bei jedem Wohnhausneubau, sowie bei jeder Umänderung eines bereits bestehenden Gebäudes in ein Wohnhaus mußten zu den Abtritten entweder Gruben außerhalb der Mau-

ern des Gebäudes angelegt oder bewegliche Behältnisse – Fässer – fosses mobiles – aufgestellt werden.

§ 4: Boden und Seitenwände der Abtrittgruben mußten vollkommen wasserdicht aus hartgebrannten Backsteinen, mindestens einen Stein stark, in Zementmörtel gemauert und innen verputzt, sowie außen mit einem Mantel von Lehm umkleidet hergestellt werden.

§ 6: Die Einleitung von Abtrittsrohren, die aus Steingut, glasiertem Ton oder lackiertem Gußeisen sein mußten, in unterirdische Straßenkanäle, unterlag besonderen Auflagen.

§ 11 und 12: Die Abtrittsrohre mußten mindestens 25 cm Durchmesser haben und über Dach gezogen sein.

§ 17: Die beweglichen Behälter, welche bei Abtritten statt der Gruben verwandt werden durften, sollten wasserdichte, möglichst luftdichte Verschlüsse der Einleitungsöffnungen haben und in eigens für sie bestimmten, gewölbten und gegen die Wohnräume geschlossenen Lokalitäten untergebracht sein, aus denen sie jederzeit herausgefahren werden konnten.

§ 29: Die Abtrittgruben durften in der Zeit von Michaeli (29. September) bis Georgi (24. April) nur zwischen abends 8 Uhr bis morgens 6 Uhr, von Georgi bis Michaeli von abends 10 bis morgens 4 Uhr geleert und der Inhalt abgeführt werden.

Aus § 6 geht hervor, daß bereits zu dieser Zeit einige „unterirdische Straßenkanäle“ vorhanden waren. Unter welchen Straßen sie verliefen, ist nicht eindeutig auszumachen, vermutlich aber in den Bereichen mit besonderem Verkehrsaufkommen, wie Hauptplatz, Herkomer- und Ludwigstraße. Dort werden die ursprünglich offenen Gerinne bei der ersten Pflasterung dieser Straßen mit Lechkieseln, vermutlich im 15. Jahrhundert, abgedeckt worden sein.

1880 ging erstmals ein Hinweis ein, daß der Lederbach auch zur nicht erlaubten Ableitung von Abortwässern mißbraucht werde. Die Nachprüfung bestätigte diese Behauptung zwar nicht, sie ließ aber erkennen, daß verschiedene Abwasserrinnen zeitweise zu wenig oder gar kein Wasser führten. Deshalb erging 1883 – die Stadt hatte übrigens damals 5200 Einwohner – der Magistratsbeschuß: Alle Bachanlieger sind auf die geltenden Bestimmungen und darauf hinzuweisen, daß jeweils am Samstagnachmittag um 4 Uhr der Lederbach geschwemmt wird.

Am 7. Juni 1889 ließ der Magistrat, um Störungen in der Abwasserrinne östlich der Häuser am Hauptplatz und in der Gogglgasse zu beheben, einen Verbindungskanal mit Rohrdurchmesser von 25 Zentimetern vom Lederbach vor dessen Einmündung in die Schlossergasse durch das städtische sogenannte „Offiziershaus“ herstellen. Damit war es möglich, auch diese Rinne durchzuspülen.

Im gleichen Jahr wurde die städtische Bauverwaltung ermächtigt, festgestellte Reinigungsmängel durch

städtische Arbeiter zu Lasten der Säugmigen beheben zu lassen. Bisher war von niemandem für die Wasserabführung eine Abgabe verlangt worden. Den Anliegern oblag nur die Reinigung und die Unterhaltung des Gerinnes entlang ihres Besitzes oder durch ihren Grund.

Im August des gleichen Jahres 1889 wurden die Aborteinleitungen in den Häusern des Bierbrauers Wiedemann (später Kratzergarten) beanstandet und gefordert, daß diese „direkt“ in den Lederbach einzuführen sind.

1890 kam es zu einem Streit mit dem Rotgerbermeister Sepp, weil aus seinem Betrieb im Hofgraben Gerberlohe in den Lederbach geflossen war und diese in der ganzen Stadt viel Ärger verursacht hatte.

Ab 1896 wurde das an den Lederbach angeschlossene Abwassergerinne hinter den Häusern Nr. 2 bis 25 am Hauptplatz und an der Herkomerstraße zur Verringerung der Stauungen täglich von 12 Uhr mittags bis 6 Uhr abends mit Wasser gespült. Trotzdem gab dieses Gerinne laufend zu Beschwerden Anlaß. Das Königliche Bezirksamt Landsberg (Gebäude der heutigen Volksbank) wandte sich immer wieder, zuletzt am 8. Februar 1902, an den Magistrat; es vertrat mit Nachdruck – unter Einschaltung des Landbauamtes Weilheim, das damals für den Bauunterhalt der Häuser Nr. 17 und 18 des Königlichen Bezirksamtes zuständig war – die Auffassung, daß dieser Bach ein städtischer Abzugskanal und deshalb von der Stadt zu unterhalten und zu reinigen sei, auch wenn er durch Privatbesitz führe und zur Zeit baulich von den privaten Angrenzern unterhalten werde. Die beiden Gremien der Stadt erkannten eine derartige Verpflichtung aber nicht an und machten in dem „Circular vom 25. 2. 1902“ gegen Unterschrift den 25 Anliegern nochmals bekannt: „Die Reinigung und der Unterhalt des Kanals innerhalb der jeweiligen Eigentumsgrenzen obliegt den Anwesensbesitzern.“ Die Stadt hatte damals 5970 Einwohner.

1897 wurde den Stadtvätern ein von der Firma Ludwig und Theodor Meyer, München, ausgearbeitetes Kanalisationsprojekt, das im Mischsystem vorgesehen war, unterbreitet. 1898 erlaubte der Magistrat der Königlichen Haupt- und Residenzstadt München auf Ersuchen der Stadt Landsberg a. L. ihrem Obergeringieur Niedermayer, dieses Projekt zu prüfen und zu begutachten. Das Honorar hierfür betrug 150 Mark.

1899 beschlossen die Ratsgremien, kostenfrei eine Abwasserleitung zu der zu errichtenden neuen Kaserne zu legen (Siehe Ausführungen über Trinkwasser!). Am 5. Februar 1900 wurde dieses Projekt mit dem eingeholten Gutachten dem Königlich Bayerischen Staatsministerium des Innern zur Genehmigung vorgelegt, die dann am 3. Juni 1901 durch die Regierung von Oberbayern erteilt wurde. Am 8. Februar 1902 beschloß der Magistrat die Baudurchführung



und am 13. Februar 1903 die Ausführung durch die Firma Philipp Holzmann, München. Das Rohrsystem wurde in Steinzeug und Beton verlegt, die Fertigstellung bis Ende 1904 festgesetzt.

Im April 1904 wurde in der heutigen Alten Bergstraße der Kanal „Bergstraße“ verlegt und am 19. Oktober das neue Kanalwerk in der Altstadt zwischen Karolinen- und Sandauer Brücke und zwischen Effenhauser, Weilheimer Straße und dem Lech in Betrieb genommen. Die Abwässer wurden ungeklärt im Mischsystem von Fäkal- und Niederschlagswässern dem Lech zugeführt. 1904/05 wurde auch die Katharinenvorstadt im Zuge des Baufortschrittes beim Bau der heutigen Saarbürgkaserne kanalisiert. Auch diese Abwässer wurden unge-

klärt bei den „Meyer-Häusern“ (heute Post und Vermessungsamt) in den Lech geleitet.

Von 1905 bis 1909 wurde die Strafanstalt (heute Justizvollzugsanstalt) Landsberg gebaut und erhielt ein eigenes Rohrkanalnetz mit besonderem Rohrstrang in den Lech, bei der Einmündung des Herbstweges in die von-Kühlmann-Straße.

Am 29. Oktober 1907 wurde in einer Ortspolizeivorschrift die Kanalschlußpflicht verfügt und für deren Ausführung eine Frist von drei Jahren eingeräumt. Damals zählte die Stadt Landsberg 5880 Einwohner, 1910 7285, 1919 6930 und 1925 sogar 7728 Einwohner, jeweils ohne die kaserniert untergebrachten Soldaten.

1937/38 anlässlich der Vergrößerung der Saarbürgkaserne wurde der soge-

nannte „Wehrmachtskanal“ entlang des Hindenburgbrings verlegt und damit der Abwassersammler für das spätere Stadterweiterungsgebiet „Weststadt“ von der Schongauer über die Erpftinger und Holzhauser bis zur Platanenstraße geschaffen. Dieser Rohrkanal in Betonausführung entwässerte ungeklärt unmittelbar nördlich der Pflugfabrik in den Lech.

1959/62 wurde der Hauptsammler in der von-Kühlmann- und Schwaighofstraße eingebracht. Durch den Bau dieser Kanalstrecken konnten die Kanaleinleitungen aus der Katharinenvorstadt und Strafanstalt am Westufer des Lechs aufgelassen werden. Sie dienen heute nur noch als Überläufe bei starkem Regen, wo also das Abwasser genügend verdünnt wird. An diesen neuen Sammler wurden 1959 die Ritter-von-Leeb- und 1968 die Lechrainkaserne angeschlossen. Gleichzeitig wurde der erste Teil der Zentralen Kläranlage für 20000 EGW (= Einwohnergleichwerte) und die Überleitung der Abwässer der Altstadt über den Lech mittels Pumpwerk an der Sandauer Brücke ausgeführt. Die Stadt hatte damals 13680 Einwohner ohne kasernierte Soldaten.

1966 wurde der damalige Ortsteil „Neu-Erpfting“ im Trennsystem an die Entwässerungsanlage der Stadt angeschlossen.

1967/68 wurde der mechanische Teil in der Zentralen Kläranlage auf 40000 EGW erweitert und 1971/72 das Industriegebiet im Nordwesten der Stadt unmittelbar an die Zentrale Kläranlage angeschlossen.

1980/85 erhielt die städtische Kläranlage ihren biologischen Bereich, der auf 78500 E + EGW 40 ausgelegt ist. Dabei bedeutet E einen angeschlossenen Einwohner und EGW Einwohnergleichwerte, wobei der Verschmutzungsgrad der eingeleiteten Abwässer aus Gewerbe, Industrie und sonstigen abwasserintensiven Betrieben nach der Schmutzfracht von 40 Gramm je Tag auf einen Gleichwert umgerechnet sind. In der wasserrechtlichen Erlaubnis für den Betrieb der Kläranlage ist diese Begrenzung festgelegt.

1985/86 wurde das Baugebiet westlich der Justizvollzugsanstalt erschlossen (Wasser, Abwasser, Strom und Straßen).

#### Anmerkungen:

Zur Abrundung und Ergänzung meiner Ausführungen verweise ich auf die folgenden Veröffentlichungen:

Paul Winkelmayr, Öffentliche Brunnen in Landsberg; in: Landsberger Geschichtsblätter, 24. Jahrgang, 1927.

Derselbe, Der Mühlbach – eine wertvolle Wasserkraft. 60 Jahre Elektrizitätswerk Landsberg; in: Landsberger Geschichtsblätter, 40. Jahrgang 1950, Spalte 38f.

Sigfrid Hofmann, Kleinere Arbeiten des Bildhauers Johann Luidl; in: Lech-Isar-Land 1971, Seite 200f.

Derselbe, Augsburgs Glockengießerarbeiten für Landsberg; in: Lech-Isar-Land 1971, Seite 200.

Eduard Pflanz, Ein Jubiläum seltener Art; in: Lech-Kurier Nr. 5ff/1987.



Der Jungfernturm, erbaut im 14. Jahrhundert, zwischen 1865 und 1879 Wasserhochbehälter des Krachenberg-Pumpwerkes.

# Besitz und Wirken der Jesuiten im Landkreis

Von Anton Lichtenstern

## Hofmarken und einschichtige Güter

Das Landsberger Jesuitenkolleg, entstanden auf Initiative des Grafen Helfenstein und seiner Gemahlin, benötigte für seine Aufgaben regelmäßige Einnahmen. Deshalb bemühten sich die Landsberger Jesuiten um Erwerb von Grundbesitz in der Umgebung von Landsberg.

Schon 1592, vier Jahre nach dem Einzug der ersten Novizen in das neu erbaute Kolleg, schenkte Herzog Wilhelm V. den Landsberger Jesuiten die Hofmark Finning, bestehend aus einer Wirtschaft, einem Burgstall, zwei Höfen in Finning und einem halben Hof in Epfenhausen. Die Höfe wurden damals nach einem sogenannten Hoffuß eingeteilt, der sich nach den Steuern und Abgaben richtete. Es gab Höfe von einem Hoffuß über  $\frac{1}{2}$  Hoffuß bis zu  $\frac{1}{32}$  Hoffuß. Ab der Größe von  $\frac{1}{6}$  Hoffuß und kleiner konnte eine Bauernfamilie vom Bodenertrag allein nicht leben.

1598 erwarben die Jesuiten von einem Münchener Bürger namens Schöttl die Hofmark Zankenhäuser, heute Landkreis Fürstenfeldbruck, mit 14 Anwesen, darunter zehn kleiner als  $\frac{1}{6}$  Hoffuß. Ab 1665 hatten sie auch das Patronatsrecht, also das Recht zur Einsetzung des Pfarrers.

1599 schenkte die Witwe Helfenstein dem Kolleg das Kauferinger Schloß Hofenberg, das aber 1622 wieder verkauft wurde. 1612 veräußerte Maria Hundt die Hofmark Kaltenberg an die Jesuiten. Eingeschlossen waren die Anwesen von Dürnast und Jedelstetten.

*Ignatius und Franz Xaver von Lorenz Luidl in der Nikolauskapelle in Jedelstetten. Jedelstetten gehörte zur Hofmark Kaltenberg, dem wichtigsten Besitz der Landsberger Jesuiten.*

Diese Hofmark war mit ihren 27 Anwesen und den 31 zugehörigen Höfen in Unterfinning (1), Oberfinning (3 – eingegliederte ehemalige Hofmark), Ramsach (2), Epfenhausen (1), Geretshausen (4), Walleshausen (11), Geltendorf (6) und Hausen b.G. (3) der wichtigste Besitz des Landsberger Kollegs neben dem Stoffersberghof in der Stadt.

1615 erwarben die Jesuiten von den Erben des Hofrates Purckmayr die Hofmark Winkl mit 16 Anwesen, 1621 auch das Patronatsrecht. Als letzte Hofmark im Landgericht Landsberg wurde 1642 Pestenacker gekauft; der Besitz bestand aus 30 Anwesen.

Alle genannten Hofmarken blieben bis zur Ordenaufhebung 1773 beim Landsberger Kolleg. Als Hofmarksherren waren die Jesuiten Mitglied der Landstände auf der Prälatenbank des Landtages und Inhaber der Polizeigewalt und der niederen Gerichtsbarkeit. Von der Anwesenheitspflicht bei

den Landtagen und von der Übernahme politischer Ämter wurden sie schon 1597 durch den Herzog entbunden.

1603 richtete der Rektor des Noviziats an den Ordensgeneral in Rom eine Denkschrift mit der Bitte, ein eigenes Gefängnis für die Untertanen errichten zu dürfen, „weil der Charakter der Bauern in hiesiger Gegend derart (sei), daß man sie ohne Gefängnis nicht in Zucht halten könne.“ Ob die Absicht verwirklicht wurde, ist nicht überliefert.

Im Landgericht Landsberg besaßen die Jesuiten außer den Hofmarken noch eine große Zahl von einzelnen Anwesen, sog. „einschichtige Güter“, nämlich in Landsberg (2), Erpfting (4), Geretshausen (1), Hagenheim (2), Hofstetten (4), Kaufering (2), Oberbergen (2), Oberfinning (5), Obermühlhausen (1), Penzing (1), Pflugdorf (1), Thaining (2), Unterschondorf (1) und Walleshausen (7); außerdem im heutigen Landkreis Fürstenfeldbruck in Eis-



merszell (1), Jesenwang (1), Landsberried (2) und Pfaffenhofen (3). Außerhalb des Landgerichts Landsberg gehörte den Jesuiten die Hofmark Vogach. Die meisten der angeführten Güter waren bis 1773 im Ordensbesitz und gingen danach (1781) bis zur Säkularisation an den Malteserorden über.

Der gesamte Besitz des Kollegs war im Vergleich zu dem der alten Orden relativ bescheiden; im alten Landgericht Landsberg waren es insgesamt 160 Anwesen; Wessobrunn zum Vergleich besaß im gleichen Gebiet etwa 300.

#### Der Ertrag des Grundbesitzes

Aus dem Jahre 1651 hat sich eine Tabelle der Einkünfte aus dem Grundbesitz erhalten. Die gesamten Abgaben der Bauern hatten einen Wert von 5525 fl (Gulden), davon waren allerdings nur 882 fl (ca. 16 Prozent) Geldeinnahmen. Der größte Teil bestand aus Naturalabgaben, und zwar vor allem in Getreide (ca. 54 Prozent) und Holz (ca. 22 Prozent), fast ausschließlich Buche. Beim Getreide hat Roggen den größten Anteil (ca. 20 Prozent der Gesamteinkünfte), danach kommen Hafer (ca. 16 Prozent), Kern (ca. 10 Prozent) und Gerste. Außerdem wurden auch Eier, Schmalz, Gänse, Hühner, Lämmer, Kälber, Käse und Flachs abgeliefert.

Wenn man die einzelnen Güter vergleicht, ergibt sich, daß der Stoffersberghof mit 1389 fl allein etwa ein Viertel der Einkünfte erbringt, vor allem viel Getreide. An zweiter Stelle steht die Hofmark Kaltenberg mit 872 fl, darauf folgen die Hofmarken Pestenacker (810 fl), Winkl (644 fl), Vogach (556 fl) und Zankenhausen (292 fl). Die Einkünfte aus den einschichtigen Höfen betragen insgesamt nur etwa 11 Prozent der Gesamteinnahmen. Der größte einzelne Hof war der Gallihof in Landsberg mit 136 fl „jährlicher Nutzung.“

#### Religiöse Unterweisung

Die Aufgabe des Landsberger Kollegs war in erster Linie die Ausbildung des Ordensnachwuchses der Oberdeutschen Provinz. Die Jesuiten wirken aber auch als Seelsorger und Religionslehrer in der Stadt und in der Umgebung.

Einen interessanten Einblick in die katechetische Tätigkeit gibt eine undatierte Tabelle, einzuordnen in die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts, in der die besuchten Orte, die Länge und der Zustand des Weges, die Teilnehmerzahlen, das Interesse und die Kenntnisse der Teilnehmer und schließlich die Zeit der Durchführung der Katechese eingetragen sind.

Insgesamt wurden 27 Orte im Umkreis von etwa 10 Kilometer um Landsberg aufgesucht, und zwar alle Orte innerhalb einer Linie Stadl - Thaining - Finning - Schöffelding - Petzenhausen - Weil - Hurlach - Oberigling - Erpfting.

Die Entfernungen werden pedantisch genau angegeben, z.B. Schwif-

ting „drei quadrantibus“ – eine Dreiviertelstunde –, oder, am weitesten entfernt, Oberfinning mit 2½ Gehstunden. Ebenso genau sind die Angaben über den Zustand des Weges. Vielfach ist es „lutosa“ (schlammig), z.B. nach Stoffen oder Pürgen; bei Ramsach steht „caelo pluvio difficilis et lutosa“ (bei Regen gefährlich und schlammig). Manchmal wird nach Jahreszeiten unterschieden, z.B. ist der Weg nach Pitzling im Sommer angenehm („amoena“), im Winter gefährlich. Auf dem Weg nach Hofstetten besteht im Winter sogar die Gefahr des Verirrens, weil der Weg kaum begangen wird. Gelobt werden die Straßen nach Schwifting und Thaining („facile“) oder nach Kaufering und Erpfting („facillima“ – sehr leicht). Am besten hat den Patres offenbar der Weg nach Unterigling gefallen, er ist „facillima et amoena“ – (sehr leicht und angenehm).

In der Spalte der Zahl der Anwesenden wird zwischen Erwachsenen und Kindern unterschieden. Im Durchschnitt nahmen an der Katechese zwischen 20 und 70 Erwachsene und eine ähnliche Zahl von Kindern teil, allerdings von Dorf zu Dorf verschieden, z.T. mehr Erwachsene, z.T. mehr Kinder. Die größten Teilnehmerzahlen sind bei Oberfinning (180 Erwachsene, 80 Kinder) und bei Stadl (140 Erwachsene, fast 100 Kinder) vermerkt. Kritik ist zu spüren im Eintrag bei den Ramsacher Kindern: „pauciores non nihil“ (wenige, aber mehr als keiner), Lob z.B. bei Reisch, wo alle Kinder teilnehmen.

Als Aufsicht waren offenbar meistens die Lehrer oder auch die Mesner, selten die Pfarrer anwesend. Auch in dieser Spalte ist Kritik erkennbar, wenn es z.B. bei Pürgen heißt: „rarisime ludimagister“ (sehr selten der Lehrer), oder bei Pitzling: „ludimagister semel visus“ (der Lehrer wurde einmal gesehen). Für den Erfolg der Tätigkeit der Jesuiten sind die beiden nächsten Spalten aufschlußreich. Bei fast allen Dörfern wird der Eifer gelobt, Ausnahmen sind Pürgen („valde negligentes“ – sehr gleichgültig), Pitzling („vix ullus“ – kaum einer zeigt Eifer) und Hofstetten, wo die Kinder als „irrequieti et inurbani“ (unruhig und unartig) bezeichnet werden.

Schließlich wird auch der Erfolg des Bibel- und Katechismus-Unterrichtes festgehalten. Auch hier werden die meisten Teilnehmer gelobt, bei vielen steht z.B. „optime instructi“ (sehr gut unterrichtet). Ausnahmen sind wieder Pürgen („leviter tincti“ – oberflächliches Wissen), Pitzling („non bene instructi“ – nicht gut unterrichtet) und Hurlach („pro capacitate instructi“ – nach ihrem Fassungsvermögen unterrichtet).

In den beiden letzten Spalten ist angegeben, in welchem Zeitraum jeweils am Sonntag der Unterricht durchgeführt wurde. Die Patres begannen meist nach Ostern und beendeten ihre Tätigkeit im September. Aus der „Tabula pro Catechesibus“ ergibt sich

nicht, ob es sich um eine einmalige Mission handelte oder ob die Jesuiten häufiger oder vielleicht regelmäßig die Landgemeinden aufsuchten. Aufgrund der Tabelle allein ist deshalb kaum abzuschätzen, wie stark das religiöse Leben in der Umgebung von Landsberg durch die Jesuiten geprägt wurde.

#### Die Verehrung der Ordensheiligen

Die Verbreitung der Verehrung der Ordensheiligen kann dagegen ein deutlicheres Bild vom geistigen Einfluß des Ordens auf die Bevölkerung der Dörfer um Landsberg geben. In vielen Kirchen des Landkreises finden sich Figuren und Bilder der Jesuitenheiligen, insgesamt sind es 43 in 28 Orten.

Am meisten verehrt wurde Franz Xaver, der in vielen Nöten angerufen wurde, wie die Motivbilder in der Heilig-Kreuz-Kirche in Landsberg beweisen. 25 Figuren oder Bilder dieses Heiligen befinden sich in den Kirchen und Kapellen des Landkreises, davon allein 8 von Johann Luidl. Seltener wird der Ordensgründer Ignatius dargestellt, meist in einer Zweiergruppe mit Franz Xaver. Außerdem kommen noch vor Aloisius, Stanilus und, nur je einmal, der erst 1737 heiliggesprochene Johann Franz Regis und Petrus Canisius. Die allermeisten Figuren und Bilder stammen aus der Zeit vor 1773, also aus der Zeit, als der Orden noch bestand. Neun von ihnen werden Lorenz Luidl, zwölf Johann Luidl zugeschrieben. Einige Figuren aus dem 19. und 20. Jahrhundert beweisen, daß auch nach der Aufhebung des Ordens die Jesuitenheiligen weiter verehrt wurden.

Jesuitenheiligen befinden sich in den Kirchen oder Kapellen folgender Orte: (ohne Angabe: Plastik, G: Gemälde): Beuerbach (Holzkapelle), Denklingen, Dienhausen, Eresing, Geltendorf (Pestkapelle; Pfarrkirche: Plastik, G.), Hofstetten (Antoniuskapelle), Kaltenberg (Jedelstetten), Kaufering (Pfarrkirche, Leonhardskapelle), Ludenhausen, Mundraching, Oberdießen, Penzing, Pestenacker, Prittriching (Jakobskapelle), Pürgen, Ramsach, Reichling, Reisch, Rieden, Scheuring, Stadl, Stoffen, Ummendorf, Unterigling, Untermühlhausen (G), Utting, Windach, Winkl (G).

#### Literatur:

Duhr, Bernhard, Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge, vier Bd. Freiburg-München/Regensburg 1907–1928

Fried, Pankraz, und Hiereth, Sebastian, Historischer Atlas von Bayern, Bd. 22/23, München 1971

Maier, Adalbert, Die Jesuiten in Landsberg, Landsberger Geschichtsblätter 1926

Heilig-Kreuz-Kirche in Landsberg, Großer Kirchenführer, München 1986

Die angeführten Quellen befinden sich im HStA München, Jes 2018

Für den letzten Abschnitt war die Kunstsicherungskartei der Landpolizei, angefertigt von H. Ernst Adolf, eine große Hilfe.

# „Erschröckliches“ auf der Bühne des Glaubens

*Das Jesuitentheater als ein Stück bayerischer Barockkultur*

Von Walter Drexl

„ich fahr nach eingehnomenem früstüchh nacher Landsperg in die Ends Jahrs Comoedi . . .“ schrieb Sebastian Joseph Freiherr von Pemler am 4. September 1750 in sein Tagebuch. Sebastian Pemler (1718–1772) war Hofmarksherr auf Schloß Hurlach und versäumte es in keinem Jahr, dem festlichen Schulschluß im Jesuitengymnasium in Landsberg, eben jener „Ends Jahrs Comoedi“, beizuwohnen. Pemler, den Zeit seines Lebens eine enge Beziehung mit den Jesuiten in Landsberg verband, hatte aller Wahrscheinlichkeit nach selbst das Jesuitengymnasium oben am Berg besucht und dort nicht nur die Klassen von den „Rudimenta“ – den Grundkursen – bis zu den abschließenden Rhetorikkursen, den „Rhetorica“, absolviert, sondern in dieser Zeit auch an den Jahresschlußkomödien mitgewirkt.

Das Laienspiel hatte wohl in allen Epochen der Schulgeschichte bis in unsere Zeit hinein seine pädagogische Aufgabe zu erfüllen. Den Jesuiten war es jedoch vorbehalten, an die Tradition des seit 1570 gepflegten humanistischen Schuldramas, die Schulkomödien, anzuknüpfen und das Schulspiel zielstrebig in ihren großen Bildungsplan einzubauen. Sie waren es, die in ihrer rund zwei Jahrhunderte umspannenden Theaterkultur das Theater zu einer „Bühne des Glaubens“ und zu einem Stück bayerischer Barockkultur machten. Über allem stand nämlich auch das Ziel, in die Religionsauseinandersetzungen der Reformationszeit einzugreifen und das Volk beim katholischen Lager zu halten.

So wurde aus den Aufführungen dramatischer christlicher Themen, in denen die Schüler Deklamation und Gestik üben sollten, um Formulierungskraft und Selbstvertrauen zu stärken, letztlich ein Zweck- und Beeinflussungstheater (Manfred Barthel), über das Karl Bosl schreibt: „Um die Menschen und die Massen zu gewinnen, mußten die Jesuiten die Schranken zwischen Priester und Volk abbauen und die intellektuelle Oberschicht durch Schulunterricht und akademische Lehrtätigkeit mit ihrem Reformgeist erfüllen. Um die Menschen von ihrem geläuterten Glauben zu überzeugen, setzten sie neben Predigt und Schule die starke Propaganda des Theaters.“

Die Jesuiten waren aufgeschlossen genug, um zu spüren, was beim Volk ankam, wie in ihrem seelsorgerlichen Wirken auch das Medium Theater „zur höheren Ehre Gottes“ eingesetzt werden konnte. „Omnia ad majorem

Dei Gloriam“ verkündeten gemäß ihrem Wahlspruch denn auch die gedruckten Theaterprogramme der „Gesellschaft Jesu zu Landsperg“, von denen noch eine Reihe aus den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts im Stadtarchiv erhalten ist.

Das Jesuitentheater hatte seinen Ursprung in Wien, wo 1555 im dortigen Profeßhaus die erste große Aufführung stattfand. Von dort kam es nach Ingolstadt und München und fand, wie die Aufzeichnungen Pemlers und die gesamten 104 überlieferten Titel aus den Jahren 1643 bis 1772 bele-

gen, auch in Landsberg eine Heimstatt. Gespielt wurde im Theatersaal des Jesuitengymnasiums, der übrigens später dem 1822 gegründeten Landsberger „Liebhaber-Theater“ bis zur Eröffnung des Stadttheaters in der Schlossergasse im Jahre 1878 als musisches Domizil diente.

Überlieferten Berichten zufolge muß die Wirkung der Jesuitenaufführung beachtlich gewesen sein, denn die Theaterpatres sparten nicht bei Ausstattung und Bühnentechnik, umrahmten die einzelnen Akte mit Prologen und epilogischen Szenen und

## LEO IMPERATORIS BASILII FILII S, TRAGOEDIA.

DES

Käyfers Basilii  
Sohn

In einem Traur-Spill vorgestellet

Von dem

Herrn Fürstl: Gymnasio der Gesellschaft Jesu  
zu Landsperg

Den 4. und 6. Tag Herbstmonat/ Anno 1719.

Augsburg/ druckt Joh. Michael Rabhart/ Hoch-Fürstl: Bischöfl: Buchor.

meist gehörte auch Musik zu den Stücken, die in der Regel von Musiklehrern der Jesuitenschulen oder kirchlichen Kapellmeistern komponiert wurde. So waren die jesuitischen Schuldramen im Wettstreit mit der Oper auch prunkvoll ausgestattet, Massenszenen, Musik und Illusionstechnik wurden in reichem Maße verwendet. Außerdem förderten die Jesuiten auch die Verbreitung der Kulissenbühne. Die Stoffe für ihr Theater entnahmen sie gemäß dessen Auftrag der Heiligen- und Kirchengeschichte; am Schluß des dramatischen Geschehens stand der Sieg der Kirche. Trotz des Ernstes ihres Anliegens wußten die Jesuiten aber sehr gut, daß bei aller Dramatik mit Humor oft mehr zu erreichen war als mit dumpfer Indoktrination:

„Es gibt kein besseres Mittel, die Deutschen zu gewinnen, die Ketzer und Feinde der Kirche zu Freunden zu machen und die Schulen zu füllen, als lustige Stücke“, berichtete das Münchner Jesuiten-Colleg an die Ordensleitung in Rom. So setzte auch das wohl berühmteste und am längsten lebendig gebliebene Jesuitendrama, der „Cenodoxus“ des Jakob Bidermann, auf diese Wirkung. Es wurde 1602 in Ingolstadt uraufgeführt und stand 1958 in München zum 800jährigen Jubiläum der Stadt in gekürzter Fassung auf dem Festprogramm. „Cenodoxus“ ist die „sehr schöne Comoedi von einem verdambten Doctor zu Paris“, einem zweifelhaften Ehrenmann, der nach seinem Tod in einer himmlischen Verhandlung verurteilt wird; ein Exempel, „sehr lustig und annemlich, darneben auch erschrocklich“, wie auf dem Titelblatt der deutschen Ausgabe angekündigt wurde. Die Lachmuskeln der Zuschauer seien so in Bewegung gesetzt worden, daß die Stühle in Gefahr gerieten, heißt es in einem Bericht über eine Aufführung in München im Jahre 1609; hundert Predigten hätten keinen solchen Erfolg gehabt wie dieses Stück.

Wesentlich früher, nämlich im byzantinischen Reich angesiedelt waren u. a. die Dramen, die von den Landsberger Jesuitenschülern aufgeführt wurden. Anno 1701 stand zum Beispiel Basiliscus im Mittelpunkt des dramatischen Geschehens der „Ends Jahr Comoedi“: „Basiliscus. Das ist: Trauriger Undergang Basilisci deß Kaysers sambt seinen 4. Söhnen“. Basiliscus (475–476) hatte versucht, die Beschlüsse des vierten Ökumenischen Konzils von Chalcedon (451) durch kaiserliches Dekret außer Kraft zu setzen, war damit jedoch gescheitert und nach dem Abfall seines Heeres gezwungen, mit Weib und Kind in eine Kirche zu flüchten, wo er – so die Überlieferung – entweder durch Hunger oder Gewalt sein Leben verlor. Moral aus der Geschichte: Basiliscus hat damit selbst die alte Erkenntnis vom Tod des Verfolgers bestätigt.

Die Sprache der Stücke war lateinisch; für die Zuschauer wurden aber auch deutsche oder zweisprachige Programme herausgegeben:

„LEO IMPERATORIS BASILII  
FILIUS, TRAGOEDIA.  
LEO

Kaysers Basilii Sohn

In einem Traur-Spill vorgestellt von dem Chur=Fürstl: Gymnasio der Gesellschaft Jesu zu Landsperg Den 4. und 6. Tag Herbstmonat

Anno 1719

Bei dem Titelhelden dieses Stückes dürfte es sich um Leon IV. den Weisen (886–912) gehandelt haben, Sohn des byzantinischen Kaisers Basilius I. und Begründers der „makedonischen Dynastie“ (867–886). Leo, die Inkarnation des Guten, Hehren, nimmt zu Beginn des Stückes die Huldigung der Abgesandten Constantinopels anlässlich seines Regierungsantritts entgegen und läßt durch Theophilus, den Bischof von Constantinopel, und seinen Obrist-Hofmeister „vil Gelt“ unter Armen und Bürgern verteilen. Sein Gegenspieler, Werkzeug des Satans, ist Santabarenus, „der Euchiten-Mönch Vorsteher“, Ketzer-Sinnbild der Häresie.

Die Euchiten, auch Messalianer genannt, erschienen in der Kirchengeschichte schon um die Mitte des vierten Jahrhunderts als fanatische Sekte. Ihnen wurde schwärmerische Frömmigkeit, ein krankhafter Hang zum Einsiedlerleben vorgeworfen; ihrer träumerischen Beschaulichkeit wegen wurden sie auch die „Ruhenden“ oder „Nabelbeschauer“ genannt. Der Gebrauch der Taufe und der Eucharistie galt ihnen als unnütz und wirkungslos; das Gebet allein, lehrten sie, tilge die Sünden und besiege den Teufel. Sie vermieden es aber, sich selbst von der Gemeinschaft der Kirche zu trennen. Auf Kirchenversammlungen hatte man jedoch Strafgesetze gegen sie erlassen, in deren Folge man sie verjagte und ihre Klöster niederbrannte. Kaiser Theodosius II. hatte sie schon im Jahre 428 in die gegen Ketzer erlassenen Gesetze einbezogen.

Doch zurück zur Tragödie um Leo: Jener ketzerische Santabarenus hatte sich durch Scheinheiligkeit und „Schwartz-Kunst“ bei Kaiser Basilius, Leos Vater, höchstes Ansehen erschlichen. Von Leo, der ihn durchschaut hatte, wurde er daher „nit unbillich gehasset“, weswegen Santabarenus diesem wiederum nach dem Leben trachtete. Um ihn aus dem Weg zu räumen, flüsterte er Basilius ein, Leo trachte dem Vater nach dem Leben; er wolle ihn auf der Jagd mit einem Dolch, den er im Stiefel verborgen halte, entleiben.

Basilius fällt auf die Intrige herein, läßt seinen Sohn und dessen Jägermeister Leontius in Bande legen und gibt

schließlich den Befehl, Leontius „zu vertroßlen“ und Leo die Augen auszustechen. Doch Santabarenus hatte die Rechnung ohne den Bischof Theophilus gemacht. Diesem gelingt es, Santabarenus' Betrug aufzudecken und Leo buchstäblich im letzten Augenblick „gähling“ dem schon angesetzten Messer zu entreißen. Der Sieg der Kirche ist errungen. Leo wird als unschuldig erkannt und sowohl der verlorenen Gunst des Vaters als auch des Reichs-Throns wieder teilhaftig.

Dies alles wurde in fünf Akten weidlich ausgespielt, umrahmt von drei Chören, in denen das Euxinische (Schwarze) Meer und seine Flüsse das Lob Leonis preisen, Santabarenus durch einen zauberischen Traum in Basilio die Verbitterung schürt und der Ägyptische Joseph in Leo Hoffnung weckt. Kein Wunder, daß sich solche Aufführungen über fünf bis acht Stunden hinzogen: „kommen erst umb halb 9 uhr nacher haus, weillen alles gegen 6 Stund gedauert“, notierte Pemler nach einer „Ends Jahrs Comoedi“ in sein Tagebuch. Die Jesuiten waren eben auch als Theatermacher Perfektionisten.

Nicht weniger als 50 Akteure aus allen Studiengängen, von den bereits promovierten Studenten der Moraltheologie über die Rhetoriker und Syntaxisten bis hinunter zu den Rudimentaristen weist das Programm für die Tragödie um Leo namentlich aus. Die Musik hatte der „hochansehnliche und gelehrteste“ D. Franciscus Antonius Kumpf, J. U. C. komponiert. Der Verfasser des Textes wird nicht genannt. Die Tatsache, daß Text und Musik oft aus ein und derselben Feder stammten, ließe vielleicht aber auch hier auf die Autorenschaft von F. A. Kumpf schließen.

„Die Comoedi war nit ybl, sonderlich die Music . . .“, insbesondere die Musik also, lobte Sebastian Pemler 1750 die Jahresschlußaufführung, und 15 Jahre später hob er wiederum besonders die Musik hervor, als seiner Meinung nach bei der „Ends Jahrs Comoedi“ am 4. September 1765 „die Composition und Music zwar gut, aber die Acteurs zihmmlich schlecht waren“.

Doch es war wohl nur die Premierenangst, das Lampenfieber, das die Jesuitenzöglinge zunächst in ihrem Bestreben beeinträchtigt hatte, ihr Bestes zu geben; denn schon zwei Tage später zeigte sich Pemler mit ihren Leistungen viel zufriedener: „nach dem tisch fahre wider mit meiner frau in die letzte Ends-Comoedi, so umb viles besser herausgekommen als vorgestern“.

„nach der Comoedi gehe in das Collegium auf ein Jesuiter bier“, schließt Pemler seine Betrachtungen über das Theater. Vom Bier verstanden die Jesuiten offensichtlich mindestens genau so viel wie vom Theater!

# Ein bisher unbekanntes Porträt Köglers

Von Anton Lichtenstern

Der Landsberger Ignaz Kögler kam als Jesuitenmissionar 1715 nach China, wurde Leiter der kaiserlichen Sternwarte in Peking und als solcher vom Kaiser zum Vizepräsidenten des Ritenministeriums ernannt, ein Rang, der keinem Europäer außer ihm in China je verliehen wurde.

In Berlin befindet sich ein bisher in Landsberg unbekanntes Porträt Köglers. Ein Vergleich mit dem Ölgemälde im Landsberger Rathaus ist interessant. Die Zeichnung weist in fast allen Einzelheiten deutliche Übereinstimmungen mit dem Ölgemälde auf, allerdings in spiegelbildlicher Anordnung. Dies ist am deutlichsten bei den Händen zu erkennen, wo Kögler auf dem Berliner Porträt den Zirkel mit der rechten und das Kreuz mit der linken Hand hält, aber auch z.B. bei den Tierkreiszeichen auf dem Himmelsglobus. Das unsignierte Landsberger Porträt gehört zu den Porträts der be-

rühmten Landsberger im Rathaus. Über die Herkunft ist nichts bekannt. Wenn es ein echtes Porträt wäre, müßte es in China gemalt sein, was recht unwahrscheinlich ist. Die Berliner Zeichnung könnte nun einen Hinweis auf die Entstehung des Landsberger Porträts geben. Daß Kögler auf dem Berliner Porträt den Zirkel in der rechten Hand hält, legt den Schluß nahe, daß die Zeichnung das ursprüngliche Porträt ist.

Das Landsberger Bild könnte nach einem – bisher allerdings nicht bekanntgewordenen – Druck gemalt worden sein, wobei für die Druckplatte einfach die Zeichnung als Vorlage übernommen worden wäre. Dies würde die Spiegelbildlichkeit erklären.

Neben der Spiegelbildlichkeit ist ein zweiter Unterschied auffällig. Im Fensterausschnitt zeigt die Zeichnung das Schema einer Mondfinsternis, das

Landsberger Porträt ein auf die Sonne gerichtetes Teleskop. Möglicherweise deutete der Maler des Ölgemäldes die Mondfinsternis fälschlich als Teleskop. Über Mondfinsternisse hat Kögler mehrfach geschrieben.

Offen bleibt, ob es sich um ein echtes Porträt handelt. Dieses müßte in China entstanden sein, weil Kögler in Peking starb. Die Wahrscheinlichkeit dafür ist nicht gering, weil auch viele Originalbriefe Köglers und anderer Jesuiten nach Europa geschickt wurden, die sich u.a. im Hauptstaatsarchiv München erhalten haben.

Das Porträt Ignaz Köglers ist in der Handschrift „Litterae astronomicae Iesuitarum“ enthalten, die sich heute in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz in Berlin befindet, und zwar auf Blatt 76 (Signatur: Ms. lat. fol. 640). Die lavierte Federzeichnung mißt im Original 12×10 cm, die Blattgröße beträgt 23×17,5 cm.



## Bildunterschrift

R(everendissimus) P(ater) Ignatius Kögler S. J. Landspergensis Bojus, natus A(nn)o 1680 Societatem ingressus A(nno) 1696, in Sinas abiit A(nn)o 1715. Vir in omni Mathesi, praesertim Astronomia perit(issimus), ab Imperatore suprem(us) Tribunalis Astronomiae Mandarin(us) constitut(us), & inter Caeremoniaru(m) Mandarinos adlect(us) in ultima persec(utione) YUM-Tsching fere(ns) unicu(m) Relig(ionis) Christ(ianae) Columen. Obiit Peckini 29 Mart. 1746. aetat(e) 66.



R. P. IGNATIUS KÖGLER S. J. Landspergensis Bojus, natus A<sup>o</sup> 1680. Societatem ingressus A<sup>o</sup> 1696, in Sinas abiit A<sup>o</sup> 1715. Vir in omni Mathesi, praesertim Astronomia perit<sup>issimus</sup>, ab Imperatore suprem<sup>o</sup> Tribunalis Astronomiae Mandarin<sup>o</sup> constitut<sup>us</sup> & inter Caeremoniaru<sup>m</sup> Mandarinos adlect<sup>us</sup> in ultima persec<sup>utione</sup> YUM-tsching fere<sup>ns</sup> unicu<sup>m</sup> Relig<sup>ionis</sup> Christ<sup>ianae</sup> Columen. Obiit Peckini 29 Mart. 1746. aetat. 66.

## Übersetzung

Der hochhehrwürdige Pater der Gesellschaft Jesu Ignaz Kögler

ein Baier aus Landsberg, geboren 1680 in den Orden eingetreten im Jahre 1696 ging nach China im Jahre 1715.

Ein in der gesamten Mathematik, besonders in der Astronomie äußerst kundiger Mann, vom Kaiser (von China) als Mandarin zum Vorsitzenden der Entscheidungsbehörde für die Astronomie eingesetzt und in den Kreis der Mandarine mit der Entscheidungsbefugnis über religiöse Bräuche gewählt.

Bei der letzten Verfolgung (der Christen) unter (dem Kaiser) Yum-tsching war er die einzige tragende Säule des christlichen Glaubens.

Er starb in Peking am 29. März 1746, 66 Jahre alt.

Gustav Kramer

# Die Friedhofskirche zur Hl. Dreifaltigkeit auf dem äußeren Friedhof in Landsberg

von Dr. Dagmar Dietrich

## Die Friedhöfe Landsbergs

Die wichtigste Begräbnisstätte seit der Entwicklung zur Stadt lag in Landsberg bei der alten Pfarrkirche innerhalb des ersten Stadtmauerbereiches. Als die Bevölkerung zunahm und neue Stadtteile besiedelt wurden, vor allem aber als man ab 1458 nach Abbruch der alten Kirche St. Veit und St. Marien einen wesentlich größeren Stadtkirchenbau aufführte, wurden große Teile des alten Friedhofes beansprucht und der Platz für Grabstätten bei der Pfarrkirche wesentlich beschränkt. 1505 erwarb der Magistrat der Stadt am Oberanger Grundstücke und errichtete dort 1507 einen neuen

innerstädtischen Friedhof mit der Johanneskirche.

Innerhalb der Stadtmauern bestanden zudem einige weitere kleine Friedhöfe, so beim Hl.-Geist-Spital (wohl bis Mitte des 16. Jahrhunderts), bei der Elisabethkirche an der unteren Bergstraße und möglicherweise auch beim Klösterl, wofür allerdings konkrete Belege fehlen. Diese Friedhöfe dienten vor allem der Bestattung von Verstorbenen aus den Spitaleinrichtungen.

Auch außerhalb der Stadt gab es Begräbnisstätten, so bei St. Katharina und dem dazugehörigen Leprosenhaus, bei St. Ulrich in Spötting, und auch nördlich der Stadt unmittelbar

hinter der Sandauer Brücke, wo am Westufer des Lechs ein altes Siechenhaus (späteres Frauen-Armenhaus) lag (1), wurden wohl seit dem frühen 16. Jahrhundert Tote bestattet. Über die Anfänge dieses zuletzt genannten Gottesackers – dem heutigen Dreifaltigkeitsfriedhof also – fehlen genauere Nachrichten. Ein noch zu Beginn unseres Jahrhunderts in einen alten Teil der Umfriedungsmauer eingelassener Grabstein mit einer Kreuzigungsgruppe, der aus der Zeit um 1515 stammte, dürfte bisher der zeitlich früheste Beleg für die Existenz der Begräbnisstätte gewesen sein (2). Der Stein ist heute nicht mehr vorhanden. Nach Mitte des 16. Jahrhunderts wurde der Friedhof offenbar stärker belegt. Am 21. August 1565 wird im Kalendarium vermerkt, daß man angefangen habe, den „neue(n) Gottesacker vor dem Sandauer Tor bei der hl. Dreifaltigkeit mit einer Mauer einzumachen. . . und der erste der darein gelegt worden, heißt Peter Gropp. Bürgermeister war Ludwig Lutz, Pfarrherr Joachim Christeiner“ (3). Diese Nachricht läßt mit einiger Wahrscheinlichkeit darauf schließen, daß eine kleine Kapelle oder vielleicht auch nur ein Bildstock, der der Hl. Dreifaltigkeit gewidmet war, in oder bei der neuen Begräbnisstätte bestand (4).

Die genannten Arbeiten an der Umfriedung des Gottesackers mit einer etwa 2 m hohen Ziegelmauer, (von der heute lediglich noch ein kleines Teilstück mit drei gemauerten Segmentbögen südlich vom Mesnerhaus besteht), gingen offenbar nur sehr zögernd voran, da sich der Landsberger Jesuitenpater Jakob Luzius noch im Jahr 1583 tatkräftig für die Fertigstellung der Maßnahme einsetzte (5).

Der neue Friedhof vor der Sandauer Brücke wird vorwiegend von weniger wohlhabenden Bevölkerungsschichten Landsbergs, denen die Grabgebühren in den innerstädtischen Friedhöfen zu hoch waren, in Anspruch genommen worden sein. Sie bevorzugten – wie der Landsberger Stadtpfarrer Joachim Hagenrainer im Jahr 1700 in einem Brief an das Ordinariat Augsburg schrieb – den Dreifaltigkeitsfriedhof gegenüber dem weiter außerhalb der Stadt gelegenen Gottesacker bei St. Ulrich in Spötting der „Commodität“ wegen, obwohl der Friedhof bei St. Ulrich zunächst als eigentlicher „äußerer Stadtpfarrgottesacker“ gedient habe (6).



Die Landsberger Friedhofskirche präsentiert sich nach der Renovierung 1983–86 wieder in gepflegtem Zustand.

## Zur Baugeschichte

1596 wurde mit dem Bau einer eigenen Friedhofskirche auf dem

schmalen Geländestreifen zwischen der ca. 5 m hoch ansteigenden alten Lechtterrasse im Westen und dem Fahrweg in Richtung Augsburg im Nordosten begonnen; im Südosten bildeten Lech und der parallel dazu verlaufende Fahrweg (heute von-Kühlmann-Straße) die Begrenzung des Friedhofs. Der langgestreckte Grundriß des zur Verfügung stehenden Grundstücks mag dafür bestimmend gewesen sein, daß die Kirche mit ihrem Chor nach Südosten und nicht wie allgemein üblich nach Osten ausgerichtet wurde. Im Februar 1597 bemühte sich der Magistrat der Stadt Landsberg für die neue Friedhofskirche eine oder zwei der Glocken aus dem kurz zuvor eingestürzten Turm der Sandauer Kirche übernehmen zu können und wandte sich mit einem entsprechenden Gesuch an den Abt des Klosters Benediktbeuern, zu dem Sandau gehörte. Weiter heißt es in dem Schreiben, daß der Dachstuhl der neuen Friedhofskirche bereits aufgerichtet sei und nur noch das „Deferwerk“, d.h. die flache hölzerne Decke über dem Schiff und das Gestühl im Raum fehlten (7).

Am Fest Mariae Heimsuchung (= 2. Juli) 1598 fand die feierliche Konsekration der Kirche zu Ehren der Heiligsten Dreifaltigkeit statt. Der seit 1578 in Landsberg ansässige Jesuitenorden nahm an dem Bau der neuen Friedhofskirche offenbar regen Anteil, war es doch nach der 1580–1584 errichteten Jesuitenkirche Heilig Kreuz das zweite katholische Gotteshaus, das seit der Gegenreformation in Landsberg neu erbaut wurde und damit einen wichtigen Schritt bei der erneuten Festigung des katholischen Glaubens darstellte (8).

Die Jesuitenpatres stifteten für den Hochaltar der neuen Kirche ein aus Holz geschnittenes und farbig gefaßtes Dreifaltigkeitsbild, das sich als Geschenk des herzoglichen Pflegers Graf Schwickart von Helfenstein zunächst in der Hauskapelle des Jesuitennoviziats und nach Fertigstellung der Heilig-Kreuz-Kirche dort auf dem Emporenaltar befunden hatte. Das Bildwerk scheint bereits im 18. Jahrhundert wieder aus der Dreifaltigkeitskirche entfernt worden zu sein (9).

Noch vor Einweihung der Kirche wurde die laut Grabsteininschrift am 8. Januar 1598 verstorbene Hausfrau des Bürgermeisters Erhart, Barbara Erhartin, bei der Dreifaltigkeitskirche beigesetzt; ihr Grabstein befindet sich innen an der Ostwand des Kirchenschiffs.

1604 ließ der bedeutende Landsberger Hafner Adam Vogt auf eigene Kosten an der nordöstlichen Chorwand einen großen Ölberg errichten, den er mit einer Rahmung aus gebranntem Ton schmückte. Vermutlich stammten auch die Figuren für den Ölberg von Vogt, der an anderer Stelle auch als Figuralplastiker belegt ist (10).

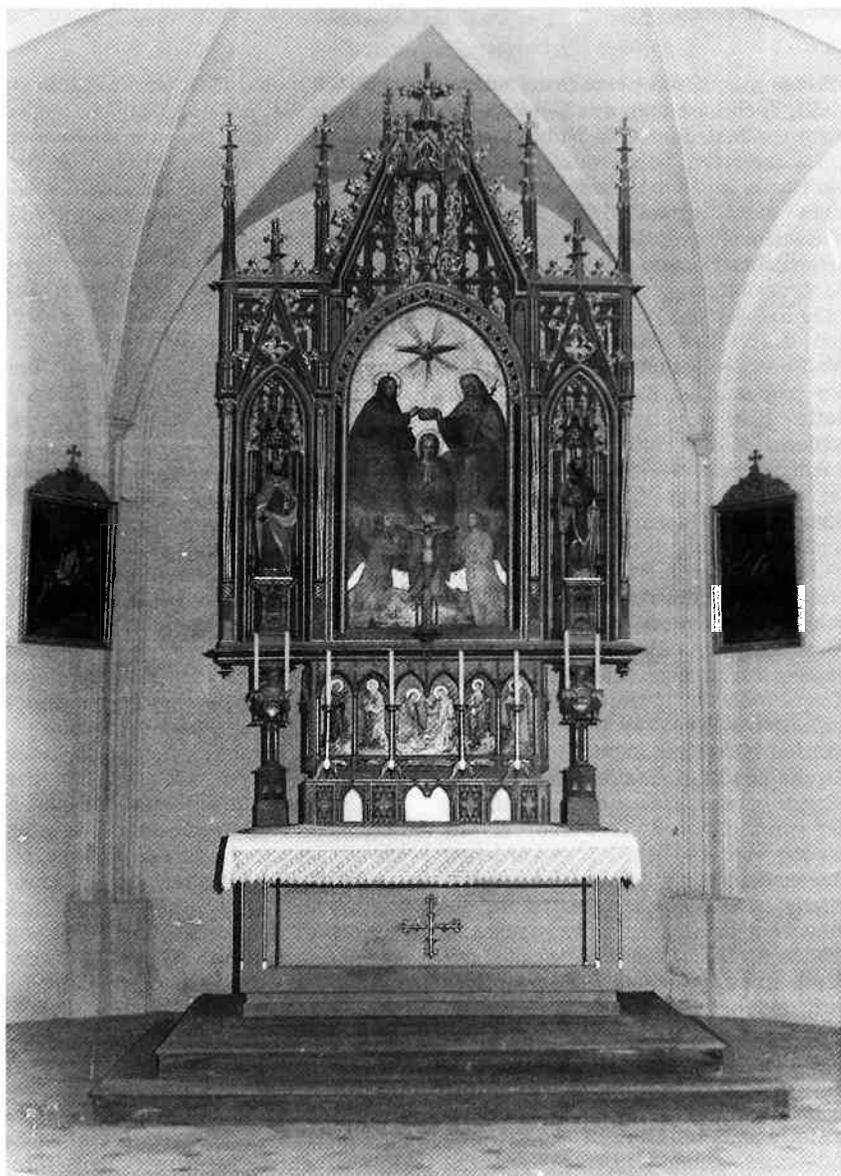
Zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurde die Dreifaltigkeitskirche einer umfassenden Renovierung unterzo-

gen. Die Maßnahmen standen offenbar in engem Zusammenhang mit der gleichzeitigen Barockisierung und 1702 begonnenen Neustückierung der Stadtpfarrkirche, und vermutlich wirkten hier wie dort etwa die gleichen Künstler und Kunsthandwerker.

Die flache Holzdecke über dem Schiff wurde durch eine reiche Stuckdecke ersetzt, man ließ wohl auch neue Altäre fertigen, die „wie in der Stadtpfarrkirche“ gewesen sein sollen (11). Etwas später kam auch ein neues Gestühl in den Kirchenraum. Im weiteren Verlauf des 18. Jahrhunderts wurden weitere Anschaffungen für Kirche und Friedhof gemacht. 1712 erhielt der Bildhauer Lorenz Luidl 13 fl für „ein Cruzifix samt den 2 Schächern bei dem äußeren Gottesacker“ (12), 1725 wurde ein neuer Kelch vom Augsburger Goldschmied Franz Thaddäus Lang erworben. Wie aus einem 1837 angefertigten Inventar der Kirchengeschichte (13) und aus einer Versteigerungsliste von 1861 (s.u.) hervorgeht, besaß die Dreifaltigkeitskirche eine vielfältige Ausstattung, zu der neben dem Hauptaltar und zwei Seitenaltären zahlreiche (barocke)

Bilder und Einzelfiguren, zwei kleine Altärchen, Leuchter, Ampeln, liturgisches Gerät, Meßgewänder und Antependien in mehreren Farben gehörten. Auch gab es die üblichen Figuren und Gegenstände, die zur Feier der verschiedenen kirchlichen Feste benötigt wurden, so einen Auferstehungschristus, Christkindl, Krüge mit Maiebüschchen usw.

In den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts brachten die Franzosenkriege unruhige Zeiten für Landsberg, und auch die Dreifaltigkeitskirche wurde in Mitleidenschaft gezogen. Sie diente vorübergehend als Kornlager und scheint in ihrer Substanz erheblich gelitten zu haben. Da die Einkünfte der Kirchenstiftung sehr gering waren, konnten erforderliche Reparatur- und Bauunterhaltsmaßnahmen nicht in Angriff genommen werden. 1835 sorgte sich die Kirchenverwaltung um den baulichen Zustand von Turmkuppel, Dach und um die Erhaltung der durch eindringendes Regenwasser geschädigten Stuckdecke über dem Schiff und ließ Kosten für eine Instandsetzung erheben. Zehn Jahre später, 1844, wurden erneute Kostenvoran-



Der neugotische Hochaltar: in filigranem Aufbau die Marienkrönung (1860/62).



In der Stuckkartusche über dem Chorbogen soll früher die Jahreszahl „1702“ gestanden haben.

schläge zur Kirchenreparatur aufgestellt, doch kam man aus Geldmangel auch diesmal über eine Notsicherung am schadhaften Kirchendach und Reparaturen an den zerbrochenen Fenstern nicht hinaus. 1857 legte der Maurermeister Joseph Danzer einen neuerlichen Schadensbericht mit einer Kostenschätzung über 1300 fl vor, 1859 ließ der Magistrat diese Unterlagen durch den Baumeister Johann Wolf und den Zimmerer Franz X. Renner prüfen. Der Zustand der Kirche hatte sich inzwischen weiter verschlechtert. Die Holzkonstruktion der Turmzwiebel war irreparabel verrottet, ebenso der Glockenstuhl, die Sparren des Dachstuhls an der Südwestseite angefault und die Stuckdecke lag an einigen Stellen bereits hohl und drohte herabzufallen. Die Gutachter ordneten an, daß sich die Kirchenbesucher während der Seelenmessen nur im noch intakten Chor der Kirche oder im Schutz der Empore aufhalten sollten (14). 1860 schließlich wurden Mittel zur Instandsetzung der Kirche bewilligt. Stadtpfarrer Joseph Martin veranstaltete mit Zustimmung der vorgesetzten Stellen eine Versteigerung von „entbehrlich gewordenen Gegenständen bei der Dreifaltigkeitskirche“, um zusätzliche Mittel für die Innenrenovierung des Gotteshauses zu erhalten (15). Zunächst wurde der Kirchenbau gesichert. Die zerstörte Turmzwiebel wurde vom Zimmermeister Franz Xaver Renner durch ein neues Spitzdach ersetzt, der Glockenstuhl wurde ebenfalls von Renner erneuert, der Dachstuhl stabilisiert und anstelle der alten Haggen und Preissen mit einer neuen Biberschwanzdeckung versehen. Der Außenputz war vor allem an Nord- und Westseite

großflächig auszubessern. Im Rahmen der Bauarbeiten oder etwas später wurde wohl auch das alte im Norden an die Kirche angebaute Beinhaus, das 1844 noch ein neues Schauergitter erhalten hatte und in dem die mit Namen bemalten und teilweise mit Flitter und bunten Steinen geschmückten Totenschädel aufbewahrt wurden, abgebrochen (16).

Der Glaser Rederer erneuerte die Fensterscheiben; in Schiff und Chor wurden die vorhandenen alten Ziegelplatten durch einen Belag mit Solnhofener Stein ersetzt.

Die Chorgewölbe wurden von dem Landsberger Maler und Vergolder Franz Joseph Sutor in einem kräftigen Blauton neu bemalt und mit metallisch gefaßten Sternen geschmückt. Die Decke über dem Schiff blieb (wohl aus Geldmangel) unverändert erhalten, wurde ausgebessert und farblich dem Zeitgeschmack entsprechend neu gestaltet. Alte Malereien an der Emporenbrüstung wurden überstrichen.

Weiterhin erhielt der Raum neue Altäre. Nachdem ein Angebot der Mayerschen Kunstanstalt München wohl aus Kostengründen verworfen wurde, wandte sich der Pfarrer an Landsberger Künstler und Kunsthandwerker: der Schreiner Franz Paul Pott erhielt den Auftrag zur Fertigung des Hochaltars, die Altarbilder wurden bei Franz Schelle, einem gebürtigen Landsberger, der in München als Lehrer an der kgl. Akademie tätig war, vergeben (Schelle verstarb in Landsberg am 20. 5. 1888). Der Schreiner Sebastian Ortlieb, ebenfalls ein Landsberger, lieferte die einfachen Holzaufbauten für die Seitenaltäre, erneuerte die Türen und die Stützen unter der Empore. Die Altäre und

auch die aus der alten Ausstattung übernommenen Figuren und andere hölzerne Ausstattungsgegenstände wurden von Franz Jos. Sutor neu gefaßt und vergoldet.

Lediglich die Figuren für die Altäre, eine Gottesmutter und ein Jesuskind bezog man bereits gefaßt aus der Mayer'schen Hofkunstanstalt in München.

Die Gesamtkosten für die Renovierung des Kirchenraumes beliefen sich auf rund 1500 fl. Weitere zumeist kleinere Ausstattungsgegenstände, die in der Schlußabrechnung des Pfarrers nicht auftauchen, wurden wohl durch Spenden finanziert, so z. B. die zwei großen Messingleuchter in neugotischem Stil, die der Landsberger Gold- und Silberschmied Anton Leser lieferte.

Für eine Orgel war offenbar kein Geld mehr übrig. Bereits 1851 hatte Hans Hörmiller, der Sohn des am 6. Februar des gleichen Jahres verstorbenen Landsberger Orgelbauers Peter Paul Hörmiller ein von seinem Vater hinterlassenes Orgelwerk der Kirchenverwaltung angeboten, doch kam der Handel aus Geldmangel nicht zustande; 1860 wurde Hörmillers Angebot nicht mehr aufgegriffen.

Da die Stadt an sich rechtlich verpflichtet war, ausreichende Begräbnisstätten für die Bevölkerung bereitzustellen, trat die Kirchenverwaltung nach längeren Verhandlungen 1863 den Gottesacker bei der Dreifaltigkeitskirche unentgeltlich an die Stadt Landsberg ab; als Gegenleistung übernahm die Stadt ihrerseits die noch von der Renovation bestehenden Schulden in Höhe von 2460 fl und verpflichtete sich zur Übernahme der Baulast an der Kirche. Doch blieben beide Gebäude im Eigentum der Kirchenstiftung.

Damit fand eine bereits 1804 eingeleitete Entwicklung auch ihren rechtlichen Abschluß. Auf Veranlassung der kgl. bayerischen Regierung mußte nämlich 1804 der Friedhof bei der Stadtpfarrkirche geschlossen werden und auch der Gottesacker bei der Johanneskirche durfte nicht weiter belegt werden. Zunächst plante der Magistrat der Stadt einen neuen städtischen Friedhof auf dem Schloßberg anzulegen, doch war die nach dem Abbruch der Schloßgebäude hier zur Verfügung stehende Fläche nicht ausreichend groß und der anstehende Fels für eine Begräbnisstätte ungeeignet. So entschied man sich, den Dreifaltigkeitsfriedhof zu vergrößern. Alle Inhaber von Grabbriefen für den Friedhof der Stadtpfarrkirche erhielten bei der Dreifaltigkeitskirche entsprechende neue Grabstätten angewiesen. 1846 forderte die kgl. Regierung die Stadt auf, ein eigenes Leichenhaus zu errichten.

Man versuchte sich zunächst damit zu behelfen, daß im Erdgeschoß des zur Dreifaltigkeitskirche gehörenden Mesnerhauses ein Leichenraum eingerichtet wurde. Da dieser Raum den Erfordernissen aber nicht genügte, bestand die Regierung 1862 erneut auf

dem Bau eines Leichenhauses, das schließlich 1866 fertiggestellt wurde. Der 1863 in städtischen Besitz übergegangene Friedhof wurde nach Norden und Nordwesten erweitert und hier mit einer neuen Mauer umgeben. Gleichzeitig wurde der Friedhof bei der Katharinenkirche geschlossen, so daß der Dreifaltigkeitsfriedhof nun der wichtigste Begräbnisort der Stadt war.

1882 wurde ein großes Kreuz anstelle des alten Beinhauses an der Nordwand der Kirche aufgestellt, nach dem Ersten Weltkrieg wurde hier ein Kriegerdenkmal geschaffen.

Als man 1926 die von Kühlmannstraße verbreiterte, wurde das Friedhofsgelände im Südosten beschnitten und die Mauer dort zurückversetzt. Wenig später wurde auch die südwestliche Mauer abgetragen und der Friedhof 1930/1931 mit 500 Grabstellen auf die höher gelegene Lechterrasse hinauf erweitert.

Bis in die 20er Jahre bestand am Hang in Nähe der Kirche die Gruftkapelle des kgl. Salzbeamten Kagerbauer († 1836). Eine Gedenktafel an dieser Kapelle erinnerte ferner an den Kastner Franz von Oberndorf († 1808), der sich mit der Anlage des Englischen Gartens um die Stadt verdient gemacht hatte.

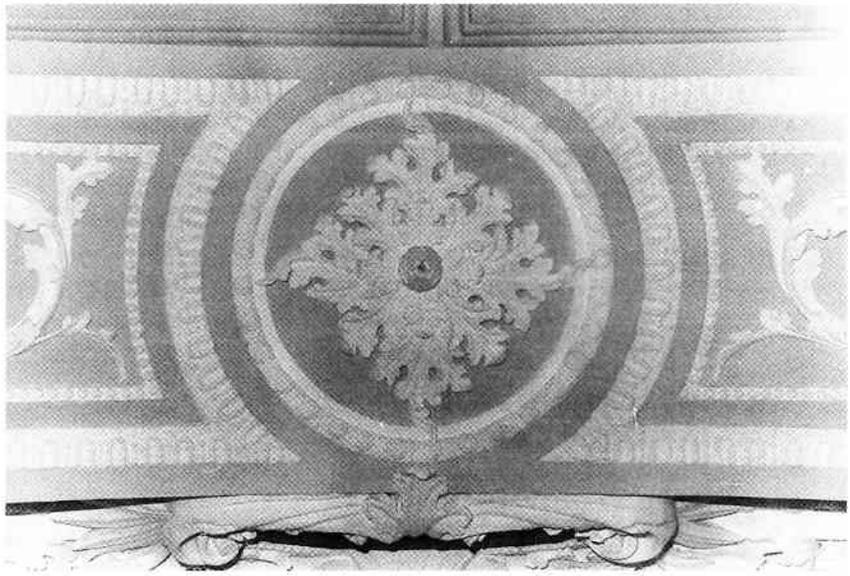
### Beschreibung der Kirche

Die etwa in NW-SO-Richtung angelegte Dreifaltigkeitskirche gliedert sich in einen einfachen Saalraum und einen nicht eingezogenen gewölbten Chor mit 5/8-Schluß, der durch einen (heute) rundbogigen Chorbogen vom Schiff getrennt und gegenüber diesem um eine Stufe erhöht ist. Im Süden schließt sich der Turm über quereckigem Grundriß an den Chorscheitel an; in seinem Erdgeschoß befindet sich die kleine mit einem Kreuzrippengewölbe überfangene Sakristei.

Das Schiff wird in drei Achsen von spitzbogigen Fenstern belichtet, deren Öffnungen durch steinerne Pfosten in je zwei schmale Lanzetten unterteilt werden. Die Fensteröffnungen der nördlichen Achse sind wegen der hier eingezogenen Empore nur bis auf halbe Höhe geführt. Der Chor erhält sein Licht seitlich durch zwei Fenster, die denen des Schiffs entsprechen.

Der Kirchenraum wird, wie häufig bei Friedhofskirchen, durch zwei einander gegenüberliegende Türen erschlossen. Sie dienen zum Ein- und Auszug bei den besonders in der Barockzeit beliebten Prozessionen, die nicht nur bei Totenfeiern, sondern auch an Jahrtagen und den vielen kirchlichen Festen abgehalten wurden.

Die ebenfalls spitzbogigen Türgewände sind außen durch doppelte Abtreppungen belebt und stehen somit ebenso wie die Fenster noch in der Gestaltungstradition der späten Gotik. Auch das einfache Netzgewölbe über dem Chor ist noch diesem, für das ausgehende 16. Jahrhundert altertümlich wirkenden Stil verpflichtet. Allerdings wurde der Chor offenbar bei der



Der barocke Stuck entspricht dem der Landsberger Stadtpfarrkirche von 1702.

Renovierung im mittleren 19. Jahrhundert gestalterisch überarbeitet; die sehr schlanken dreiviertelrunden hölzernen „Dienste“ in den Raumecken mit ihren trichterförmigen Kapitellen sind eine Zutat des Historismus.

Die flache Decke über dem Kirchenschiff, die sich über einem kräftigen umlaufenden Stuckgesims entwickelt, verdient mit ihrem qualitätvollen Stuckdekor vorrangige Beachtung. Wie in der Inschriftenkartusche über dem Chorbogen angegeben, stammt die Decke aus den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts (anstelle der Jahreszahl 1704 soll früher die Jahreszahl 1702 in der Kartusche gestanden haben) (17). In der Deckenmitte erscheint in einem kräftigen quadratischen Blattrahmen, dessen Seiten halbkreisförmig ausladen, das I-H-S-Zeichen (der Name Jesu), von fein geschnittenen Lorbeerzweigen symmetrisch umgeben. Zwei entsprechend gerahmte halbe Felder, deren Rahmen mit Früchten und Blumen geschmückt sind, schließen sich zum Chor hin bzw. rückwärts über der Empore an. Die zwischen den Rahmenfeldern verbleibenden Flächen sind mit gerollten Akanthusblättern, in die versatzhaft Engelsköpfe und Architekturstücke einkomponiert sind, gefüllt. Über dem Chorscheitel in einer Kartusche die Inschrift „Benedicamus Patrem et Filium cum Sancto Spiritu 1704“. Als ausführender Künstler wird ein Wesobrunner Stukkator angenommen. Namentlich konnte er bisher nicht ermittelt werden (18).

Die drei Altäre der Kirche stammen von 1860/62 und sind in neugotischem Stil gehalten. Der Hochaltar, ein filigraner Retabelaufbau mit hoher Predellenzone und fialenbesetztem Gesprenge umschließt in seiner Mitte ein Gemälde mit der Krönung Mariae von Akademiemaler Franz Schelle. Die in warmen harmonischen Farben vor gedämpftem Goldgrund gemalte Darstellung ist klar symmetrisch komponiert: Maria steht, begleitet von zwei knienden Engeln auf Wolken; Gottva-

ter und Christus, erhöht auf Wolken thronend, halten die Krone über ihr Haupt, darüber schwebt die Taube des Hl. Geistes. Dem ruhigen, ausgewogenen Aufbau entspricht die stille Verhaltenheit der Dargestellten. Lyrisch-sentimentale Stimmungswerte werden mit ästhetischem Feingefühl und technischer Sicherheit vorgetragen. Gleichfalls von Schelle stammen die Bilder in der Predellenzone: die Apostel Lukas, Johannes, Markus und Matthäus, sowie in der Mitte der Tod des Hl. Joseph mit der Inschrift „Pretiosa Mors Sanctorum“. Seitlich in transparent gehaltenen kleinen Baldachinnischen stehen die beiden Apostel Petrus und Paulus (aus der Mayer'schen Kunstanstalt München), darunter kartuschentragende Engelhermen, etwas derbe Arbeiten des Landsberger Schreiners Franz Paul Pott, der den gesamten Altaraufbau fertigte. An der Altarrückseite findet sich ein ungefaßtes großes Flachrelief mit dem Auferstandenen, wohl aus der Mayer'schen Kunstanstalt. Die Fassung des Altares in einem grüngrauen Grundton mit kräftig blau und rot abgesetzten Fasen und vergoldetem Ornamentwerk stammt von Franz Jos. Sutor; sie wurde bei der letzten Renovierung allerdings teilweise überarbeitet.

Sutor bemalte auch die beiden flachen Aufbauten auf den Seitenaltären, die der Schreiner Sebastian Ortlieb lieferte, mit perspektivischer Scheinarchitektur. Die beiden Jesuitenheiligen auf den Seitenaltären, Franz Xaver mit dem Kreuz und Aloysius mit dem Lilienzweig in der Hand, wurden aus der Mayer'schen Kunstanstalt bezogen. An der Westwand über klassizistischer Konsole die Holzfigur „Christus in der Rast“, nach 1700, aus der Werkstatt von Lorenz Luidl, gegenüber ein großer, ebenfalls aus dem frühen 18. Jahrhundert stammender Kreuzifixus. Beide Figuren tragen eine von Franz Jos. Sutor erneuerte Fassung. Die unter dem Kreuz stehende trauernde Muttergottes wurde 1860 für 70 fl. aus der Mayer'schen Kunst-



*Feingeschnittene Lorbeerzweige umgeben den Namen Jesu, der sich auch im Original seitenverkehrt zeigt.*

anstalt erworben. Sie trägt wie auch die übrigen neugotischen Figuren noch ihre ursprüngliche Fassung.

Rechts daneben findet sich in die Wand eingelassen der große Grabstein der Barbara Erhart, gestorben am „8. Januar 1598“. Der hochrechteckige Sandstein zeigt unterhalb der z.T. stark abgewitterten Grabinschrift in einem Ovalfeld mit flacher Rollwerkrahmung zwei Wappen (wohl die Familienwappen des Bürgermeisters Erhart und das seiner Hausfrau).

Das Kirchengestühl, in zwei Blöcken zu Seiten des breiten Mittelganges auf Holzpodien geordnet, stammt wohl aus der Zeit von 1715/20. Die geschwungenen Eichenwangen sind mit Akanthuslaub, das die Wangenform elegant interpretiert, ausgestaltet und zeigen das sichere Formgefühl eines versierten Kunsthandwerkers. Aufgrund der unmittelbaren Verwandtschaft mit dem Gestühl der Heilig-Kreuz-Kirche kann die Arbeit dem Jesuitenlaienbruder Johannes Veit (1663–1732) zugeschrieben werden.

Rückwärts an der Brüstung der Empore befanden sich ehemals auf das Holz der Füllungen gemalte Bilder, die 1860 überstrichen wurden. Die noch unter dem Anstrich erhaltenen Gemälde stammen vielleicht noch aus dem späten 16. Jahrhundert. Die Zahl von 13 Feldern an der Emporenbrüstung und der bei Freilegungsproben erkennbar gewordene Kopf eines bärtigen Mannes legen die Vermutung nahe, daß hier ein Apostelzyklus mit Christus als Mittelfigur dargestellt ist (19).

Zur früheren Ausstattung der Kirche gehören weiter heute zum Teil in

der Stadtpfarrkirche bzw. im Paramentenhaus aufbewahrte Gegenstände: Ein Weihrauchfaß aus Messing mit noch spätgotischen Formen, das noch aus dem frühen 16. Jahrhundert stammen dürfte, aus barocker Zeit stammt u.a. ein silberner, vergoldeter Kelch, der von dem Augsburger Goldschmied Franz Thaddäus Lang geschaffen wurde. Der an Sockel und Cuppa mit Bandel- und Blütenwerk verzierte Kelch trägt neben Beschau- und Meisterzeichen am unteren Sockelrand die Gravur „x H.A.B.x / A.R.a .1.7.2.5.“

Ein Hostienteller aus Zinn, der aus der Mitte des 18. Jahrhunderts stammt, trägt neben dem Landsberger Beschauzeichen die Signatur „S.F.“ d.i. Sebastian Friedrich (20). Weiterhin ist ein in Kupfer getriebener Weihwasserkessel, der ehemals neben dem Eingang der Kirche hing, erwähnenswert. Er stammt von dem Landsberger Kupferschmied Anton Franz Wendelin Hieber, 1770, wie aus der Inschrift zu entnehmen ist: „1.A.7.F.7.W.O.H.“

Mehrere schöne Paramente des 18. und frühen 19. Jahrhunderts sind ebenfalls noch erhalten und werden bei der Stadtpfarrkirche aufbewahrt.

Neben mehreren Ornaten aus Damast, die noch aus dem 18. Jahrhundert stammen, ist eine Casel aus weißer Seide mit Blumen in kostbarer Nadelmalerei besonders hervorzuheben. Sie stammt aus dem mittleren 18. Jahrhundert und wird im Kircheninventar von 1837 ausdrücklich als Besitz der Dreifaltigkeitskirche erwähnt.

#### Der Außenbau

Schiff und Chor bilden einen schlichten geschlossenen Baukörper,

der von einem durchgehenden Dach überfangen und von den spitzbogigen Fenster- und Türöffnungen gegliedert wird. Ein einfaches Taufsims und ein (durch den Einbau von Grabsteinen mehrfach unterbrochener) Sockel sind weitere Gliederungselemente. Die Giebelseite nach Norden, an die ehemals das Beinhaus angefügt war, ist durch drei kleine Ovalfenster belebt. An der Südseite, angeschlossen an den Chor, steht der Turm mit reicherer architektonischer Gliederung: Lisenen und Bänder gliedern den rechteckigen zweigeschossigen Turmschaft, darüber erhebt sich das durch Gesimse in drei Geschosse gegliederte Oktogon. Der 1860 anstelle einer gedrungenen Turmzwiebel aufgesetzte Spitzhelm bildet einen etwas schwachen Abschluß des durch rundbogige Schallöffnungen, Okuli und die Gesimse plastisch belebten Schafftes.

Im Turm, dessen Dachwerk und Glockenstuhl 1860 von Franz Xaver Renner, Zimmermeister, erneuert wurde, (bez. „F.X.R.Z.1860“), hängen heute zwei Glocken: die südliche, sehr schlanke Glocke ohne Ornamente oder Inschrift dürfte ihrer Form wegen noch in das 14. Jahrhundert zu datieren sein. Vermutlich kam sie 1597 aus dem eingefallenen Sandauer Kirchturm in die Dreifaltigkeitskirche. Die zweite Glocke mit der Inschrift „St. Wendelin bewahr uns/ vor Schaden in Stall, Feld u. Haus“ wurde 1935 von E. Gebhard in Kempten gegossen (Wappenschrift auf der Flanke) und ersetzt eine 1702 gegossene Glocke des Augsburger Franz Kern (21).

Neben dem Kirchturm ist an die Südostseite des Chores ein großer Öl-

berg angeschlossen, der aus einem segmentbogig gewölbten Unterbau und einer großen, etwa quadratischen Nische besteht. Die Nische wurde 1604 vom Landsberger Hafner Adam Vogt mit einer aus Ton geschaffenen Architekturräumung in feingliedrigem Renaissancestil geschmückt: seitlich an den Ecken stehen über Sockelstücken mit Hermenfiguren und gedrehten Stäben zwei sehr schlanke, mit Weinlaubranken und Trauben umwundene Säulen, die einen aus einzelnen Formstücken zusammengesetzten Architrav und über einem breiten glatten Fries ein abschließendes Holzgesims tragen. Der Architrav ist mit Eierstab und feinem Akanthuslaub geschmückt und seitlich über den Säulen verkröpft. Über diesen Verkröpfungen ist je ein Löwe mit einem Wappenschild mit den Initialen A.V. (=Adam Vogt) angebracht; das Wappen links zeigt zudem einem Topf (Zeichen des „Hafners“), rechts eine heraldische Lilie. Mittig über dem Architrav ist ein Wappen mit I-H-S-Zeichen, ebenfalls von einem Löwen gehalten, zu sehen.

Die ursprünglichen Figuren des Ölberges, vielleicht ebenfalls Werke von Vogt, sind seit langem verloren. 1841 wurde eine neue Ölbergsszene in die Nische gemalt (22). Sie überdeckte eine ältere barocke Ausmalung, die zu Beginn der Renovierungsarbeiten 1957 entdeckt und freigelegt, dann aber bedauerlicherweise abgeschlagen wurde (23). Durch mangelnden Bauunterhalt und Witterungseinflüsse hat auch die aus Ton gebrannte Rahmung der Ölbergnische erheblich gelitten.



Verspätete Gotik zeigen die Kreuzrippen im Chorgewölbe der Friedhofskirche.

Die hermenverzierten Sockel der Säulen wurden bereits um 1920 durch den Landsberger Töpfer Albert Neubrand in Nachbildung und teilweiser Abformung der Originale erneuert, da diese durch Nässeschäden stark beschädigt waren. Teile der Löwen und Wappen über dem Architrav sind abgesprengt und verlorengegangen (24).

1984 wurden sämtliche Teile aus Ton für eine Renovierung abgebaut.

In unmittelbarer Nähe der Ölberges finden sich die Grabsteine mehrerer Landsberger Pfarrer, darunter die Gedenktafeln für Pfarrer Josef Martin,

der die Dreifaltigkeitskirche 1860 renovieren ließ, sowie für die Pfarrer Friesenegger, Martin Kolmsperger und Georg Hellmair.

Durch ein schlichtes klassizistisches Grabdenkmal ist die Ruhestätte des letzten Wessobrunner Abtes Johann Damaszen v. Kleimayr, der 1810 in Landsberg verstarb, gekennzeichnet. Die einfache ovale Inschrifttafel mit dem Namen und den Lebensdaten des Verstorbenen lehnt an einem Säulenschaft aus Rotmarmor, an dessen Sockel sich das Wappen des Abtes befindet.



Grabsteine an der Außenwand der Friedhofskirche. Rechts vor klassischer Säule die Grabtafel des letzten Abtes von Wessobrunn.

Bis zur letzten Renovierung 1985/86 befand sich der Grabstein des letzten bayerischen Jesuiten, P. Anton Vautier, der am 9. 12. 1846 in Landsberg verstarb, in der Nähe der Kirchentür.

Um sie vor Witterungsschäden zu schützen, wurden einige ehemals am Außenbau angebrachte Grabsteine kürzlich in den Innenraum transferiert und unter der Orgelempore eingebaut, darunter der Grabstein der Maria Anna Pemler († 19. März 1602) und der Catharina Pemler († 19. März 1609) und des Jesuitenpaters Ignatius Erhard († 26. 9. 1758).

### Die Restaurierung 1983–1986

Durch Schäden an der Dacheindeckung und am Außenputz war der Zustand der Kirche in den letzten Jahrzehnten besorgniserregend schlecht geworden. An der Stuckdecke über dem Schiff zeigten sich erhebliche Schäden, und Teile derselben drohten herabzufallen. Der Ölberg von Adam Vogt, dessen Renovierung bereits 1957 begonnen, dann aber angebrochen wurde, war ebenfalls durch Witterungseinflüsse so weit in Mitteleidenenschaft gezogen, daß seine Sicherung unumgänglich geworden war.

Nachdem die nicht mehr bekannten Besitzverhältnisse zwischen kirchlicher Seite und Stadt geklärt und die Dreifaltigkeitskirche wieder in den Besitz der Kirchenstiftung übergegangen war, wurde 1983 mit der Instandsetzung des Außenbaues begonnen. Putz und Dacheindeckungen wurden vollständig erneuert; dabei wurden bedauerlicherweise allerdings auch alle Reste des ursprünglichen Putzes aus der Erbauungszeit beseitigt. Eine farbige Architekturfassung oder -gliederung wurde bei den Befunduntersuchungen, die nur noch am Turm durchgeführt werden konnten, nicht gefunden. Daher erhielt die Kirche einen einheitlichen weißen Anstrich. Nach Trockenlegung der durchfeuchteten Außenmauern wurde der Innenraum renoviert: die Stuckdecke war zu sichern und durch Nässeinwirkung geschädigte Partien auszubessern. Die Raumschale, die zuletzt 1932 von Malermeister Ludwig Fichtner gestrichen worden war, erhielt eine Fassung, die sich an die Ausmalung aus der Zeit von 1860 anlehnt: das kräftige Azuritblau des Chores ist in ein smalteartiges Hellblau abgewandelt, der dichte gelblichgrüne Ton der Decke und Wände im Schiff wurde in ein Graugrün übersetzt und die ehemals leicht gelblich getönten Stukkatoren erscheinen heute in Kalkweiß.

Damit wurde ein Versuch unternommen, die stilistisch divergierenden Ausstattungen aus Barock und Neugotik in einen neuen Zusammenhang zu bringen. Man hat die Vergoldungen des Hochaltargehäuses weitgehend erneuert, die übrige Ausstattung gereinigt und ausgebessert.

Das Gestühl erhielt ein neues Podium und wurde sorgfältig restauriert, der alten Bodenbelag erneut verlegt und mit entsprechenden Solnhofener Platten ergänzt.

Die Friedhofskirche präsentiert sich nach Abschluß der Renovierungen heute wieder in gepflegtem Zustand und verdient besonders ihrer guten Stukkatoren wegen neben den vielen bedeutenden Gotteshäusern der Stadt und der engeren Umgebung beachtet zu werden.

### Anmerkungen:

1. Jos. Joh. Schober, *Kunstdenkmale in Stadt und Bezirk*, in: *Landsberger Geschichtsblätter*, 1913, Nr. 1, 2
2. Jos. Joh. Schober, wie Anm. 1, 3
3. HStA München, Kl. Lit. Wessobrunn, XI, 23; cit. nach Jos. Joh. Schober, wie Anm. 1, 3
4. Jos. Joh. Schober, wie Anm. 1, 3
5. Adalbert Maier, *Die Landsberger Friedhöfe und ihre Kirchen*, in: *Landsberger Geschichtsblätter*, 1931, Sp. 70
6. Jos. Joh. Schober, wie Anm. 1, 3; die Mitteilung Hagenrainers wird von Adalbert Maier, wie Anm. 5, Sp. 70, als inhaltlich zweifelhaft bezeichnet
7. Karl Meichelbeck, *Chronicon Benedictoburanum*, Pars II, pag. 242; cit. nach Jos. Joh. Schober, wie Anm. 1, 3
8. Auch das ikonographische Programm der Kirche ist wohl von den Jesuiten beeinflußt worden, wie die beiden Jesuitenheiligen Franz Xaver (kanonisiert 1622) und Aloysius (kanonisiert 1726) und das im frühen 18. Jahrhundert stuckierte große IHS-Zeichen vermuten lassen
9. Adalbert Maier, wie Anm. 5, Sp. 70; HStA München, *Jesuitica* 2018, I, 17; nähere Untersuchungen zur Herkunft des Bildwerkes und seines Verbleibs werden z.Zt. von K. Münzer angestellt und in den *Landsberger Geschichtsblättern* publiziert. 1860 war das Dreifaltigkeitsbildwerk sicher nicht mehr in der Kirche; vermutlich wurde es bereits im Zuge der Barockisierung 1702 aus der Dreifaltigkeitskirche entfernt.
10. Jos. Joh. Schober, wie Anm. 1, 2, zitiert einen Beleg aus den Rechnungen der Stadtpfarrkirche von 1604 (Pfarrarchiv Landsberg): „Item als aus sonnderm Christlichen Eifer und gemieth der Erber Adam Vogt Hafner und Bürger Allhie, für sich selbst unerfordert ein neuen Ölberg gemacht und in äussern gottsackher (wie dann derselb vor Augen steundt) ist gesetzt, darzu dan ein neuer Eingang ufgemauert, ist von Endris Probst, Eisenkramer, dazu geliefert worden ...“; in den gleichen Unterlagen heißt es 1608: „An Adam Vogt, Hafner allhie, hat für St. Peter- und St. Paulusbilder, welche er von Laimwerckh (=Lehm) gemacht und in die Pfarrkirche zu kaufen geben, für jeden 8 Gulden ... bezahlt worden ...“. S. Eduard Pflanz, *Adam Vogt, ein bedeutender Hafner und Kunsttöpfer*, (Mskr. 1985? S. 8)
11. Jos. Joh. Schober, wie Anm. 1, 3, ohne weitere Quellenangabe; Schober zitiert wohl noch Augenzeugen, die sich an den Zustand des Kirchenraumes vor 1860 erinnern konnten.
12. Pfarrarchiv Landsberg, *Rechn. d. Stadtpfarrkirche*, 1712 (publ. von S. Hofmann, *Landsberger Geschichtsblätter* 1954, Sp. 94)
13. Pfarrarchiv Landsberg, *Verhandlg. d. Kirchenverwaltung der Stadt Landsberg, Betr. Dreifaltigkeitskirche*, 1844; *Inventarium*, angelegt 1837.
14. Pfarrarchiv Landsberg, *Akten der Dreifaltigkeitskirche 1857* (unpag.)
15. Pfarrarchiv Landsberg, *Akten der Dreifaltigkeitskirche*, 1860 (unpag.). Versteigerung von entbehrlich gewordenen Gegenständen bei der Dreifaltigkeitskirche Landsberg am 2. Nov. 1861. – Bei der Versteigerung wurden mehr

als 120 Gegenstände aufgerufen. Die Liste der wichtigeren Objekte und ihrer Käufer wird hier angeführt, in der Hoffnung, vielleicht Hinweise auf den Verbleib der alten Ausstattung und ihrer Künstler zu erhalten:

Käufer Walzer: 1 Kruzifix mit zwei Leuchtern, 1 Christus, 1 Mutter-Anna-Bild; Figuren: Hl. Andreas, Hl. Elisabeth, Hl. Johann Nepomuk, Hl. Katharina, 4 Heiligenfiguren, 2 Engel, 1 große Tafel, zahlreiche kleine Tafeln.

Stadtpfarrer Jos. Martin: 1 Jesuskind, Figuren Johannes d. Täufer, Hl. Sebastian; Herz Jesu und Herz Mariae, 2 große Tafeln;

Fr. Renner: 2 Pyramiden, 2 Jesuskin-der, 1 Christkind

Freund: 1 Muttergottesbild

Seb. Lechner, Vilgertshofen: 1 kl. Altärchen

Franz Sutor: 1 kl. Altärchen, 1 Kruzifix

Fr. Wolf: mehrere Kanontafeln, 2 Engel

Mauer: 2 Putten

Der Gesamterlös der Versteigerung belief sich auf rund 80 fr.

16. Adalbert Maier, wie Anm. 5, Sp. 70. Der Anbau ist auf einem 1801 entstandenen Motivbild mit Ansicht der Stadt Landsberg in der Heilig-Kreuz-Kirche gut zu erkennen; 1844 wurden dort unpassend empfundene Malereien beseitigt, vor 1882 wurde der Anbau beseitigt; Anschlüsse seiner Mauern und des Daches sollen noch bis zur letzten Renovierung ablesbar gewesen sein.

17. Jos. Joh. Schober, wie Anm. 1, 1

18. Der Stuck der Pfarrkirche wird dem Wessobrunner Matthias Stiller zugeschrieben, und es läge nahe, diesen Künstler auch mit der Stuckierung der Dreifaltigkeitskirche in Verbindung zu bringen, doch finden die langgezogenen Akanthusblätter, die architektonischen Versatzstücke und die Engelhermen keine Entsprechung. Zu bemerken ist weiterhin, daß das IHS-Monogramm seitenerverkehrt dargestellt ist.

19. Eine etwa 10 cm große Freilegungsprobe im 3. Feld von Westen ließ keine genauere stilistische Interpretation der Malereien zu. Der Erhaltungszustand im Bereich der Probe war sehr gut.

20. Pfarrarchiv Landsberg, *Inventar der Stadtpfarrkirche* (Mskr. M. Klein, 1983/84)

21. Jos. Joh. Schober, wie Anm. 1, 2; 1915 war auf dem Turm noch eine zweite alte Glocke (Maße: 0,67 cm, H: ca. 52 cm). Ihre Inschrift lautete: „Franciskus Keren (= Franz Kern) in Augsburg hat mich gossen 1702“. Die Glocke wurde – obwohl bei Schraudner unter den Kriegsabgaben nicht erwähnt – wohl im 2. Weltkrieg abgeliefert. s. Ludwig Schraudner, *Die Glocken der Stadt und des Bezirks Landsberg a. Lech in den Kriegsjahren 1917/18*, in: *LGB* 1926, Sp. 94. Die ältere Glocke der Dreifaltigkeitskirche wurde 1942 in die Klassifizierung „D“ aufgenommen und damit vor Ablieferung geschützt (Akten des BLfD, München)

22. Pfarrarchiv Landsberg, *Akten Dreifaltigkeitskirche 1859*, (unpag.)

23. Eine Photoaufnahme im Stadtbauamt Landsberg zeigt die Malereien, die 1841 geschaffen wurden (frdl. Hinweis R. Fiedler, Landsberg); Fotoaufnahmen von 1957 nach Freilegung der barocken Malerreste zeigen an der rechten Seitenwange der Nische freskierte Arma Christi; die übrigen Bemalungen sind anhand der Photographien nicht mehr zu identifizieren

24. Eduard Pflanz, wie Anm. 10

# Wo stand die „Landsberger Marienkrönung“?

(siehe Abbildung auf dem Umschlag!)

Von Klaus Münzer

Im Jahre 1979 erwarb die Stadt Landsberg aus der Sammlung Dr. Oertel eine farbig gefaßte, aus Lindenholz geschnitzte Darstellung der Krönung Mariens durch die Hl. Dreifaltigkeit<sup>1</sup> aus der Zeit um 1500, die jetzt im Museum der Stadt einen beherrschenden Standplatz gefunden hat. Die Schnitzgruppe soll – so die Anmerkung im Auktionskatalog Neumeister – bis zur Säkularisation 1803 als Mittelstück eines Flügelaltars im kleinen Landsberger Katharinenkirchlein, dem ehemaligen Bethaus der Leprosen vor den Toren der mittelalterlichen Stadt, gedient haben.

Schon bald nach der Erwerbung durch die Stadt tauchten jedoch Zweifel an dieser Überlieferung auf. So meinte der unvergessene Franz Xaver Sepp, daß in einem Kirchlein, das der heiligen Katharina geweiht sei, niemals eine Marienkrönung als Hauptaltar verwendet sein könne<sup>2</sup>. Als Flügelaltar wäre die Marienkrönung für den kleinen Chorraum auch etwas groß. (Daß die Schnitzgruppe das Mittelstück eines Flügelaltars war, lassen die Schraubenlöcher an den Seiten noch heute erkennen.) Da Adalbert Maier bereits 1931<sup>3</sup> darauf hinwies, daß die Jesuiten im Jahre 1598 eine holzgeschnitzte Marienkrönung der

neuerrichteten Friedhofskirche „Zur Heiligen Dreifaltigkeit“ geschenkt hätten, äußerte Eduard Pflanz als erster die Annahme, „daß die Marienkrönung nicht im alten Katharinenkirchlein, sondern sich in der Dreifaltigkeitskirche befand<sup>4</sup>. Auch der heutige neugotische Hauptaltar der Friedhofskirche zeigt auf dem Altarblatt eine Marienkrönung.

Es ist nun reizvoll, durch Quellenforschung zu ermitteln, wie der alte Hauptaltar der Dreifaltigkeitskirche ausgesehen hat. In den Jesuitenakten des Bayerischen Hauptstaatsarchivs in München finden wir in den „Excerpta ex Historia Domus Landspergensis Societatis JESU“<sup>5</sup> auf Blatt 17 eine recht genaue Beschreibung:

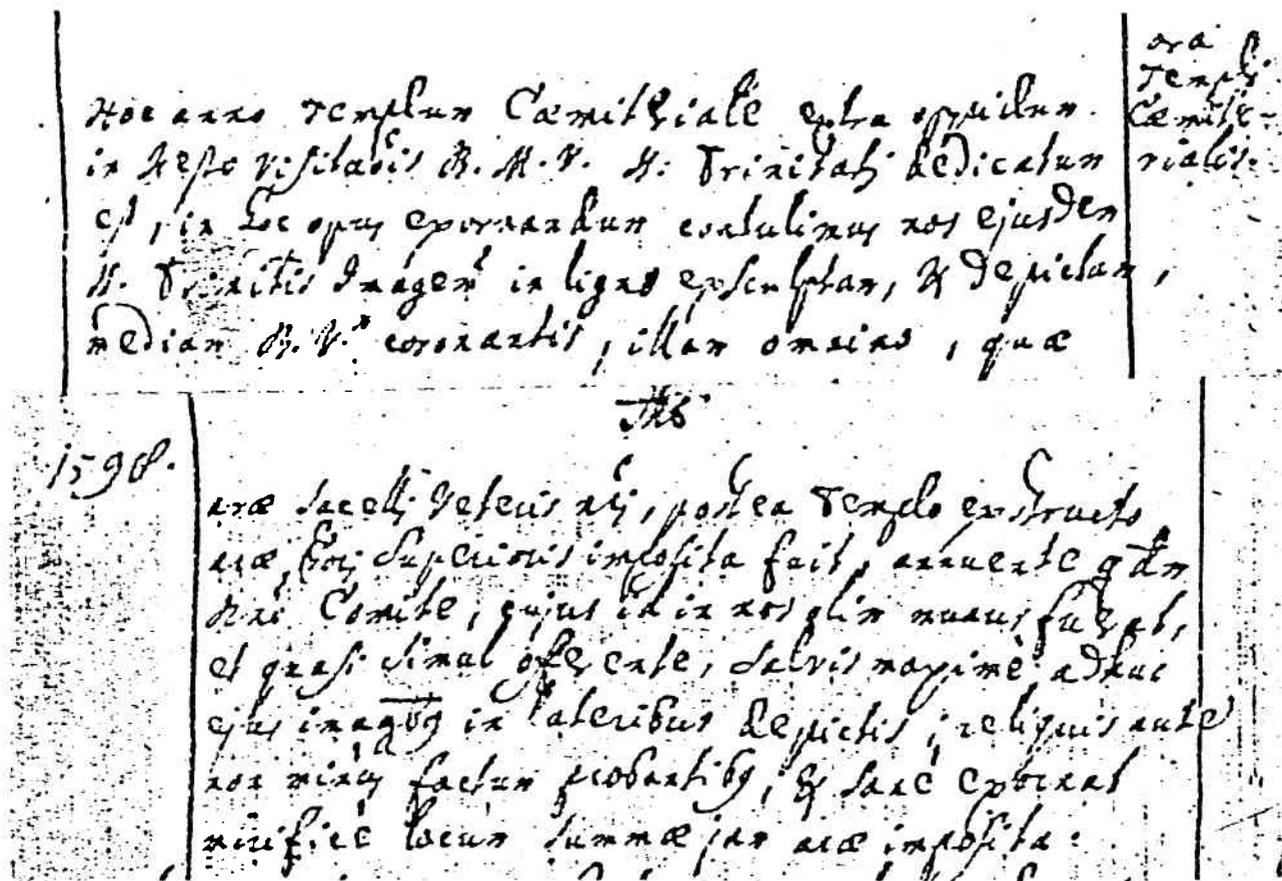
1598. ara Templi Coemiterialis. Hoc anno Templum Coemiteriale extra oppidum in Festo Visitationis B. M. V. H. Trinitatis dedicatum est, in hoc opus exornandum contulimus nos eiusdem SS. Trinitatis imag(in)em in ligno exsculptam, & depictam, median B. V. coronantis, illam omnino, quae arae sacelli veteris n(ost)ri, postea Templo exstructo arae Chori Superioris imposita fuit,

annuente q(uo)d(a)m D(omi)no Comite, cuius id in nos olim minus fuerat, et quasi simul offerente, salvis maxime adhuc ejus imag(ini)bus in lateribus depictis; reliquis autem non minus factum probantibus, & sane exornat mirificè locum summae jam arae imposita.

Die genaue Übersetzung des Textes ergibt den folgenden Wortlaut (mit erläuternden Zusätzen in Klammern):

Altar der Friedhofskirche.

1598. In diesem Jahre wurde am Feste der Heimsuchung der Allerheiligsten Jungfrau Maria die Friedhofskirche außerhalb der Stadt der Allerheiligsten Dreifaltigkeit geweiht. Um dieses Bauwerk zu zieren, überließen wir ebendiesem ein Bildnis der Allerheiligsten Dreifaltigkeit, aus Holz geschnitzt und bemalt (= farbig gefaßt), in ihrer Mitte die Allerheiligste Jungfrau krönend; jenes (Bildwerk) nämlich, das zuerst auf dem Altar unserer alten Hauskapelle, dann nach Erbauung unseres Gotteshauses (= erste Jesuitenkirche zum Heiligen Kreuz, erbaut 1580–84 von Jonas Holl) auf dem Altar des Oberen Chores



(Novizenchor auf der hinteren Empore) stand, mit Zustimmung eines gewissen Herrn Grafen (d. i. Schwickart von Helffenstein, der Förderer der Landsberger Jesuiten), dessen Geschenk an uns es einst war, und der es gewissermaßen (mit uns) zugleich darbrachte, wobei die Gemälde auf den Seitenflügeln größtenteils noch unverseht waren. Auch die übrigen hielten die Tat (der Schenkung) für nicht weniger gut, und es zierte überaus bewundernswert den Platz des Hochaltars, auf dem es nun steht.

Keine der geschilderten Einzelheiten steht im Widerspruch zum Kunstwerk im Museum. Allerdings ist dieser Typus der Marienkrönung weit verbreitet. Es fällt aber auf, daß der Hauptaltar der Friedhofskirche nach dieser Beschreibung ebenfalls ein Flügelaltar – mit Schnitzgruppe in der Mitte, Gemälden auf den Flügeln – war.

Nun zur Person des Stifters und der Zeit der Stiftung! Graf Helffenstein hatte den Altar ursprünglich der Hauskapelle des ältesten Bauabschnittes des Jesuitenkollegs (1575 begonnen) geschenkt. Die Figurengruppe ist aber erheblich älter, nämlich aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. Bedenkt man jedoch, daß die kirchliche Kunst in Deutschland wegen der Reformation jahrzehntelang kaum pro-

duktiv war, da die neue Frömmigkeit der bildlichen Darstellung des Heiligen eher abgeneigt, wenn nicht gar feindlich war und auch die Bevölkerung der Stadt Landsberg in der Zeit vor Helffenstein mehrheitlich der neuen Lehre Luthers zuneigte, – bedenkt man dies alles, so wäre es nicht verwunderlich, daß das Geschenk des Grafen bereits in den Jahren vor dem Glaubensstreit entstanden ist.

Muß dann aber die Herkunftsmeldung im Auktionskatalog auf einer falschen Überlieferung beruhen? Zunächst wäre natürlich auch eine Verwechslung der zwei Landsberger Friedhofskirchen denkbar. Auch das Katharinenkirchlein stand ja inmitten eines kleinen Friedhofes, in dem vor allem Aussätzige und Enthauptete ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten<sup>6</sup>.

Es ist aber auch möglich, daß die Zuordnung im Auktionskatalog trotzdem stimmt: Wenn nämlich die Schnitzgruppe nach der Barockisierung der Dreifaltigkeitskirche kurz nach 1700 aus dieser entfernt und dem kleinen Katharinenkirchlein überlassen worden wäre. Dabei könnten auch die beiden bemalten Seitenflügel des Altars entfernt worden sein, um das Altarwerk den Größenverhältnissen des viel kleineren Chorraumes von St. Katharina anzupassen.

So spricht doch einiges für die Hypothese, daß die „Landsberger Marienkrönung“ das Mittelstück des er-

sten Altarwerkes der Dreifaltigkeitskirche gewesen sein könnte. Die Frage nach dem Künstler – vielleicht der Landsberger Ulrich Vaist, möglich auch aus dem Umkreis des Gregor Erhart – muß wohl weiterhin der stilkritischen Analyse der Experten vorbehalten bleiben. Wenn diese Marienkrönung aus dem Besitz des Grafen Helffenstein in das Jesuitenkolleg gelangt ist, muß sie ja nicht aus Landsberg stammen. Sie kann vom Grafen ja auch anderswo erworben oder bereits bei seiner Berufung ins Landsberger Pflegeamt nach hier mitgebracht worden sein.

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Die Taube des Heiligen Geistes ist verlorengegangen; über der Krone Mariens deutet ein Nagelloch noch die Position der Taube an.
- <sup>2</sup> siehe Eduard Pflanz: Ulrich Vaist, Bildhauer und Bürger zu Landsberg; in: Lechkurier Nr. 12/1982. Allerdings ist seit dem 16. Jh. ein Marienaltar dort nachweisbar.
- <sup>3</sup> Adalbert Maier, Die Landsberger Friedhöfe und ihre Kirchen; in: Landsberger Geschichtsblätter 1931, Spalte 70.
- <sup>4</sup> Eduard Pflanz, a. a. O.
- <sup>5</sup> Bayerisches Hauptstaatsarchiv München, Jesuitica 2018, Oktavheft, paginiert: 49 Fol. Bl.
- <sup>6</sup> siehe Eduard Pflanz, Eine vergessene Gerichtsstätte; in: Lechkurier Nr. 51/1982, Anmerkung 14!

## Eine Reise nach Landsberg

Vor 400 Jahren besuchte Michael de Montaigne die Stadt Landsberg

von Dr. Dagmar Dietrich

Michael Eyquem de Montaigne, französischer Schriftsteller und Philosoph, der mit seinen „Essays“ – zu deutsch: Versuche – eine neue literarische Gattung geschaffen hat, stammte aus der Nähe von Bordeaux, wo er auf dem Stammschloß Montaigne 1533 geboren wurde und dort 1592 verstarb.

Nicht zuletzt auch durch seine Reisenotizen, die er während seiner zahlreichen Aufenthalte im Ausland, darunter auch mehrfach in deutschen Ländern machte, ist sein Name auch heute noch bekannt.<sup>1</sup>

Dieser reiselustige Monsieur begab sich – wie in den unsicheren Zeiten des 16. Jahrhunderts üblich – nicht allein, sondern in Gesellschaft von Begleitern und Dienern am 14. Oktober 1580 von Isny nach Kempten und weiter nach Schongau und legte so zu Pferde oder in der Kutsche die beachtliche Tagesstrecke von rund 85 Kilometern zurück.

Als die Reisegesellschaft zur Nacht in Schongau eintraf, galt ihr Interesse vor allem dem Essen und Trinken, das ihr im Gasthof zum „Stern“ geboten wurde.

Am nächsten Morgen, das hieß zu damaliger Zeit kurz vor oder mit Son-

nenaufgang, sah man sich kurz in Schongau um und brach zu einer neuerlichen Tagesetappe auf, deren Ziel die – so Montaigne – „schönste Stadt Deutschlands“, nämlich Augsburg sein sollte.

Gegen Mittag traf Montaigne in Landsberg ein; er kam auf der alten, stark befahrenen Straße auf der schwäbischen Lechseite auf die Stadt zu.

In Landsberg, so hatte man beschlossen, sollte eine Rast eingelegt und zu Mittag gegessen werden, auch wollte man sich kurz in der Stadt umsehen.

Wie es damals, vor rund 400 Jahren, in der kleinen herzoglich-bayerischen Stadt ausgesehen haben mag und welche Eindrücke ein Reisender im ausgehenden 16. Jahrhundert aufnehmen konnte, läßt sich auch noch heute recht gut ermitteln.

#### Alte Stadtansichten

Zwei der ältesten Stadtansichten von Landsberg aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts helfen unserer Vorstellung, auch kann die zwar erst um 1625 entstandene bekannte Stadt-



Besucher von Landsberg zu Zeiten der Renaissance: Michael Eyquem de Montaigne.

ansicht aus dem alten Spital herangezogen werden. Und: viele Gebäude und Sehenswürdigkeiten, die sich dem damaligen Reisenden boten, bestehen noch heute.

Zunächst die alten Stadtansichten: für seine 1566 fertiggestellten „Bayerischen Landtafeln“ nahm der Geograph und Mathematiker Philipp Apian (1531–1589) auch eine Stadtansicht Landsbergs auf. Die spontane,

das Gesehene bis auf einige Ungeheimtheiten (was bedeuten z.B. die beiden Türme auf dem Krachenberg südlich der Stadt? Ob Apian hier das stadtprägende Bayertor mit ins Bild rücken wollte?) recht genau verarbeitende Federzeichnung Apians befindet sich heute in der Bayerischen Staatsbibliothek München<sup>2</sup>. Sie dürfte noch um 1640 für Matthäus Merian als Vorlage für dessen Kupferstich von Landsberg gedient haben (auch hier sind die beiden Türme südlich der Stadt übernommen).

Die andere Stadtansicht entstand nur zwei oder drei Jahre nach dem Montaigne-Besuch und wurde im Auftrag des Bayernherzogs Wilhelm V, der 1583 die wichtigsten Städte, Märkte und Burgen seines Landes zeichnerisch festhalten ließ, gefertigt. Unter Leitung des Münchner Malers Hans Thonauer d. Ä. (1521–1596) wurde die Stadtansicht Landsbergs in ein Deckenfeld des Münchner Antiquariums gemalt.

Wer die Vorzeichnung für das Fresko lieferte und die Stadtsilhouette vor Ort festhielt, ist nicht bekannt. Vielleicht war es Hans Thonauer selbst, der nachweislich 1581 vom Bayernherzog nach Landsberg gesandt worden war, um dort Vorbereitungen für die Ausstattung der neuen Jesuitenkirche zu treffen. Da diese Kirche und das anschließende bereits dreiflügelig erweiterte Noviziat abgebildet sind, kann das Stadtportrait ziemlich genau auf 1582 oder 1583 datiert werden. Der oder die Künstler



*Hans Thonauer d. Ä. (1521–1596) schuf diesen Anblick der Stadt Landsberg, der im Münchner Antiquarium zu finden ist.*

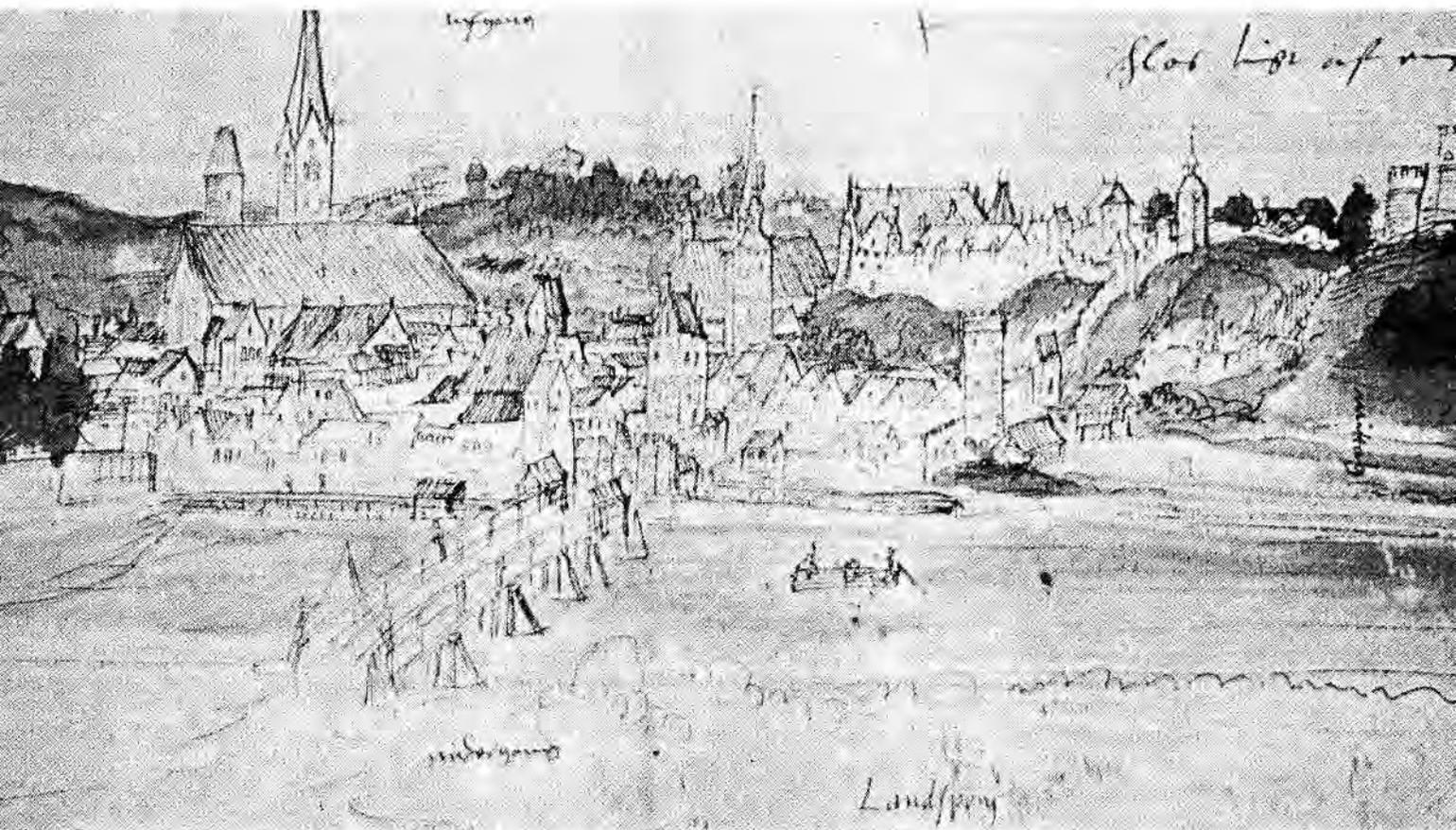
arbeiteten bis auf wenige Details recht zuverlässig und hinterließen ein Bild der Stadt, das bedeutenden Quellenwert besitzt.

#### Ein Stadtrundgang

Versuchen wir also, Herrn de Montaigne auf seinem Rundgang durch die Stadt zu begleiten.

Vorbei an der kleinen spätgotischen Katharinenkirche mit dem Leprosen-

haus, in dem die von dem ansteckenden Aussatz Befallenen außerhalb der Stadt lebten, war man über Änger und Wiesen bis zur hölzernen, stets von Hochwasser gefährdeten Lechbrücke gekommen und hielt kurz an, um über das brausende Wasser des damals wohl noch einstufigen Lechwehres zur Linken eben das Bild der Stadt Landsberg aufzunehmen, das uns die beiden Stadtansichten aus jenen Tagen ver-



*Landsberg um 1560: Federzeichnung von Philipp Apian*

mitteln: die von einem Mauerring mit zahlreichen Türmen umschlossene Stadt, aus deren vielen steilen Satteldächern sich die große Stadtpfarrkirche erhebt. Südlich daneben der Schmalzturm mit dem alten Spital dahinter und über der Stadt das Schloß, das bereits um 1566 im wesentlichen die bauliche Gestalt besaß, die uns auch aus den späteren Abbildungen bis ins 18. Jahrhundert bekannt ist.

Dann ging es über die Brücke und durch das hohe Lechtor mit seinem zinnenbesetzten Giebel und dem Landsberger Stadtwappen über dem Tor in die Stadt hinein.

Auf dem Weg herrschte großes Gedränge, da es gerade ein Samstag und Markttag war und die Landbevölkerung zu Kauf und Verkauf in Scharen in die Stadt strömte. Die Reisenden, die ohne geschäftliche Notwendigkeit, nur als „Touristen“ die erheblichen Strapazen und auch Gefahren einer so ausgedehnten Fahrt auf sich nahmen, erregten sicher erhebliches Aufsehen, wenn sie nicht sogar verdächtig schienen. Aber ihre vornehme, modische Kleidung wies sie als Herren „vom Stande“ aus und nach genauer Begutachtung konnten sie das Stadttor passieren.

Nach wenigen Schritten durch die damals noch recht enge Lechgasse (heute Herkomerstraße), die bei der gotischen Leonhardskapelle nach Norden abbiegt, kam man zu dem großen, etwa dreieckigen Hauptplatz mit dem spätgotischen Rathaus in der Mitte. Buntes Leben füllte den Platz: in den erdgeschossigen Arkaden des Rathauses boten Metzger und Bäcker ihre Waren auf „Bänken“ an, dort wurden auch Tuche in Ballen umgeschlagen und ungestoßene Gewürze gehandelt. Ein Springbrunnen, der „das Wasser aus hundert Röhren in eine Lanze hoch hervorschießen und auf sehr kunstfertige Art verlaufen (läßt), indem die Röhren sich nach Belieben drehen lassen ....“ fesselte das Interesse Montaignes. Vor allem aber beeindruckten der Wohlstand und das gepflegte Aussehen der Bürgerhäuser, die den Platz und die anschließenden Gassen säumten.

Zwischen den vielen schmalen gotischen Giebelhäusern gab es bereits damals am Hauptplatz auch einige behäbig wirkende traufständige Gebäude, die den Wohlstand oder den gehobenen sozialen Status ihrer Besitzer repräsentierten; diese Häuser waren zumeist durch die Zusammenlegung zweier oder mehrerer älterer Anwesen entstanden: so vor allem die Gasthöfe, darunter auch der „Gasthof zum Mohren“, der in seinen heutigen Proportionen und mit dem mächtigen Dachwerk bereits seit der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bestand, die Herzogliche Stadtresidenz, die 1508 vom Bayernherzog Wolfgang erbaut worden ist, nachdem ihm das Leben auf der Burg zu unbequem geworden war (heutige Herzogstube). Etwas höher am Platz beeindruckt ein weiteres, aus zwei älteren Häusern hervorgegan-

nes Gebäude (das heutige Modehaus Brand), dessen viergeschossige Fassade mit einem Erker geschmückt war. Im Erdgeschoß besaß das Gebäude bis zu Anfang dieses Jahrhunderts Renaissancegewölbe und rückwärts schloß sich ein 1569 erbauter Flügel mit zweigeschossigen hölzernen Lauben an, in dem Wirtschafts- und Nebenräume untergebracht waren. Diese von mehrgeschossigen Arkaden und Lauben umgebenen Innenhöfe dürfte es in Landsberg recht häufig gegeben haben.

### Viele bemalte Gebäude

Gleich neben diesem stattlichen Gebäude war das „Innere Bayertor“ oder „Schmalzturm“, wie dieser zur allerersten Stadtbefestigung gehörende Turm wegen des Bauernmarktes zu seinen Füßen auch genannt wurde, zu besichtigen. Der weitere Name „Schöner Turm“ rührt vielleicht von der prächtigen Renaissancebemalung her, deren geringe Reste heute nur noch an der witterungsgeschützten Ostseite in den Fensterleibungen und über der Durchfahrt sichtbar sind. Zur Zeit des Montaigne-Besuchs war sicher der gesamte Turm bemalt, und noch zu Ende des letzten Jahrhunderts konnte man Soldaten mit langen Spießen und Reste einer nicht mehr entzifferbaren Renaissanceinschrift am Turm erkennen<sup>3</sup>.

Auch die Häuser am Markt und in den anschließenden Gassen waren frisch hergerichtet, und Montaigne hielt in seinen Reisetagebüchern fest: „In all diesen Städten werden Häuser und Kirchen oft neu bemalt, was ihnen ein leuchtendes Aussehen gibt und zur rechten Zeit, wie in Erwartung unserer Durchreise, war vor drei oder vier Jahren, wo wir uns aufhielten, alles erneuert worden – was wir aus den Daten ersehen, die anzubringen Sitte ist.“

Aus Landsberg haben sich offensichtlich keine Fassadendarstellungen oder Malereireste aus dem 16./17. Jahrhundert erhalten; zeitgenössische Abbildungen von Häusern in München oder Augsburg lassen aber darauf schließen, daß in der schmuckfreudigen Spätrenaissance auch die Landsberger Häuser mit farbig abgesetzten Fensterrahmen und Gesimsen, mit Ornamenten und wohl auch figürlichen Malereien gestaltet waren.

### Zwei große Kirchen

Montaigne besuchte sicher auch die stattliche spätgotische Stadtpfarrkirche, die damals noch eine weiß und schwarz mit Ranken bemalte Bohlendecke besaß und deren Wände zum Teil mit farbenprächtigen Fresken geschmückt waren. Zwischen 1560 und 1565 hatte man das Kircheninnere zuletzt renoviert und – wie vermutet wird – einen neuen Hochaltar angeschafft. Das 1562 von Wolfgang Prielmayr aus München gemalte Glasfenster Herzog Albrechts V dürfte das In-

teresse der Besucher gefunden haben und sicher auch der von Reisenden späterer Zeit immer wieder erwähnte Grabstein des Arztes Cyriacus Weber, rechts vorn im Chor der Kirche.

Dieses 1575 in neuster Renaissance-Manier gestaltete Hängegrab aus Sandstein mit flämisch-italienisch beeinflusstem Roll- und Beschlagwerk zeigt ein stehendes menschliches Skelett in einer für die Zeit neuen anatomischen Exaktheit, die genaue Naturstudien voraussetzte. Vorlage für die Darstellung war denn auch ein wissenschaftliches Werk des Dr. Andreas Vesalius – „De humani corporis fabrica“ –, das 1543 in Basel erschienen war. Der Bildhauer des Grabmals, der



Abbildung eines menschlichen Skelettes aus Andreas Vesalius „De humani corporis fabrica“

Schongauer Paul Reichel, der auch für den Hof in München und Innsbruck tätig war, hat das gleiche Thema offenbar mehrfach bearbeitet<sup>4</sup>.

Auch die zweite große Kirche der Stadt, die gerade im Bau befindliche Jesuitenkirche „Heilig Kreuz“ wurde besichtigt. Dazu begaben sich die Reisenden durch das Tor des Schmalzturmes in die Bayervorstadt, besahen das große 1349 gegründete Spital mit der gotischen Spitalkirche und der großen zweischiffigen Säulenhalle im Erdgeschoß gleich dahinter und stiegen an der Reihe von steilen Giebelhäusern, in denen Gerber ihrem Gewerbe nachgingen, bis zum nächsten Stadttor, dem Pfettener- oder Schöpleinstor, das bei Haus Nr. 400 den Durchlaß durch eine erste, den Stadtkern nach Osten erweiternde Ummauerung bildete. Dann ging es den beschwerlichen Weg hinauf zum Bayertor, vorbei an der Elisabethkirche, die an der Gabe-

lung von Alter Bergstraße und Hofgraben (Notbühel) stand.

Der stattliche Torturm trug wohl damals noch seine bunte spätgotische Bemalung mit roten und schwarzen Eckquadern<sup>5</sup>.

Von hier aus bog man nach Norden ab, um auch die Baustelle der neuen Jeusitenkirche auf dem Leitenberg zu besichtigen; dort lebten die 1575 vom Grafen Schwickart von Helfenstein nach Landsberg berufenen Jesuiten in ihrem von 1576 bis 1578 neu errichteten Novizenhaus, und dort hatte man im Frühjahr 1580 begonnen, eine neue große Kirche zu errichten. Unter Leitung des Augsburger Baumeisters Johann Holl wuchsen die Mauern rasch auf und man konnte hoffen, den Dachstuhl noch vor Wintereinbruch aufschlagen zu können. Montaigne unterhielt sich eine Weile mit den Patres und lernte dabei wohl den ersten Landsberger Novizenmeister Bonaventura Paradinas (1533–1595), einen Spanier, der in Paris studiert hatte, kennen.

Die französische Reisegesellschaft hatte vermutlich keine Zeit mehr, einen Besuch auf dem Schloß auf dem gegenüberliegenden Schloßberg bei dem herzoglichen Pfleger Graf Schwickart von Helfenstein abzustatten, sondern begab sich über die steile Stiege auf dem kürzesten Weg wieder hinab in die Altstadt.

### Mittagsmahl und Abreise

Das Mittagessen nahmen die Fremden in einem der zahlreichen großen Gasthöfe der Stadt ein, dort waren die Pferde in den dazugehörigen Stallungen versorgt worden. Vielleicht galt der Besuch dem schon erwähnten Mohrenwirt, dessen Gaststube einmal eine bemalte, wohl noch spätgotische Lehmdecke schmückt (1956 hat man bei Umbauarbeiten Reste dieser Decke gefunden). Im dritten Geschoß besaß der Gasthof damals noch einen das ganze Stockwerk einnehmenden Saal aus der Zeit um 1440, von dem auch heute noch Reste vorhanden sind.

Dann allerdings wird den Reisenden die Zeit knapp geworden sein, da man die Wegstrecke bis Augsburg noch vor Einbruch der Nacht zurücklegen mußte, wollte man dort nicht vor bereits geschlossenen Stadttoren stehen. Die Schläge der Stadtuhr, die – wie Montaigne vermerkte – alle Viertelstunde ertönten, mahnten zum Aufbruch. Eine öffentliche Stadtuhr am Schmalzturm besaß Landsberg spätestens seit dem mittleren 15. Jahrhundert, wie auf der um 1440 entstandenen ältesten Ansicht der Stadt in der „Landsberger Geburt“ zu erkennen ist. Um 1625 waren es sogar vier öffentliche Uhren, denn neben der Uhr am Schmalzturm gab es Uhren am Bayertor, am Waghals südlich der Burg wie auch am kleinen Dachreiter über der Westfassade der Stadtpfarrkirche.

Montaigne ist wohl durch das westlich der Stadtpfarrkirche gelegene Fronfesttor hinaus durch den mit klei-

## „Sehr hübsch für ihre Größe“

Aus der Reisebeschreibung von Michael de Montaigne

„Nach Tische brachen wir auf und kamen zur Nacht nach Schongau, vier Meilen, einer kleinen, dem Herzoge von Bayern gehörigen und infolgedessen ganz katholischen Stadt. Der Stern ist ein gutes Gasthaus. Wir fanden hier eine neue Anordnung der Tafel: die Salzständer wurden auf einem quadratischen Tisch von einer Ecke zur gegenüberliegenden aufgestellt, die Leuchter desgleichen, so daß ein St. Andreaskreuz gebildet wurde. Hier wurden uns, wenigstens bis dahin, niemals anders als hartgekostet und in Viertel zerschnitten auf Salat serviert, der dort sehr gut war, ebenso wie die Kräuter sehr frisch; wir bekamen ferner neuen Wein, der dort meist gleich nach Beendigung des Gärens getrunken wird. Getreide wird in den Scheunen nach jedesmaligem Bedarf gedroschen und zwar mit dem dicken Ende einer Fleische. Am Samstag, den 15., aßen wir mittags in Landsberg, vier Meilen davon, einer kleinen, ebenfalls dem Herzoge von Bayern zugehörigen Stadt am Lech, sehr hübsch für ihre Größe, bestehend aus Stadt, Vorstadt und Schloß. Wir kamen an einem Markttag an, an dem eine Menge Volks da war. Mitten auf einem sehr großen Platz läßt ein Springbrunnen das Wasser aus hundert Röhren eine Wunze hoch herbor-schießen und auf sehr kunstfertige Art verlaufen, indem die Röhren sich nach Belieben drehen lassen. Sowohl in der Stadt als auch der Vorstadt, die bergauf zusammen eine gerade Linie bilden, innerhalb derer auch das Schloß liegt, steht eine recht schöne Kirche. Herr von Montaigne<sup>6</sup> suchte dort ein Jesuitenkolleg auf, ein neues Gebäude, mit dem die Väter sich nicht beklagen können; auch sind sie dabei, eine schöne Kirche zu bauen. Der Herr von Montaigne unterhielt sich mit ihnen, denn er empfand Bedürfnis danach. Wer einen anderen Glauben als den römischen im Herzen hat, muß es verschweigen. In all diesen Städten werden Häuser und Kirchen oft neu bemalt, was ihnen ein ganz leuchtendes Aussehen gibt und zur rechten Zeit, wie in Erwartung unserer Durchreise, war vor drei oder vier Jahren, wo wir uns aufhielten, alles erneuert worden, was wir aus den Baten ersehen, die anzubringen Sitte ist. Die Stadtuhr schlägt in dieser Stadt, wie auch sonst oft in dieser Gegend, alle Viertelstunden, und von der Nürnberger erzählt man, daß sie auch die Minuten schlage.

Wir reisten nach Tisch weiter und kamen durch eine weite Ebene mit ganz einheitlicher Vegetation, ähnlich der Ebene von Beaussé, nach Augsburg, vier Meilen davon, das als die schönste Stadt Deutschlands gilt, wie Straßburg als die Stärkste.“

Montaigne

nen Handwerkerhäusern bebauten Vorderen Anger gereist, vorbei an der 1504 errichteten Friedhofskirche St. Johannes und dem Haus des Landsberger Bundes (heute Staffingeranwesen), das man wegen seiner damaligen geschichtlichen Bedeutung wohl mit besonderem Interesse betrachtete:

Der Landsberger Bund, der am 1. Juli 1557 in Landsberg zusammengetreten war, stellte ein gegenseitiges Schutzbündnis von Bayern, Österreich, Augsburg und Salzburg dar; später traten andere Mitglieder bei und der Bund entwickelte sich zu einer rein katholischen Vereinigung, die 1599 allerdings wieder aufgelöst wurde. In dem um 1560 um- oder neugebauten stattlichen Haus an der nördlichen Stadtmauer tagte der Bund, hier wohnten wohl die Gesandten und Gäste. Der geräumige Innenhof mit seinen zwei- bzw. dreigeschossigen steinernen Renaissancearkaden spiegelt trotz seiner Veränderungen im 17. und 18. Jahrhundert noch die Großzügigkeit des von Italien beeinflussten Bauens der deutschen Renaissance wieder.

Durch das Sandauer Tor, das allerdings erst im frühen 17. Jahrhundert seine heutige Form erhalten hat, und

über die 1511 gebaute zweite Lechbrücke ging es wieder aus der Stadt heraus, vorbei an dem sog. Brechhaus, das wohl ebenfalls zur Unterbringung von Personen mit ansteckenden Krankheiten – später Pestkranken – errichtet worden war, und dem neu angelegten Dreifaltigkeitsfriedhof weiter . . . „durch eine Ebene mit ganz einheitlicher Vegetation, ähnlich der Ebene von Beaussé nach Augsburg“.

### Anmerkungen

<sup>1</sup> Michel de Montaigne, Gesammelte Schriften, Hrsg. Joachim Bode, München-Leipzig 1909, 96 S.

<sup>2</sup> Bayer. Staatsbibliothek, Cod. germ. 5379/III 7 d aquarellierte Federzeichnung

<sup>3</sup> Joseph Johann Schober, Schongau und Landsberg im 16. Jahrhundert, in: LG, 1918, 6 u. 7, 28, Anm. 1

<sup>4</sup> R. A. Peltzer, Der Kistler und Bildhauer Paul Reichel von Schongau, der Meister des „Tödlein“, in: Das Schwäbische Museum, Jg. 1930, 188

<sup>5</sup> Die mittelalterliche Farbgebung wurde 1975 festgestellt und nach Befund erneuert.

<sup>6</sup> Montaigne diktierte seine Aufzeichnungen zum Teil einem Diener in die Feder, der gelegentlich auch eigene Bemerkungen über den Herrn Montaigne einfließen ließ.

# Schwedische Greuelthaten im Kriegsjahr 1633

Aus den „Litterae Annuae“ (Jahresbericht) der Landsberger Jesuiten an den Ordensgeneral in Rom zum Jahre 1633

Anlässlich der Materialsichtung für das Verfassen des Großen Kirchenführers der Landsberger Heilig-Kreuz-Kirche (erhältlich dort und im Pfarrbüro) sprudelten die Quellen der Jesuiten reichlich. Neben einer chronologisch aufgebauten und einer nach Sachfragen pro Jahrzehnt geordneten Geschichte des Probationshauses, die von 1574 bis 1677 beziehungsweise bis 1724 reichten, verfügt das Hauptstaats-

archiv in München über die Jahresberichte aller Jesuiten-niederlassungen der oberdeutschen Provinz des Ordens von 1614 bis zur Auflösung des Ordens. In diesen „Litterae Annuae“ wird ausführlich über die Tätigkeiten jeder Niederlassung berichtet. Für die örtliche Landsberger Geschichte ist vor allem die Darstellung der Ereignisse während des 30jährigen Krieges von Interesse.

Aus den „Litterae Annuae“

Transkription der lateinischen Handschrift:

Klaus Münzer

Übersetzung ins Deutsche:

Friedrich Schwab

## Haeticorum in Landspergenses crudelitas et quorundam Landspergensium virtus

1. Sueci, aliique Haeretici non vi et sua virtute, sed fraude et proditione Landspergam occuparunt. Nam cum Landspergenses paciscerentur, atque unus e Magistratu princeps interea cives ab armis quiescere atque domum concedere imprudenter et contra belli consuetudinem iuberet, ipsi durantibus indutiis in urbem non sine proditionis indicio penetrarunt. Quod ipsi lubentes postea in nostro collegio fuere fassi, cum unus quispiam e nostris praecipuis militibus per iocum obiecisset, nunquam ipsos Landspergam occupaturos fuisse, nisi sua propugnantium voluntate, non nemo e Suedicis Ducibus responderunt, vera haec esse, atque ideo gratias habere. Cumque hanc ob causam parcendum civibus fuisset, tamen supra trecentos incredibili crudelitate interemerunt. Imo quotquot levissimum vulnus acceperant, omnes deinceps mortui sunt. Nam impia turba omnes suos enses veneno imbuerant.

2. Nulli templo, praeterquam nostro, quin omnia violantur, altaria perfringerentur, sacra supellex vel auferretur, vel laceraretur, caedes in illis, et alia nefanda flagitia patrantur, fuit parsum.

3. Antiqua D. Virginis Puerperae statua in principe aede egregio mundo a devoto faemineo (..) eu ornata visebatur. Hanc non tantum ornamentis spoliarent, verum etiam iuxta illam hominem vilis conditionis, ac corpore abiectae formae interfectum, illi ceu rem turpem (impium scelus!) habiturum imposuere, nec tamen sine manifesta Numinis ultione. Nam ipsi sceleris patratore, cum Augusta praeter caetera spolia, vestes sericas quibus statua virginis puerpera ornata erat, proferrent, atque iis positis, utrius essent, luderent, uterque in furorem acti alter alterum interemit, alter laqueo in cruce suffocatus dignam scelere mortem reperit.

4. Inter verbera et alia cruciamenta, siquis IESU et MARIAE nomen invocasset, hanc ipsam ob causam ceu rebellis crudelissime mactabatur. Viro simplici caetera bono, cum IESU et MARIAE nomen identidem praedicaret, primum oculos eruerunt, tum toto capite vulneribus confectum crudelissime mori coegerunt. Alium toto ventre tormentario obsitum misere combusserunt. Alium veru ita

## Die Grausamkeit der Haeretiker gegenüber den Landsbergern und die Tugendhaftigkeit mancher Landsberger

1. Die Schweden und die anderen Haeretiker haben Landsberg nicht durch ihre Stärke und durch ihre Tapferkeit, sondern durch List und Verrat eingenommen. Denn als die Landsberger (mit ihnen) verhandelten und einer aus dem Magistrat, ein Bürgermeister, den Bürgern in unvorsichtiger Weise und gegen die Kriegsgewohnheit befahl, währenddessen die Waffen niederzulegen und nach Hause zu gehen, drangen sie während des Waffenstillstands nicht ohne Anzeichen eines Verrats in die Stadt ein. Das haben sie selbst gerne später in unserem Kollegium zugegeben; als nämlich einer von unseren vorzüglichen Soldaten im Scherz (ihnen) vorgeworfen hatte, daß sie Landsberg nur mit dem Einverständnis der Verteidiger eingenommen hätten, antworteten manche von den schwedischen Anführern, daß das wahr sei und daß sie dafür Dank wüßten. Und obwohl sie deswegen die Bürger hätten schonen sollen, haben sie dennoch über 300 mit unglaublicher Grausamkeit getötet. Ja sogar alle, die nur eine sehr leichte Wunde abbekommen hatten, sind nacheinander gestorben. Denn die ruchlose Schar hatte alle ihre Schwerter mit Gift bestrichen.

2. Kein Gotteshaus außer dem unsrigen wurde verschont; alle wurden entweiht, die Altäre aufgebrochen, die heiligen Gefäße entweder geraubt oder zerschlagen; Morde und andere ruchlose Verbrechen wurden in ihnen begangen.

3. Eine alte Marienstatue war im Hauptgebäude zu sehen, die von frommer Frauenhand kostbar geschmückt worden war; diese wurde nicht nur allen Schmuckes beraubt, sondern sie legten sogar neben sie einen getöteten Mann, der von niedriger Herkunft und mißgestaltet war, so als ob er eine unzüchtige Handlung beginge. Aber doch nicht ohne sichtbare Rache Gottes. Denn als die zwei Übeltäter außer anderer Beute die Seidengewänder, mit denen die Muttergottesstatue geschmückt war, nach Augsburg brachten und darum würfelten, wem sie gehören sollten, gerieten diese beiden in Wut und der eine brachte den anderen um; der andere fand aufgehängt am Galgen einen seines Verbrechens würdigen Tod.

4. Wenn jemand den Namen Jesu oder Mariens angerufen hatte, wurde er unter Schlägen und anderen Martern genau deswegen wie ein Aufrührer aufs grausamste niedergemetzelt. Einem einfachen, sonst guten Mann stachen sie, als er den Namen Jesu und Mariens immer wieder ausrief, zuerst die Augen aus, dann, nachdem er am ganzen Kopf verwundet worden war, brachten sie ihn aufs grausamste um.

confixum, ut vitales partes non tolerentur, ipso triduo igne aliisque tormentorum generibus lentissima morte ex hac vita exturbarunt.

5. Quam turpiter femineo genere abusi sint horret animus dicere. In virgines usque adeo turpis libidinis igne exarsunt, ut ne in publicis quidem plateis vererentur eas ceu silvestres apri opprimere atque dehonestare. Non una aetate ac corpore tenera utriusque Veneris nefarii spiculis cruciata vitam amisit. Aliam honestam matronam vestibus spoliata in plateas productam tam diu venere cruciarunt, usque dum tympani in morem intermisit atque animam efflavit. Aliam qua parte abusi fuere eadem confixerunt. Alias duas post exquisitissima cruciamenta, semivivas in puteum exsiccatum coniectas, lignisque desuper et igne iniectis combussere.

6. Commune fuit illud supplicium cui nomen haustus Suedici imponere. Viros seu feminas, nullum enim habebant discrimen humi extenderunt, baculo faucibus diductis tantum aquae vel vini vel cerevisio ingesserunt, quantum ad omnia viscera inundanda satis erat. Tum turgidos undis ventres vel baculis tam diu ceciderunt vel pedibus insultarunt, donec cum ingestio latice animam effunderent. Taceo alia crudelitatum genera, quorum narrandorum nimis longa ratio conficienda esset.

7. Virtus inter haec non latuit quam DEus claram atque miraculis consignatam illustriorem fecit. Virgo quaequam biduo ante quam urbs caperetur, ex morbo non admodum gravi decumbebat. Petit pro extrema vitae lucta sacris Christi mysteriis muniri: Certo enim sibi post bibuum moriendum esse aiebat. Expiatur et Christiano more sacris, morientibus adhiberi solitis instruitur. Post biduum capta urbe Suecus quispiam in eius cubiculum ingressus in lecto decumbentem deprehendit. Exigit ab ea non exigenda: cum enim ardentis rosae similem videret arbitrabatur morbum simulari, ne ipsum virum pati cogere. Vim ergo adhibet, reluctatur illa quantum potest. Impatiens ille femineae luctae ense compescere dum vult ignarus occidit. Videns ergo puellam suffuso pallore ceu rosam succisam elanguescere, ne nihil ab hac virgine rapiam, genas rapiam exclamat, simul ac excindit utrasque, quibus postea apud commilitones tanquam opima praeda gloriatus fuit. Haec ubi gesta sunt non nemo qui ibidem habitabat, narravit.

8. Alia virgo quae dudum virginitatem Christo consecraverat in cuneum petulantissimorum iuvenum incidit. Rapit eam omnium nobilissimus, ut videbatur humi eam abiicere aggreditur. Relctatur illa bene diu, spectantibus et ridentibus atque exprobrantibus imbelles eius vires quod puellam vincere non possit. tandem uterque cadit ita ut puella superior iaceret. Fit risus ab aliis hortantibus procum ut virum se praestaret. Verum puella victrix humo surgit, per cuneum iuvenum obstupescentium quid socio siderato simili acciderit, se incolumis in tutiora loca proripit.

Einen anderen verbrannten sie lebendig, nachdem sie seinen Leib ganz mit Schießpulver bestreut hatten. Wieder einen anderen, der von einem Spieß so durchbohrt worden war, daß er nicht lebensgefährlich verletzt worden war, rösteten sie drei Tage hindurch und trieben ihn noch mit anderen Arten von Quälereien ganz langsam in den Tod.

5. Wie schändlich sie mit dem weiblichen Geschlecht umgegangen sind, scheut man sich zu sagen. Gegenüber den jungen Mädchen gaben sie so sehr ihren Trieben nach, daß sie sich nicht einmal auf offener Straße scheuten, diese wie wilde Keiler anzufallen und zu entehren. Nicht nur ein Mädchen von zartem Alter und zarter Statur mußte ihr Leben lassen, nachdem sie auf zweifache Weise vergewaltigt worden war. Eine ehrbare Frau, der Kleider beraubt und auf die Straße geführt, haben sie so lange geschändet, bis sie nach Art einer Pauke (Text unleserlich!) und den Geist aufgab. Eine andere haben sie an der gleichen Stelle, an der sie sie mißhandelt haben, durchstoßen. Zwei andere haben sie nach den ausgesuchtesten Martern halbtot in einen ausgetrockneten Brunnen geworfen, Holz über sie geworfen und verbrannt.

6. Verbreitet war jene Hinrichtung, der sie den Namen Schwedentrunk gegeben haben. Männer oder Frauen – sie machten nämlich keinen Unterschied – streckten sie zu Boden und nachdem sie ihnen den Mund mit einem Holzschneidwerk aufgesperrt hatten, gossen sie so viel Wasser oder Wein oder Bier hinein, wie nötig war, um alle Eingeweide aufquellen zu lassen. Dann haben sie auf die aufgedunsenen Bäuche entweder mit Stöcken so lange geschlagen oder sind mit ihren Füßen darauf herumgesprungen, bis sie mit der Flüssigkeit auch ihr Leben von sich gaben. Ich sage nichts von den anderen Arten der Grausamkeiten, die aufzuzählen zu lange dauern würde.

7. Die Tugend, die Gott leuchten ließ und durch Wunder bestätigt noch strahlender machte, war währenddessen nicht verborgen. Zwei Tage bevor die Stadt eingenommen wurde, hütete ein junges Mädchen wegen einer nicht allzu schweren Krankheit das Bett. Sie verlangte für ihren Todeskampf nach den heiligen Sterbesakramenten. Sie sagte nämlich, daß sie sicherlich in zwei Tagen sterben müsse. Sie beichtet und nach Christenbrauch wird sie mit den heiligen Sterbesakramenten gestärkt. Als nach zwei Tagen die Stadt eingenommen war, überfällt ein Schwede, der in ihr Schlafzimmer eingedrungen war, sie, die im Bett lag. Er verlangte von ihr, was man nicht verlangen darf. Als er nämlich sie sah, die einer glühendroten Rose ähnlich war, glaubte er, daß eine Krankheit nur vorgetäuscht werde, damit sie nicht gezwungen werde, einen Mann zu ertragen. Er wendet also Gewalt an. Jene sträubt sich so gut sie kann. Da jener den Widerstand des Mädchens nicht dulden konnte, wollte er sie mit dem Schwert einschüchtern und tötete sie unabsichtlich. Wie er nun sieht, daß das Mädchen blaß wird und wie eine unten abgeschnittene Rose erschläft, ruft er aus „damit ich sonst nichts von diesem Mädchen raube, raube ich ihre Wangen“ und schneidet sie gleich heraus; damit prahlte er hernach bei seinen Kameraden wie mit einer fetten Beute. Sobald dies geschehen war, berichteten manche (darüber), die dort wohnten.

8. Ein anderes junges Mädchen, das seine Jungfräulichkeit seit längerer Zeit Christus geweiht hatte, geriet in eine Schar ganz ausgelassener junger Burschen. Der wie es schien vornehmste von allen packt sie und versucht, sie zu Boden zu werfen. Sie sträubt sich ziemlich lange, die anderen schauen zu, lachen und halten ihm vor, daß er schwach sei, weil er das Mädchen nicht besiegen könne. Schließlich fallen beide hin und zwar so, daß das Mädchen auf ihm liegt. Gelächter kommt auf bei den anderen, die ihn auffordern, seine Männlichkeit zu beweisen. Das Mädchen aber steht als Siegerin auf, geht durch die Schar der jungen Männer und eilt unverseht an einen geschützteren Ort, während diese darüber staunen, was dem Kameraden zustieß, der wie von einem Schlag getroffen war.

9. Alia cum de virginitate se periclitari videret, manit se S. Crucis signo ac nomine IESU & MARIAE invocatoque Angelo Tutelaris subsidio ex tertia aedium contignatione in plateam praecutis lapidibus stratam effundit. Mirum dictu nemo erat qui non existimaret omnibus membris fractis eam occubuisse. Surgit incolumis latibula virginitatis suae nova quaerit.

10. Alia non quidem eodem eventu sed pari ausu, ex pari altitudine aedium in plateam desiluit. Dum iacet exanimis, spoliatur ab Haereticis, et velut mortua in angulum coniiicitur. Post paucas horas ad se dormiisse sibi visa redit, ac post paucos dies cum membra ob ingentem saltum nonnihil exulcerat denuo medicamentis essent roborata, ad templum nostrum advolat de peccatis confessa DEI miram bonitatem in se apud nostrum depraedicat.

11. Duae aliae virgines suae pudicitiae consulturae simul in abstrusissimum aedium angulum se coniecerant. Sed quis angulus tam inaccessus, quem eiusmodi venatores non reperiant? Ergo in eundem penetrat haereticus latro, fare ardente omnia lustrat, iuxtim stat ac paene tangit. Bonae puellulae iam sibi deprehensae videbantur, de tremulo corde ad caelum suspiria mittunt, atque virginitatis suae auxilium implorant. Latro ille ita continuo excaecatus discedit, ut non tantum non eas videret, ut ne suspicionem occultati hominis caperet.

12. Alia non quidem simile auxilium experta, sed maioris virtutis subsidium a DEO nacta, cum fune ligatis manibus ac pedibus extenta humi vim pateretur, qua ratione potuit eam propulit. Sputis enim et dentibus violatorem accedere diu non passa, ac nisi os quoque obturatum fuisset iamiam praemorsura sibi linguam exemplo illius A(. . .)tii iuvenis in impium procum eiaculatura erat.

13. Aliae nonnullae ut suam virginitatem conservarent non dubitarunt in Lycum flumen rapidissimum se spargere, nec sine manifesto divini auxilii indicionam incolumes ad alteram ripam nandi ignarae, tutela boni Angeli evaserunt.

14. Una alia in mediis undis sub ponte per mediam noctem collo tenus subsedit. Viderat eam quidem procus aquam insilientem, sed cum eam tam diu latere non posse existimaret, spe sua frustratus discessit.

15. Matriona queapiam forma, an virtute melior, dubites, posteaquam aliquot milium aureorum iacturam aequissimo animo passa erat cum pudicitiam quoque suam in discrimen vocarri intellexeret, atque a non paucis ad flagitium sollicitaretur, ne thesauri, quem carissimum habebat, iacturam facere cogeretur, novo astu, vestibus ancillaribus induta, vultuque sordibus oblita in vicinis aedibus coquam agere coepit, atque ceu sollicita Martha hostibus tam gratam operam in cibis coquandis navabat, ut nemo illam, quae erat esse suspicaretur; atque cum identidem interrogaretur, in quem locum se Domina recepisset, respondit eam dudum profugisse, atque ita incognita, (. . .) a multis ambiebat, integrae pudicitiae honore permansit.

9. Als eine andere sah, daß sie in ihrer Jungfräulichkeit gefährdet sei, bekreuzigte sie sich, ruft Jesus und Maria und die Hilfe des Schutzengels an und stürzt sich dann vom dritten Stockwerk auf die Straße, die mit vorne zugespitzten Steinen gepflastert war. Es klingt unglaublich; es gab niemand, der nicht geglaubt hätte, daß sie sich alle Glieder gebrochen hätte und gestorben sei. Sie aber steht unverseht auf und sucht sich neue Verstecke für ihre Jungfräulichkeit.

10. Eine andere sprang zwar nicht mit dem gleichen Ergebnis, aber mit dem gleichen Wagemut aus der gleichen Gebäudehöhe auf die Straße. Während sie leblos daliegt, wird sie von Haeretikern ausgeraubt und wie eine Tote in eine Ecke geworfen. Nach wenigen Stunden kommt sie, die sich einbildete, nur geschlafen zu haben, zu sich und wenige Tage später, als ihre wegen des gewaltigen Sprungs ziemlich verwundeten Glieder durch Medikamente wieder geheilt waren, eilt sie in unser Gotteshaus und, nachdem sie ihre Sünden bekannt hat, preist sie Gottes wunderbare Güte an ihr bei uns.

11. Zwei andere Jungfrauen hatten sich, um ihre Keuschheit zu wahren, gleichzeitig in den entlegensten Winkel eines Gebäudes geflüchtet. Aber welcher Winkel war so unzugänglich, daß ihn nicht diese Jäger ausfindig machten? Ein ketzerischer Räuber dringt also dort ein, leuchtet mit einer brennenden Lampe alles aus, steht daneben und berührt sie fast. Die guten Mädchen glaubten schon, sie seien entdeckt; aus ihrem zitternden Herzen schicken sie Seufzer zum Himmel und erleben Hilfe für ihre Jungfräulichkeit. Jener Räuber ist fortwährend wie geblendet und geht weg, ohne sie zu sehen und ohne Verdacht zu schöpfen, daß jemand verborgen sei.

12. Eine andere hat zwar keine ähnliche Hilfe erfahren, dafür aber von Gott die Hilfe noch größerer Tugend erhalten. Als sie, nachdem ihre Hände und Füße mit einem Strick gefesselt waren, zu Boden gestreckt war und vergewaltigt wurde, wehrte sie sich, auf welche Weise sie nur konnte. Durch Spucke und Bisse nämlich ließ sie lange nicht zu, daß der, der sie vergewaltigte, ihr zu nahe kam. Und wenn ihr nicht auch der Mund verstopft worden wäre, hätte sie, die jeden Augenblick im Begriff war, sich die Zunge vorne abzubeißen, nach dem Beispiel eines jungen A (Name unleserlich) diese Zungenspitze auf den ruchlosen Freier gespuckt.

13. Um ihre Jungfräulichkeit zu bewahren, zögerten einige andere nicht, in den sehr reißenden Lech zu springen, nicht ohne ein deutliches Zeichen göttlicher Hilfe; denn obwohl sie nicht schwimmen konnten, gelangten sie unter dem Schutz eines guten Engels unversehrt ans andere Ufer.

14. Eine andere blieb unter der Brücke über Mitternacht hinaus bis zum Halse im Wasser. Ein aufdringlicher Bursche hatte sie nämlich gesehen, wie sie ins Wasser sprang, aber als er meinte, daß sie sich nicht so lange verborgen halten könne, ging er frustriert davon.

15. Als eine Frau, die ohne Zweifel ebenso schön wie tugendsam war, nach dem Verlust von einigen tausend Gulden, den sie sehr gelassen ertragen hatte, merkte, daß auch ihre Tugend gefährdet sei, indem sie von mehreren zur Unzucht aufgefordert wurde, da begann sie durch eine neue List, um nicht zum Verlust ihres teuersten Schatzes gezwungen zu werden, in den Kleidern einer Magd, das Antlitz durch Schmutz entstellt, im Nachbarhaus als Köchin zu arbeiten. Und wie die besorgte Martha leistete sie den Feinden bei der Zubereitung der Speisen so willkommene Hilfe, daß niemand sie als die, die sie war, verdächtigte. Und als sie immer wieder gefragt wurde, wohin sich die Herrin zurückgezogen habe, antwortete sie, daß diese schon längst geflohen sei. Und so erhielt sie sich, die von vielen umworben wurde, unerkannt die Ehre ihrer Tugend.

16. Simili artificio complures aliae usae, vel ancillas, vel mendicabula, prole aliena stipatae, forma sordibus obliterata, mentientes asylum castitatis repererunt.

17. Virgo quaedam honestis quidem parentibus nata, sed quorum res ad magnam egestatem erat devoluta, cum saepicula ad nefariam voluptatem magna prostituti corporis mercede proposita, qua suam suorumque inopiam sublevare posset, invitata esset, nunquam tamen ut scelus admitteret, adduci potuit. In hac quoque communi calamitate cum Augustanus quispiam Iuvenis, qui signiferum agebat, eam deperiret, atque illa vix vim impedire posset, tandem suo ipsum nomine compellans, ait, Quid est, quod vim pauperulae Virgini inferre cogitas! Rem non admodum dignam tuo genere ac nobilitate patras, si pauperi puellae pudorem rapis. nam ego te tuosque novi. Quare omitte hoc, & meliora cogita. Audito ille nomine ac familia sua primum coepit attonari, tum ira excandescere, sive quod nosceretur, sive quod a puella victus ac delusus videretur, tormentum manuarium, quod dextra gestabat, tam fortiter puellae in pectus impingit, ut interclusum spiritum bene diu recipere non potuerit, ac magno vulnere in mamilla accepto, copiosam sanguinis vim per os effuderit. Plaga illa, quoniam tum ob egestatem, tum ob pudorem ei nullam medicinam conquirebat, ita toto amplius anno intumuit, ut et ob summos dolores pectus fibulare non tantum non potuerit, verum etiam angusto semper esset spiritu, atque vix tantum cibi, quantum ad vitam tolerandam satis esset, stomachus concoquere posset. Tandem sive dolore victa, sive metu mortis, quam sibi imminere augurabatur, rem, uti narrata est, nostro detegit. Cui ille, num Sancto nostro Ignatio votum facere velit velle se ei nonnihil de oleo, ex lampade, quae ad iconem ipsius ardet, largiri: non dubitare se quin, si sincera fide Sanctum colat, sanitatem esset receptura. Amplectitur illa consilium, atque in iuscula aliquot olei guttulas sumit, et pectus inungit. mirum dictu. continuo singularem eius opem sentit. nam ceu apto pharmaco sumpto, ingenti vi atri et concreti circa praecordia sanguinis collecti egesta, tumor subsidit, dolor abstergitur, vulnus curatur, & stomachus ad officium redit, hodieque puella fatetur, nunquam antehac stomachum tum cibi appetentem fuisse, quam nunc post hanc medicinam a nostro praescriptam.

18. Complures quidem Virgines mortem prae vitio, quod obrudebatur, amplecti optabant. Una tamen prae caeteris voti rea fortissime occubuit. nam cum sollicitationibus suis impius hostis frustra esse se videret, impatiens muliebris luctae, moriendum est tibi amens exclamat, tum puella, Etiam lubens moriar. Ad haec denuo Haereticus interrogat, An Catholica an Lutherana mori velit, continuo exclamat Puella, Catholica moriar, simul ac intra Praecordia ferro recepto Animam sine controversia cum aliis quae Romanam religionem professi, indignantibus haereticis occubere, caelo transmisit.

19. Sacerdotem in hac urbe natu maximum, quippe septuagenario maiorem (Manibus post terga revinctis) ac pedibus alligato in altum extractum tam atrociter torserunt, ut animam inter tormenta agere videretur. Reiectum ergo a tormentis ac nonnihil refocillatum mox novis subicere. Quippe humi extenderunt, ac per os securi diductum,

16. Eine ähnliche List wandten mehrere andere an; teils als Mägde, teils als Bettlerinnen, von fremden Kindern umringt, ihre Schönheit durch Schmutz entstellt, ersannen sie durch Täuschung die Rettung ihrer Tugend.

17. Ein junges Mädchen stammte von ehrbaren Eltern ab, die allerdings in große Not geraten waren. Ziemlich oft wurde sie zu unzüchtigen Vergnügungen aufgefordert, wobei ihr für die Preisgabe ihres Körpers hoher Lohn versprochen wurde, mit dem sie ihre und der Ihrigen Not hätte mildern können. Dennoch ließ sie sich nicht zu der Schandtat verführen. Als noch in diesem allgemeinen Unglück ein junger Augsburgs Fährnrich sich unsterblich in sie verliebte und sie kaum dessen Gewaltanwendung verhindern konnte, da redete sie ihn schließlich mit seinem Namen an und sagte: „Warum willst du einem armen Mädchen Gewalt antun? Du begehst eine deiner Herkunft und deines Adels nicht gerade würdige Tat, wenn du einem armen Mädchen die Unschuld raubst. Denn ich kenne dich und die Deinen. Deshalb hör auf damit und denke an Besseres!“ Nachdem jener seinen Namen und seine Familie hatte nennen hören, war er zunächst erstaunt. Dann brach er in Wut aus, sei es weil er erkannt worden war, sei es weil er sich dem Mädchen unterlegen und von ihm verspottet fühlte. Einen Schlagring(?), den er in der Rechten trug, stieß er dem Mädchen so heftig in die Brust, daß ihr ziemlich lange die Luft wegblieb und sie nicht mehr aus- und einatmen konnte. Und wegen der schweren Verletzung in der Brust spuckte sie eine Menge Blut aus. Weil sie nicht nur aus Armut, sondern sogar aus Scham keine Medizin für diese Wunde suchte, schwoll diese während des ganzen Jahres noch weiter an, so daß sie wegen sehr großer Schmerzen das Gewand über der Brust mit keiner Spange mehr schließen, ja auch immer nur schwer atmen und der Magen kaum so viel Nahrung aufnehmen konnte, wie nötig wäre, um sich am Leben zu halten. Schließlich beichtete sie die Sache, so wie sie gerade erzählt worden ist, einem von uns Patres, sei es aus Schmerz, sei es aus Angst vor dem Tode, dem sie nahe zu sein glaubte. Auf seine Frage, ob sie unserem heiligen Ignatius ein Gelübde ablegen wolle, antwortete sie mit „Ja“. Er spendete ihr etwas Öl aus der Lampe, die direkt an dessen Heiligenbild brennt. Er sagte, er zweifle nicht daran, daß sie wieder gesund werde, wenn sie mit ehrlichem Vertrauen den Heiligen verehere. Sie folgte dem Rat, gab einige Tropfen des Öles in eine Brühe und rieb damit die Brust ein. Es klingt wie ein Wunder! Sofort spürte sie die einzigartige Hilfe des Heiligen. Denn wie wenn sie eine geeignete Medizin genommen hätte, ging die Schwellung zurück, nachdem sie eine riesige Menge schwarzen geronnenen Blutes, das sich um das Zwerchfell gesammelt hatte, ausgespien hatte. Der Schmerz ließ nach, die Wunde heilte und der Magen erfüllte wieder seine Aufgabe. Und heute gesteht das Mädchen, daß sie niemals vorher soviel Appetit gehabt habe wie jetzt nach Anwendung des Mittels, das von einem von uns verschrieben worden war.

18. Mehrere junge Mädchen wählten statt des Lasters, zu dem man sie drängte, lieber den Tod. Eine jedoch, die sich zu einem Gelübde verpflichtet hatte, ging vor den anderen sehr tapfer in den Tod. Denn als der gottlose Feind sah, daß er mit seinen Verführungskünsten erfolglos blieb, wollte er mit dem Mädchen nicht mehr ringen und schrie deshalb wie von Sinnen: „Dann mußt du sterben!“ Da antwortete das Mädchen: „Ich sterbe sogar gern.“ Daraufhin fragte erneut der Häretiker, ob sie als Katholikin oder Lutheranerin sterben wolle. Sogleich rief das Mädchen aus: „Ich werde als Katholikin sterben.“ Sobald sie den Stahl in die Brust gestoßen bekam, vertraute sie ohne Zwiespalt ihre Seele dem Himmel an, zusammen mit anderen, die nach ihrem Bekenntnis zum römischen Glauben zum Ärger der Häretiker in den Tod gingen.

19. In dieser Stadt haben sie einen sehr alten, nämlich über siebzigjährigen Priester mit einem Gewicht an den Füßen und hinterm Rücken gefesselten Händen in die Höhe gezogen und ihn dann so gräßlich gefoltert, daß er während der Tortur zu sterben schien. Nachdem sie ihn herabgelassen und etwas zu sich haben kommen lassen, setzten sie die

aqua foetente, et non nominandis sordibus commixta infusa, usque adeo verberibus dedolerunt, ut ad munia sua penitus inutilis redditus, paucis post hebdomadis animam efflavit.

20. Sed hic omittendum non est, non neminem per hostem manifestas poenas suorum scelerum divino Numini dedisse videri. Fuit enim quispiam a puero semper ferox ac per sacrosancta Christi vulnera ad alterum quoque verbum deierare solitus, atque saepe a suis licet moneretur, ut pravam istam consuetudinem abiiceret, ne divina ultione vulneribus ipse confectus aliquando perire cogeretur, nihil tamen unquam movebatur, sed veluti gloriam inde captans suae consuetudini mordicus adhaerescebat. Hoc demum anno a Suecis domi suae comprehensus tot vulneribus caput fuit affectus, ut incredibile videretur hominem potuisse vivere. supervixit tum aliquot diebus, exemplum omnibus blasphemis.

21. Alius tam inveterata consuetudine sacramenta iurandi tenebatur, ut qui audiebant, saepe horrerent. Quare ab ipsa coniuge identidem monebatur, ut eam abiicere studeat, ne divina ultione in extrema vitae periodo constitutus, sacramentis, quibus continuo sermone abutebatur, privaretur. Non vana fuit coniux vates. nam cum ex hac vita migrandum sibi esse intelligeret, Sacerdotem quidem monente familia advocari iubet, & quo potuit modo de peccatis confitetur, sed cum iam iam porrigenda esset sacrosancta synaxis, nemine adhuc illi mortem praesagiente, animam simul incipit agere & efflare. Rem uti gesta est coniux nostro non sine lacrimis, ac ob eam causam se valde de salute mariti dubitare narravit.

22. Tanta insolentia nonnulli Cives superiore anno usi fuere, ut cum nostri Novitii ob imminentes hostes alio ablegarentur, tanquam domestici latrones eos per ipsam urbem transeuntes invaderent, ac spoliare non vererentur. Inter caeteros unus aliquis pileum uni non exigui pretii eripuerat, atque eo ipsum biennium, Superiore domus certas ob causas rem dissimulante, usus fuerat, cum tandem ipse Monachio Landspergam rediens prope civitatem in latrocinantes milites incidit. dum altercantur de praeda, unus ex militibus ex equo desilit spe maiorem praedam occupandi. Nactus civis opportunitatem equum rapit, nam ipse pede erat, ac celeriter in eum insilit, ac fuga arrepta salutem quaerit. Verum in ipsa fuga infortunium reperit. Alius quippe miles ex urbe supervenit, ac dum videt Commilitoni equum ereptum esse, civem globo petit, nec lethaliter vulnerat, sed tamen ex equo deiicit. Surgit ille denuo ac cum se a pluribus circumvectum vim repellere posse desperaret, denuo fugam molitur. Insequuntur eum denuo praedones, ac prosternunt, ac tam atrociter in caput eius iacentis humi, quod tectum eo ipso pileo erat, quem tribus fere ante annis Novitio nostro eripuerat, debacchantur, ut una caput ac pileum innumeris conficerent vulneribus, ex quibus post unam alteramve horam mortuus fuit. Nemo erat civium qui facinus ipsius noverant, quin continuo exclamavit, ax nostris significavit, Seram Dei vindictam ulcisci iniuriam, quam Novitio Jesuitae intulisset.

#### Quelle:

Litterae Annuae der Landsberger Jesuiten zum Jahre 1633. (Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Jesuiten 104, fol. 267r ff.)

Forierung leit. Sie steckten ihn nimmern zu Boden, sperrten mit einem Beil seinen Mund auf und gossen darein stinkendes und mit unaussprechlichem Schmutz vermengtes Wasser. Danach verprügelten sie ihn so sehr, daß er, ohne seinen priesterlichen Pflichten überhaupt mehr nachkommen zu können, nach wenigen Wochen starb.

20. Aber man darf hier nicht unerwähnt lassen, daß so mancher seine Untaten durch den Feind offensichtlich abgebußt zu haben scheint. Da war nämlich einer, der von Kindheit an stets die freche Gewohnheit hatte, bei den hochheiligen Wunden Christi leichtfertig zu schwören. Obwohl er oft von den Seinen gemahnt wurde, diese schlechte Angewohnheit abzulegen, um nicht einmal durch göttliche Rache an Wunden zugrunde gehen zu müssen, so ließ er sich dennoch nie davon beeindruckten, sondern blieb stur bei seiner Gewohnheit. In diesem Jahr schließlich wurde er von den Schweden in seinem Haus ergriffen und am Kopfe so schwer verletzt, daß es unglaublich schien, ein Mensch könne so noch länger leben. Er lebte auch nur noch einige Tage, allen Lästerern zur Warnung.

21. Ein anderer hatte die üble Gewohnheit, bei den Sakramenten zu schwören, so daß oft allen Zuhörenden schauderte. Deshalb wurde er sogar von seiner Frau immer wieder ermahnt, er solle doch versuchen, von dieser Gewohnheit zu lassen, um nicht am Lebensende von den Sakramenten, die er stets leichtfertig im Munde führte, ausgeschlossen zu werden. Die Frau war keine falsche Prophetin. Denn als er merkte, daß er sterben müsse, ließ er auf Anraten der Familie den Priester rufen und bekannte seine Sünden, so gut wie er konnte. Doch als ihm die Sterbesakramente gereicht werden sollten, da begann sein Todeskampf, obwohl das niemand zu diesem Zeitpunkt erwartet hatte, und er starb. Nicht ohne Tränen erzählte seine Frau einem von uns die Geschichte, wie sie sich zugetragen hat, und daß sie deswegen sehr am Seelenheil ihres Mannes zweifle.

22. Vor wenigen Jahren waren einige Bürger so frech, daß sie unsere Novizen, als diese wegen des anrückenden Feindes anderswohin verlegt wurden, auf ihrem Weg durch die Stadt wie Straßenräuber überfielen und sich nicht scheuten, sie auszuplündern. Unter anderen einer hatte einem (Novizen) eine Kappe von nicht geringem Wert entrisen und konnte sie sogar zwei Jahre lang tragen, da unser Pater Superior die Sache aus bestimmten Gründen geheimhielt. Schließlich war der Bürger selbst auf der Rückreise von München nach Landsberg nahe der Stadt in die Hände räuberischer Soldaten gefallen. Während diese über die Beute stritten, sprang einer der Soldaten vom Pferd, in der Hoffnung, so noch größere Beute zu machen. Der Bürger aber ergriff die günstige Gelegenheit und raubte das Pferd, da er selbst zu Fuß war, sprang schnell auf und suchte so seine Rettung in der Flucht. Aber gerade auf der Flucht ereilte ihn sein Verhängnis. Denn ein anderer Soldat, der unvermutet aus der Stadt kam und beobachtet hatte, wie seinem Kameraden das Pferd entrissen worden war, schoß auf den Bürger, verletzte ihn zwar nicht tödlich, warf ihn aber doch vom Pferd. Er stand wieder auf, wurde aber von mehreren umringt. Als er deshalb die Hoffnung aufgab, deren Gewalt abwehren zu können, unternahm er nochmals einen Fluchtversuch. Die Räuber verfolgten ihn wieder, warfen ihn nieder und hauten so wüst auf den Kopf des am Boden Liegenden ein, daß sie – weil er gerade mit der Kappe bedeckt war, die er vor ungefähr drei Jahren einem unserer Novizen entrissen hatte – Kopf und Kappe mit unzähligen Hieben zerschlugen. An diesen Schlägen ist er nach ein oder zwei Stunden gestorben. Es gab keinen unter den Bürgern, die dessen Untat kannten, der nicht gleich ausrief und es den Unsrigen mitteilte, daß so die späte Vergeltung Gottes das Unrecht gerächt habe, das er einem Jesuiten novizen zugefügt hatte.

# Der Landsberger Jungfernsprung Legende und Wirklichkeit

Von Klaus Münzer

Wer kennt es nicht, das Gemälde an der Nordwand des Festsalles des Landsberger Rathauses, auf dem Eduard Schwoiser, der Hofmaler König Ludwigs II., die Erstürmung Landsbergs durch die Schweden im Jahre 1633 schildert. Auf diesem 1878 entstandenen Bild ist am rechten Rande die Szene des Jungfernsprunges von dem danach so benannten Turme der Stadtmauer dargestellt.

In seiner Geschichte Landsbergs aus dem Jahre 1889<sup>1</sup> stellt der kgl. Reallehrer Dr. Franz Zwerger das Ereignis so dar: „Um den Greueln der wüsten Feinde zu entgehen, stürzten sich einige Frauen heldenmütig *von der Höhe des Turmes, dem sog. Jungfernsprun- ge, in die Fluten des rauschenden Lech und fanden dort ihr Grab*. Jeder Ortskundige weiß, daß ein solches Sprungvermögen – vom Turm in den Lech – nicht einmal einem Känguruh zuzumuten wäre. Es ist auch bezeichnend, daß Dr. Zwerger in seinem bereits 1882 erschienenen „Beitrag zur Geschichte der Stadt Landsberg wäh-

rend des Dreißigjährigen Krieges“<sup>2</sup> sich weit vorsichtiger ausdrückt: „Manche schlugen sich mit den Kriegern ihrer Jungfräulichkeit zuliebe, andere gaben sich fälschlich als Männer aus, beschmierten und entstellten ihr Antlitz, hüllten sich in abscheuliche Kleider, um Ekel und Unlust zu erregen, andere stürzten sich mit seltenem Mute aus Furcht, ihren Leib wollüstigen Unmenschen preisgeben zu müssen, *von der Höhe des Felsens, dem ‚Jungfernsprun- ge‘, herab*.“ Hier ist also nicht vom Turm, sondern von einem Felsen die Rede, und den Weitsprung in den Lech erwähnt Zwerger gar nicht. Als Quellen dieser Greuelszenen führt Zwerger Adlzreiter<sup>3</sup>, Leuttner<sup>4</sup> und Zschokke<sup>5</sup> an. In Adlzreiters Annalen heißt es kurz: „Einige Mädchen stürzten sich *von einer Höhe*, um den Händen der Feinde zu entgehen.“<sup>6</sup>

Die genannten Quellen sind aber allesamt Sekundärquellen, das heißt, sie beruhen auf den Schriften der Landsberger Jesuiten und der Stadt

Landsberg. Im lateinischen Original der „Litterae Annuae“ für 1633 steht aber unter 9: „... ex tertia aedium con- tignatione in plateam ... effundit“ (aus dem dritten Stockwerk des Hauses stürzte sie sich auf die Gasse) oder unter 10: „... ex pari altitudine aedium in plateam desiluit.“ (aus gleicher Höhe des Hauses sprang sie auf die Gasse herab). In einem Bericht des Landsberger Magistrats an den Kurfürsten über die Besetzung Landsbergs durch den schwedischen Obristen Sperreuter Ende September 1633<sup>7</sup> heißt es entsprechend, daß „die weibs- bilder, wie dan auch die Eheweiber vnd so gar die Mägdlein von 12 in 14 Jahren nothgezwungen, vnd geschändt vnd Ihnen also zugesezt, das etliche Eheweiber, Ihr Ehr zuerrötten drey gaden (= Stockwerke) hoch von fenstern herunder gesprungen...“. Auch hier also ist unter dem Sprung von der Höhe die Stockwerkhöhe zu verstehen. Die Stadtväter beziehen sich hier, wie vermerkt, auf die dreitä- gige Plünderung Sperreuters, wäh-



Erstürmung Landsbergs durch die Schweden 1633. Gemälde von Eduard Schwoiser im Festsaal des Rathauses.

rend die Jesuiten nicht differenzieren zwischen der viertägigen Plünderung unter Torstenson im April 1633<sup>9</sup> und der unter Sperreuter im September.

Nun erhebt sich die Frage, wie die von Zwirger oben zitierte volkstümliche Überlieferung vom Sprung der Jungfrauen vom Jungfernsprungturm in den Lech entstanden sein wird. Hier treffen offensichtlich zwei Überlieferungen zusammen, nämlich die mehrfach zitierten Sprünge aus großer Höhe auf die Gasse und der von den Jesuiten in den „Litterae Annuae“ unter Nr. 13 der Schwedengreuel berichtete Sprung einiger Mädchen in den Lech, die allerdings, obwohl des Schwimmens unkundig, sich auf das gegenüberliegende Ufer retten konnten.

#### Anmerkungen:

<sup>1</sup> Zwirger F., Geschichte Landsbergs von den ältesten Zeiten bis zum Ende

der Napoleonischen Gewaltherrschaft, S. 58; in: Verwaltungsbericht der Stadt Landsberg am Lech, die Jahre 1864 mit 1886 umfassend. München 1889.

<sup>2</sup> Enthalten im „Programm der vierkursigen Kgl. Realschule Landsberg für das Jahr 1881/82; Landsberg 1882, S. 35.

<sup>3</sup> Adlzreiter, Annales Boicae Gentis, partis III. liber XVIII. p. 288

<sup>4</sup> Cölestin Leuttner, Historia monasterii Wessofontani, p. 427. Augsburg 1753.

<sup>5</sup> Zschokke, Der bayerischen Geschichten 5. Buch, Beschluß p. 8 u. 9. Aarau 1828.

<sup>6</sup> so übersetzt es J. J. Schober. Das Lateinische „de alto praecipientes“ kann aber auch „von der Höhe sich herabstürzend“ übersetzt werden, womit die Fallhöhe gemeint sein kann. Schober weist übrigens bereits auf die Widersprüche im Verwaltungsbericht hin (Landsberger Geschichtsblätter 3. Jahrgg. 1904, S. 19 Anm.).

<sup>7</sup> Stadtarchiv Landsberg, Akten und

Urkunden über den 30jähr. Krieg, Nr. 30.

<sup>8</sup> Hinzuweisen ist auch auf die widersprüchliche Darstellung Zwirgers in bezug auf die Anzahl der Opfer. 1882 (s. Anm. 2!) spricht er von 36 Namen von Frauen und Mädchen, die bei der Einnahme der Stadt durch Torstenson getötet wurden, während im Verwaltungsberichte (s. Anm. 1, S. 213!) nur noch 32 Frauen und Jungfrauen, hier sogar namentlich, aus dem Sterbebuch der Stadtpfarrei Mariae Himmelfahrt aufgezählt werden. Bei genauer Durchsicht des Sterbebuches ist aber festzustellen, daß „in der einnambung der Stadt in April 17 hujus“ nur 14 Frauen und Mädchen umgekommen sind. Die restlichen 18 sind teils an Krankheit, teils an den Folgen von Mißhandlungen später gestorben. Die bei dem Eindringen Sperreuters getöteten Frauen und Mädchen werden nicht gesondert aufgeführt, doch war ihre Zahl viel geringer, da im ganzen Monat September nur 6, im Oktober nur 2 weibliche Sterbefälle verzeichnet sind.

## Panduren in Landsberg

Ein Votivbild berichtet von Besatzung und Geiselnahme

Von Anton Lichtenstern

Ein von zwei kleinen Pferden gezogener Leiterwagen rumpelt über das Landsberger Pflaster. Auf ihm sitzen, bewacht von schnauzbärtigen Soldaten mit Zipfelmützen und Krummschwertern, zwei vornehm gekleidete Bürger und zwei Patres in schwarzen Soutanen.

Seit dem Ruethenfest von 1930, als diese Pandurengruppe erstmals dabei war, gehört sie zu den beim Publikum beliebtesten Abteilungen des Festzuges.

Der Anlaß für die Darstellung dieser Szene aus der Stadtgeschichte im Festzug des Ruethenfestes war, wie bei fast allen Gruppen, ein Landsberger Gemälde. Die meisten Gruppen beziehen sich auf die Fresken im Rathausfestsaal. Vorlage für die Pandurengruppe war ein Votivbild in der Franz-Xaver-Kapelle der Heilig-Kreuz-Kirche. Es zeigt die Abführung von zwei Bürgern und zwei Geistlichen durch österreichische Soldaten am 11. Oktober 1744.

### Großmachtträume des Kurfürsten

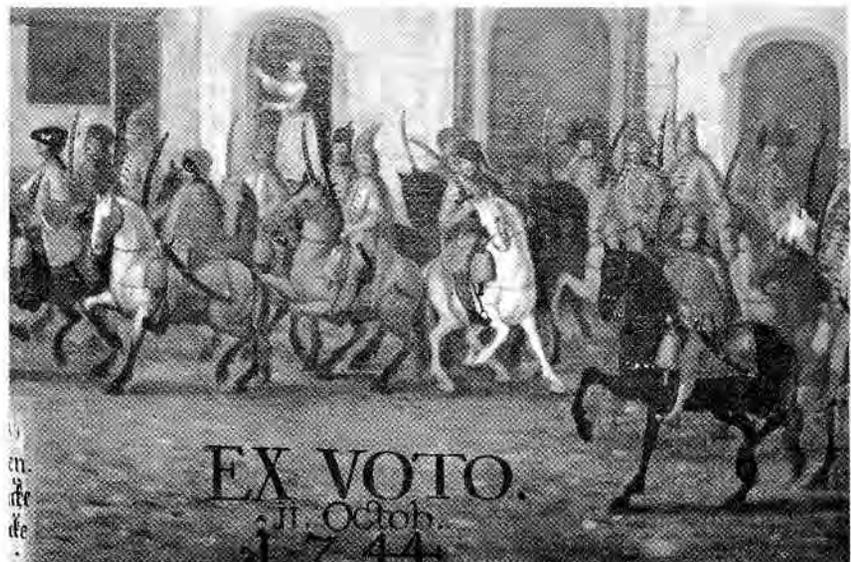
Diese Geiselnahme war eine Episode im Österreichischen Erbfolgekrieg, einem großen europäischen Krieg, in dem Maria Theresia, die Herrscherin Österreichs, ihr Erbe gegen Preußen, Frankreich und Bayern verteidigen mußte. Die Gegner Österreichs erkannten die weibliche Erbfolge im Habsburgerreich nicht an.

Der Krieg begann 1740, als Kaiser Karl VI. ohne männliche Erben gestorben war, mit dem Angriff des preußischen Königs Friedrich II. auf Schle-

sien. Gleichzeitig erhob der bayerische Kurfürst Karl Albrecht Erbansprüche auf Österreich und betrieb seine Wahl zum Kaiser. Mit Unterstützung Frankreichs wählten ihn die deutschen Fürsten Anfang 1742 in Frankfurt zum Kaiser. Bayerische Truppen hatten schon ein halbes Jahr zuvor Teile Österreichs und Böhmens besetzt. Aber schon kurz vor der Krönung drangen österreichische Truppen in Bayern ein, zwei Tage danach fiel München kampfflos, fast ganz Bayern war bald in der Hand der Österreicher.

Der wittelsbachische Kaiser war zum Herrscher ohne Land geworden.

Für die bayerische Bevölkerung begann eine schreckliche Zeit. Die österreichischen Besatzungstruppen, vor allem die Panduren – Freiwillige aus Südtirol – plünderten das Land aus und versetzten die Bewohner durch ihre Greuelthaten in Furcht und Schrecken. Durch die Hilfe französischer Truppen konnten die Österreicher vorübergehend aus Bayern vertrieben werden, bald wurde Bayern aber zum zweiten Mal besetzt. Erst 1744 führte das Wiedereintreten Preußens in den Krieg zur Befreiung Bayerns durch kaiserliche Truppen. Ende Oktober 1744 zog der schwerkranke Kaiser wieder in München ein, aber er starb schon drei Monate später. Sein Sohn Max III. Joseph gab die aussichtslose Politik seines Vaters auf und schloß im April 1745 mit Österreich den Frieden von Füssen, in dem er für Wittelsbach endgültig auf alle Erbansprüche auf Österreich verzichtete.



Zug der Panduren Ausschnitte aus dem Votivbild in der Heilig-Kreuz-Kirche



Panduren aus der Luidl-Krippe

Landsberg war mehrfach Kriegsschauplatz im Österreichischen Erbfolgekrieg. Schon im Herbst 1741, als bayerische und französische Truppen in Oberösterreich und in Böhmen siegten, wurde die Stadtbefestigung mit großem Aufwand erneuert und verbes-

sert. Als im Januar 1742 die Österreicher fast ohne Widerstand ganz Altbayern eroberten, faßten die Landsberger Bürger gegen den Rat der kurfürstlichen Beamten und der Jesuiten den Beschluß, die Stadt zu verteidigen. Damit verbunden war, wie in der

Chronik der Metzgerzunft verzeichnet ist, das Gelübde, „daß künftig zu allen Zeiten allhier in der Stadt der Tag des heiligen Indianer-Apostels Franz Xaver gefeiert werden sollte, damit durch eine allmächtige Fürbitte alles Unglück von der Stadt möge abgewendet werden“.

Ein Glücksfall war, daß bayerische Truppen unter Baron von Thum in Landsberg Quartier nahmen. Am 10. März 1742 stand der berühmte Oberst Menzel mit 900 Husaren vor der Stadt und ließ diese durch einen Rittmeister „benebst einen Trompeter“ aufs „allerschärfste“ zur Übergabe auffordern. Die Antwort war, man fürchte die „angedrohte Massakrierung“ nicht, obwohl man wisse, daß Oberst Menzel „auch das Kind im Mutterleib nicht zu verschonen gedanke“. Oberst Menzel zog sich nach einer vergeblichen Beschießung zunächst nach Penzing zurück. Auch weitere Versuche, die Stadt zu erstürmen, schlugen fehl. Nach fünfwöchiger Belagerung zog Menzel ab. Im Juni 1742 drohte er von Friedberg aus in einem Schreiben, Landsberg „in ein pures Nichts zu verwandeln“, falls es nicht übergeben werde. Zu einer geplanten erneuten Belagerung mit verstärkten Truppen kam es aber nicht mehr, weil durch einen bayerisch-französischen Feldzug die Österreicher vorübergehend aus Bayern vertrieben wurden.

#### Panduren als Soldaten des Herodes

Im Frühjahr 1743 gelang es den Österreichern aber wieder, ganz Bayern zu erobern. Der kurfürstliche Landrichter Joseph Mändl von Deutenhoven floh mit seiner Familie aus Landsberg nach Ottoleuren. Den Landsbergern, die ihre Stadt wieder verteidigen wollten, befahl der Kaiser in einem Schreiben aus Augsburg, die Stadt zu übergeben. Er wollte einen Waffenstillstand erreichen. Die bayerischen Truppen zogen aus Landsberg ab.

Am 20. Juni 1743 übergab der Stadtschreiber dem österreichischen Oberstleutnant Baron Gayrsperger die Schlüssel der Stadttore. Für Landsberg begann eine über ein Jahr währende drückende Besatzungszeit. Ständig mußten die vielen einquartierten Husaren und Panduren durch Abgaben der Bürger versorgt werden.

Die Panduren waren wegen ihrer Brutalität und wegen ihres angsteinflößenden Aussehens besonders gefürchtet. Als Waffen trugen sie ständig eine lange Flinte, zwei große und zwei kleine Pistolen, einen Krummsäbel und einen türkischen Dolch. In der Landsberger Stadtpfarrkirche hat sich im Krippenbestand die Szene des bethlehemitischen Kindermordes erhalten. Sie wird wegen ihrer Blutrünstigkeit seit langem nicht mehr gezeigt. Die Soldaten des Herodes, die den klagenden Müttern ihre getöteten und verstümmelten Kinder vor die Füße werfen, sind als Panduren mit ihren typischen schwarzen Uniformen mit den Zipfelmützen, mit martialischen Schnurrbärten und geschwungenen



Panduren mit Geiseln

Krummsäbeln dargestellt. Dies ist ein deutlicher Hinweis darauf, welchen Schrecken die Panduren den Landsbergern einflößten.

#### „Xaverio drum dancke“

Außer den Quartierkosten für die zahlreichen Soldaten mußten die Landsberger Bürger auch hohe Summen als „Geschenke“ für die Offiziere aufbringen, um deren Wohlwollen zu erkaufen. Trotzdem kam es immer wieder zu Übergriffen.

Als das Vorrücken der kaiserlichen Truppen im Herbst 1744 die Österreicher zum Rückzug zwang, kam es am 1. Oktober, kurz vor dem Abzug aus Landsberg, zur Geiselnahme, die der Anlaß für das Motivbild in der Heilig-Kreuz-Kirche war. Die Österreicher verlangten eine hohe Geldsumme von der Stadt. Da diese nicht aufgebracht werden konnte, wurden der Bürgermeister Perchtold, der Ratsherr und städtische Bauverwalter Lidl und zwei Jesuiten als Geiseln beim Abzug mit weggeführt. Aus der Inschrift auf dem Motivbild ergibt sich, daß die Geiseln nach sieben Tagen unversehrt wieder heimkehrten. Ob das Lösegeld bezahlt wurde, ist wegen der nicht gänzlich gesicherten Inschrift nicht mehr zu klären.

Das Motivbild zeigt vor den Fassaden des Hauptplatzes die Abführung der Geiseln durch die Panduren. Die verschiedenen Uniformen der österreichischen Soldaten sind genau wiedergegeben. Auch die Angehörigen der beiden Landsberger, nämlich die Frau des Bürgermeisters und die Frau des Ratsherrn mit ihren drei klagenden Töchtern, sind gut zu erkennen. Lidl hatte wirklich drei Töchter im Alter der abgebildeten Mädchen, wie die Einträge im Taufmatrikel der Stadtpfarrei beweisen.

Von Franz Xaver, dem sich die Landsberger schon zu Beginn des Krieges verlobt hatten, gehen im Bild rettende Strahlen zu den Betroffenen der Geiselnahme. Im Text bedankt sich die Bürgerschaft für die Hilfe: „Da wurd der feind fast gar zum freind – Xaverio drum dancke“, lautet ein Vers des Gedichtes.

Der Maler des für die Stadtgeschichte bedeutsamen Bildes, das auch die älteste Darstellung der Rathausfassade Zimmermanns zeigt, war der Benefiziat Simon Mayr aus Landsberg. Er hat auf der Kartusche unter dem Stadtwappen das Bild signiert, eine Seltenheit bei einem Motivbild. Simon Mayr wurde als Sohn eines Schuhmachers 1699 in Landsberg geboren, er war seit 1735 Benefiziat der

Johanniskirche. Er war ein vielseitiger und eigenwilliger Mann, neben seiner Benefiziententätigkeit malte er und reparierte Orgeln. 1740 ließ er eigenmächtig die Johanniskirche abbrechen, was zu heftigen Auseinandersetzungen mit der kirchlichen Obrigkeit führte. Schließlich setzte er seinen Willen durch, die Johanniskirche wurde nach dem Plan Dominikus Zimmermanns neu erbaut.

Simon Mayr, dem Landsberg dieses Rokokojuwel verdankt und dessen Votivbild die Erinnerung an die Panduren in Landsberg wachhält, starb 1767; er liegt auf dem Dreifaltigkeitsfriedhof begraben.

#### Literatur:

Zum österreichischen Erbfolgekrieg in Landsberg:  
Zwinger, F., Geschichte Landsbergs, in Arnold, J. G., Verwaltungsbericht der Stadt Landsberg, München 1889  
N. N., Landsberg im österreichischen Erbfolgekrieg, in: Landsberger Geschichtsblätter 1923  
Zum Motivbild:  
Epple A. (Hg.), Dominikus Zimmermann, S. 53)  
Zu Simon Mayr:  
Schober, J., Die Geschichte der St.-Johannis-Kirche in Landsberg, in: Landsberger Geschichtsblätter 1912

## Der Landsberger Bildhauer Johann Luidl

(1686–1765)

Von Wilhelm Neu

*Die Landsberger Bildhauerfamilie Luidl hat zweifellos die Bedeutung der Stadt als Kunstzentrum der Spätbarockzeit am meisten geprägt. Als sich Dominikus Zimmermann im Jahr 1716 hier niederließ, war diese Prägung längst vollzogen, so daß seine Ansässigmachung in Landsberg vielleicht sogar aus diesem Grund erfolgte. Goldschmiede und Zinngießer, tüchtige Werkleute, Kistler und Faßmaler rundeten die kleine, aber leistungsfähige Schar der Bau- und Kunsthandwerker ab, die seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, nach den Schreckensjahren des 30jährigen Krieges, eine neue Blütezeit erlebte.*

Unter ihnen stand damals, gemessen an seiner kunstgeschichtlichen Bedeutung, an Bekanntheitsgrad und Ansehen, Lorenz Luidl an der Spitze: Er und sein Sohn Johann haben im übrigen in einem Zeitraum von fast 95 Jahren die damals offensichtlich sehr begehrte Landsberger Bildhauerkunst weit über die Grenzen des Landgerichts hinaus vertreten<sup>1</sup>. Hierzu muß man wissen, daß die Landsberger Werkstatt in ihrer langen Blütezeit weitum keine Konkurrenz zu fürchten hatte, daß aber auch, gerade in den Landkirchen, die Plastik damals gegenüber der Ölmalerei dominierte. Komplette figurliche Altarausstattungen, Apostelreihen, Kanzelfiguren, Ölbergdarstellungen, Kreuzigungsgruppen und zahlreiche Einzelplastiken hatten einen Beliebtheitsgrad erreicht, der leistungsfähige Bildhauerwerk-

stätten voll beschäftigen konnte und erst gegen Mitte des 18. Jahrhunderts abklang.

Arbeitsweise und Stilrichtung des Werkstattnachfolgers Johann Luidl (1686–1765) waren maßgeblich von seinem Vater Lorenz beeinflusst, so daß wir uns zunächst mit dessen Lebensweg beschäftigen wollen.

Lorenz Luidl wurde kurz vor 1645<sup>2</sup> in Mering als Sohn des Bildhauers Michael L. und seiner Ehefrau Christina geboren. Willi Mauthe, dem unvergessenen Weilheimer Stadtarchivar und Heimatpfleger, verdanken wir die Kenntnis, daß der junge Lorenz die Bildhauerkunst in Weilheim bei David Degler, vermutlich in den Jahren 1662 bis 1667, „aufrecht und ordentlich gelehret“ habe: Hieraus lassen sich die auffälligen stilistischen Übereinstimmungen ableiten, die seine Frühwerke

mit der „Handschrift“ einiger bedeutender Weilheimer Schnitzer gemeinsam haben.

Das Jahr 1668 war für den jungen Meister gleich in fünffacher Hinsicht bedeutsam. In der Reihenfolge der Aufzählung lassen sich in den ersten acht Monaten dieses Jahres wichtige Ereignisse nachweisen: Bürgeraufnahme in der Stadt Landsberg, erster Auftrag für einen Hochaltar in Sandau (verschollen), Ausstellung seines Lehrbriefs, Hochzeit mit der Stadtbleicherstochter Maria Miller und Aufdingung seines ersten Lehrjungen in der Person seines Bruders Adam. Die weiteren Stationen seines Lebensweges: 1669 Kauf des Obrist'schen Eckhauses in der Ledergasse (vermutlich Nr. 373), 1678 zweite Heirat mit der Bäckerstochter Ursula Ludwig, 1679 Kauf von Hofstatt und Gärten zum Bau eines zweiten Hauses mit Werkstatt (Kochgasse 369), 1699 Berufung in den Äußeren Rat der Stadt und endlich 1717 Übergabe der Werkstatt an den Sohn Johann. Am 14. Januar 1719 ist der „spectabilis dominus“ (der vortreffliche Herr) Lorenz Luidl gestorben. Von seinen neun am Leben gebliebenen Kindern aus zwei Ehen wurden zwei Söhne später

Geistliche und nicht weniger als vier (!) Bildhauer, nämlich Ferdinand (1670–1736), Stephan (1684–1736), Johann (geb. 1686) und Sebastian (1690–1722).

### Bedeutung und Verbreitung

Unter Lorenz Luidl, dessen überaus reiches Lebenswerk bis heute an die 600 Einzelfiguren umfaßt (Engel und Putten nicht mitgezählt!), verlagerte sich der Schwerpunkt südwestoberbayerischer Schnitzkunst eindeutig von Weilheim nach Landsberg; seine Weilheimer Zeitgenossen Ambros Degler (+ 1689) und Heinrich Hagn (1642–1715) erreichten weder seine Qualität noch seine Schaffenskraft, wenn sie auch vereinzelt im Lech-Ammersee-Gebiet, vor allem gefördert von den Klöstern Dießen und Polling, mit Werken auftauchen<sup>3</sup>. Die Stadt Augsburg hatte dagegen im 17./18. Jahrhundert auf dem Gebiet der Plastik keinen Einfluß im südlich anschließenden kurfürstlichen Landgericht Landsberg nehmen können; ebensowenig, bzw. erst nach dem Erlöschen der Landsberger Werkstatt um 1760 treten mittelschwäbische Bildhauer aus dem Kunstzentrum Türkheim in Erscheinung, deren frühester Vertreter Martin Beichel (1644–1712) zwar auch ein Zeitgenosse des älteren Luidl war, aber ostwärts des Lechs noch keine Rolle spielte.

Interessant wäre, das umfangreiche Verbreitungsgebiet der Werkstatt einmal auf der Karte abzustecken. Lorenz Luidls Werke sind naturgemäß weiter verstreut und zwar mit Ausläufern nach Norden (Augsburg), nach Osten (Starnberg), Süden (Garmisch), Südwesten (Sameister) und nach Westen (Kirchhaslach); Schwerpunkte außerhalb des Landgerichts finden sich vor allem in Schwaben in den Räumen Ziemetshausen–Balzhausen, Schwabmünchen–Mickhausen–Böbingen und ostwärts Kaufbeuren, sowie um Oberalting im Landkreis Starnberg. Hier seien angefügt die Hauptorte – außerhalb des heutigen Kreisgebiets –, für die Johann Luidl gearbeitet hat: Im Westen Mickhausen, im Norden Mering und Merching, im Nordosten (von Landsberg aus) Kottgeisering, Inning, Zankenhausen, Moorenweis und Türkenfeld; ein weit nach Süden „versprengtes“ Beispiel ist z. B. die Georgsfigur in der Burgkapelle St. Georg am Peißenberg. Die Werkstatt war unter Johann Luidl kaum weniger leistungsfähig, blieb jedoch nach 1720 in ihrer Verbreitung mehr und mehr auf das Lech-Ammersee-Gebiet beschränkt.

Diese kurze Übersicht mag überleiten zur Betrachtung von Leben und Werk des jüngeren Luidl, der 1717 – also erst mit 31 Jahren – den väterlichen „Betrieb“ übernommen hatte. Am 19. Mai 1686 „... baptizatus fuit Joannes filius legitimus Laurentii Luidl Bildhauer et Ursulae uxoris a me Sebastiano Storff Cooperatore...“. Taufpaten waren der Stadtpfarrer Franziskus Mayr und die

Jungfrau Rosina Schneiderin<sup>4</sup>. Johann Luidls Mutter, die zweite Frau seines Vaters, stammte aus der einheimischen Bäckerfamilie Ludwig auf dem Haus Nr. 282 am Vorderanger; sie starb am 14. November 1721.

### Übergabe und Heirat

Das Übergabeprotokoll vom 10. September 1717<sup>5</sup>, in umständlich-barocker Fassung, lautet in Auszügen: „Kundt und zu wissen seye...“, das der Ehrnuesste vnd weise H: Lorenz Loidl des Eüssern Rhats vnd bildthauer alhier... dann vrsula dessen hausfrau... cedieren vnd ybergeben ihrem freündtlich geliebten Sohn H: Johann Loidl noch ledigen doch vogtbahren Standts als seiner erlehreten Kunst gleichfahls ein bildthauer... dero bishero Inngehabte eigenthumbliche wohnbehausung in der lödergassen gegen aufgang an Matheisen Gresle

Küstlern, mittag an michl Funda mözger, Nidergang: vnd mitternacht auf die Gmain stossent, Item die neben behausung mit dem hünten daran ligenen garthen zwischen Jacoben Mayr Salzspannern, dan Antony Hofpaur vnd vorgemelten Gresles häusern einerseiths: dann andererseits die Jesuiter Stapfl oder so genannten leuthen Innerligent vornen vf die Gmain: vnd hünten mit dem garthen an vorgemelt Jesuiter leüthen Stossent<sup>6</sup>: nebst der bildthauers werchstatt gerechtigkeit, samb dem halben Handtwerchszeüß vnd dem Jenigen holz, so zum Handtwerch gehörig, auch einem Ehehalten Pöth... benantlich vnd vmb 900 fl: pactierten Khauff: oder ybergaabs summa... Dahingegen zum andern wollen die ybergebendte Eltern ihnen den annoch vorhandenen Anger im Schwaighoff: Item den Krauttgarthen für eigenthumblich, dann die neben behausung das zimmer



Zu den ersten betont eigenständigen Schöpfungen von Johann Luidl zählt diese Darstellung des hl. Rasso (um 1725) in der Landsberger Stadtpfarrkirche.

oder stuben ober der werchstatt, zu ihrer bequemblichen wohnung oder aus: vnd eingang ad dies vitae vorbehalten: vnd ausgenomben haben . . .“.

Im Anschluß daran folgte der „Heyraths Contract“ vom 9. Oktober 1717<sup>7</sup>, der die eigentliche, im Trauungsbuch der Stadtpfarrei beurkundete Eheschließung gewissermaßen vorwegnimmt: (Es hat sich) „ . . . , zwischen H. Johann Luidl seiner erlerneten Kunst ein bildthauer als des Ehrngeachten vnd weisen H: Lorenzen Loidls des Rhats vnd bildthauern alhier Vrsula dessen hausfrauen beeder noch im leben Ehelich erzaigten Sohn als Hochzeitem an ainem, Dann der vill Ehr: vnd Tugentsamben Jungfrauen Maria Anna Zwingin weylant Matheis Zwing gewesen burger vnd churfrtl: Salz Stadl Knechts seelig Maria dessen Ehwürthin noch im leben Ehelich erzaigten Tochter als Hochzeiterin . . . ein freindt: vnd Ehrliche Heyrath begeben . . . Erstlichen verspricht die Jungfreuliche Hochzeiterin, neben einer Ehrlichen vnd ihrem Standt gemässer Ausförttigung zu einem rechten wahren vnd beständigen Heyrath Gueth auch an gelt ein ausgemachtes Vatter gueth zuzubringen benantlich 450 fl: . . . Dahingegen zum andern vnd Schuld billicher vergleichung dessen, so verheyrathet Er H: Loidl seiner angehenen geliebten Jungfreulichen Hochzeiterin neben seiner erlerneten bildthauer Kunst /: warauf Er albereith die Stuckh gemacht: auch die von seinen lieben Eltern durch ybergaab an sich gebrachte Gehäuser vnd den daranstossenten Garthen, sambt dem halben Handtwerchszeug vnd verlag . . .“. Heiratsbeiständer waren aufseiten des Hochzeitem dessen Vater, dann David Staindl, Kupferschmied, und Jakob Rhein, Stadtprobst; aufseiten der Braut der Metzger Anton Schonger und ihr Stiefvater, der Salzbote Simon Weingoldseder.

Aus dem Rechnungsbuch der Johann-Nepomuk-Bruderschaft, der Johann Luidl (ebenso wie der Unser-Lieben-Frauen-Bruderschaft) angehörte, geht hervor, daß er seit 1735 Mitglied des Äußeren Rates – wie vor dem sein Vater – gewesen ist.

### Werkstatt und Lehrjungen

In der väterlichen Werkstatt arbeiteten zeitweilig bis zu fünf Mithelfer, denn außer den gerade eingestellten Lehrjungen waren ja auch die vier Bildhauersöhne, jeweils etwa ab dem 15./16. Lebensjahr, tätig. Ferdinand Luidl, der Erstgeborene, verließ allerdings schon 1703 seine Heimat in Richtung Weißenhorn, während der 1684 geborene Stephan erst im Jahr der Werkstattübergabe 1717 nach Dillingen ging. Wir kennen die Namen und Herkunftsorte sämtlicher Lehrjungen, die Vater und Sohn Luidl eingestellt hatten – durchschnittlich betrug die Lehrzeit für Bildhauer fünf Jahre, doch kommen auch Zeiträume von drei, vier, aber auch sechs Jahren vor.

Während der Hauptmeister Lorenz zwischen 1668 und 1712 zehn Lehrjungen beschäftigte – darunter seinen Bruder Adam und seine beiden Vettern Joseph und Gabriel<sup>8</sup>, alle drei aus Mering – waren es beim Sohn Johann zwischen 1719 und 1751 neun, und zwar: 1719 Joseph Bayr von Lindach (auf fünf Jahre), 1722 Matthias Schneider von Steinach (6), 1728 Dominikus Loder von Steinach (5), 1730 Joseph Plaicher von Eismannsberg (5), 1733 Anton Keller von Rottenbuch (5),



Putto von Johann Luidl am Katharinen-Altar der Landsberger Stadtpfarrkirche (um 1759).

1735 Johann Georg Schwaiger von Peißenberg (5), 1737 Johann Michael Riedl von Malching (3), 1741 Johann Peter Sedlmayer von Peißenberg (5) und 1746 Kaspar Pöheimb von Machlberg (fünf Jahre); keiner von ihnen hat sich im übrigen später einen besonderen Namen gemacht.

Als Beispiel dafür, wie die „Aufdingung eines bildthauers Lehrjungen“ in den einschlägigen Briefprotokollen formuliert wurde, eine solche Eintragung auszugswise: „ . . . Herr Johann Luidl Burger vnnnd Bildthauer alhier in Landtsparg erscheint anheünt dato . . . mit dem vor: vnd anbringen, wasmassen Joseph Bayr des Ehrngeachten Marxen Baysrs Zümmerrmans von Linda . . . Eheleiblicher Sohn . . . aufgedingt worden, dass Er Lehrjung 5 Jahr lang Ermelte kunst bey ihm Herr Luidl Lehrnen, sich auch, wie Einem Lehrjungen zuestehet, vnd gebührt,

threulich, fromb, vnd vleissig, verhalten solle; das Lehrngelt pr: 50 fl. verspricht des Lehrjungen Vatter vleissig abzuführen . . . Dahingegen soll H: Johann Luidl ihm die gewöhnliche Cosst vnnnd ligerstatt mitthailen, auch sowohl die Lödig Zöhlung, als aufdingungs vncossten aushalten. Actum den 9: octobris 1719“<sup>9</sup>. Außer der Aufdingung wurden die Ledigzählung und später, bei Bedarf (vor allem bei beabsichtigter Niederlassung außerhalb des Heimatortes) der Lehrbrief oder der Geburtsbrief protokolliert bzw. ausgestellt.

Im Vergleich mit der Mitarbeiterzahl in der Werkstatt des Vaters ist festzustellen, daß Johann Luidl oftmals über Jahre hinweg allein (!) den großen Arbeitsanfall zu bewältigen hatte; dazu kommt, daß ihm Nachkommen versagt geblieben sind. Dies mag der Grund gewesen sein, daß er im Jahr 1737 das größere Haus an der Ecke der Ledergasse für 700 Gulden an den Maler Joseph Anton Dobler aus Mindelheim verkauft hatte. Am 1. August 1758 verkauft er – damals schon „freyresigniert des Äußern Rhats“ – seine Bildhauergerechtigkeit um 150 fl. an Johann Chrisostomus Leuthner, Bildhauer aus Türkheim<sup>10</sup>, mit der Auflage, „ . . . ohne Haltung eines Gesellen oder Lehrjung lebenslänglich arbeiten zu derffen . . .“. Tatsächlich hat er, laut Kirchenrechnung<sup>11</sup>, 1761 seine letzte archivalisch gesicherte Arbeit für die Stadtpfarrkirche Landsberg geschaffen, nämlich Putten und Schnitzwerk am Bäckeraltar für 57 Gulden.

### Tod und Nachfolger

Johann Luidl starb am 23. April 1765 („ . . . omnibus sacramentis praemunitus senio obiit spectabilis Dominus Joannes baptista Luidl externi consilii libere resignatus et sequenti die in coemeterio S. Viti sepultus est“<sup>12</sup>, d.h., mit allen Sterbesakramenten versehen starb der vornehme Herr . . . freiresigniertes Mitglied des Äußeren Rates und wurde am folgenden Tag im Friedhof (bei) St. Vitus beerdigt). Seine Frau Maria Anna, geborene Zwing (sie stammte aus dem Haus Nr. 272 am Vorderanger) starb am 26. Februar 1769. Zwei Jahre später wurde das „Bildhauerhaus“ von einer städtischen Kommission (mangels Erben) verkauft und zwar an den Kristeinerbräu Joseph Wild, der die im Untergeschoß liegende Werkstatt zu einem Märzenkeller umfunktionierte.

Im gleichen Jahr 1771 starb, erst 38jährig, an einer Fieberkrankheit der Luidl-Nachfolger J. Chr. Leuthner, womit die Bildhauerkunst in Landsberg endgültig erloschen war. Etwa zur selben Zeit, mit dem Beginn des Klassizismus und der Aufklärung, ging die Zahl der Bildhaueraufträge vor allem in Kleinstädten und auf dem Land so stark zurück, daß sich ein Werkstattinhaber kaum mehr hätte fortbringen können – man vergleiche diese Feststellung mit der damaligen Auftragslage etwa bei den Wessobrun-

ner Stuckatoren oder bei dem letzten Weilheimer Bildhauer Franz Xaver Schmädl (1705–1777).

### Die Werke

Ähnlich wie Lorenz Luidl, der seine bekanntesten und prächtigsten Schöpfungen für seine Heimatkirche gestaltet hat – denken wir nur an den Christus auf dem Palmesel von 1671 oder an die Hochalterfiguren (1680) –, hat auch Johann Luidl in der Landsberger Stadtpfarrkirche mit seine frühesten und zugleich besten Werke hinterlassen; wenige Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel. Eine Sonderstellung nehmen dabei die beiden Figuren der Pflegeeltern des hl. Vitus, Modestus und Kreszentia, an den beiden westlichen Langhauspfeilern ein, die dem benachbarten Veitsaltar zugeordnet sind. Sie galten früher als Werke des Vaters Lorenz<sup>13</sup> von sehr hoher Qualität, doch findet sich in den Stadtkammerrechnungen der interessante Hinweis<sup>14</sup>, wonach 1713 dessen (nicht genannter) Sohn „zwey bilder (Figuren), nämlich Modestum und Creszentiam für seine Meisterstückh (!) in Unser lieben Frauen Pfarrkirchen verfertigt hat“. Der Vater erhielt dafür als Lehrmeister eine Restzahlung von siebeneinhalb Gulden, der eigentliche Autor kann aber nur Johann Luidl und keiner seiner Brüder gewesen sein: Stephan Luidl, der einen nur entfernt ähnlichen Stil vertritt, dürfte sein Meisterstück in Dillingen gemacht haben (s. oben); Sebastian Luidl, manchmal ohne bisher gelungenen Nachweis als das „große, unbekannte Genie“ bezeichnet, wird noch im Jahr 1720 „Bildhauerssohn“ genannt, ist also nie Meister gewesen. Der Qualitätsanspruch dieser beiden Plastiken ist in der Tat außerordentlich hoch, so daß ihnen mit Sicherheit die Hand des Vaters die Konzeption und den letzten Schliff mitgegeben hat; leider sind sie wegen ihrer (ikonographisch bedingten) Aufstellung im dunklen Westjoch nur schlecht zu betrachten bzw. leicht zu übersehen.

Unter den rund 40 großen und kleinen Figuren Johann Luidls allein in der Stadtpfarrkirche (nicht mitgezählt die Engel und Putten, sowie die Schreinfigürchen in der Annakapelle) stehen als erste, eigenständige Schöpfungen die Pfeilerheiligen an der Spitze. Sie dürften um 1725 entstanden sein und werden nach Auffassung des Verfassers qualitätsmäßig vom hl. Rasso angeführt, der in seiner prächtigen Rüstung und herrischen Haltung eine Augenweide für sich ist. Andere, eher reizvoll zu nennende Frühwerke Johann Luidls befinden sich, noch ganz dem Stil des Vaters verhaftet, in der Pfarrkirche Issing, die kurz nach ihrer Erbauung 1717 mit einem neuen Hochaltar ausgestattet wurde. Die dortigen „drei heiligen Madeln“ Margaretha, Katharina und Barbara sind noch schlanke, hochhüftige Gestalten von „tänzelnder“ Bewegtheit; sie sind im übrigen, wie die allermeisten anderen Figuren, nicht archivalisch für Jo-

hann Luidl gesichert. Es handelt sich, ebenso wie bei der überwiegenden Zahl der Arbeiten des Vaters, um Zuschreibungen des Verfassers, der sich seit über 20 Jahren mit dem fast unerschöpflichen „Luidl-Thema“ befaßt.

Anzufügen ist hier, daß allerdings die vielen charakteristischen Merkmale des Luidl'schen Schnitzstils so einprägsam sind, daß sie auch dem nicht vorgebildeten Betrachter auffallen – wir kommen später auf eine kurze Zusammenfassung dieser Eigenarten zurück. Geschätzt wird eine Zahl von rund 450 Figuren, die auf den jüngeren Landsberger Luidl zurückgehen; umso erstaunlicher berührt die Tatsache, daß bis jetzt nur eine einzige Signatur (nämlich „I. L. 1740“) an einem Schulterwunden-Christus im Kloster der Vinzentinerinnen in Dießen entdeckt werden konnte. Auch von Lorenz Luidl kennt man bis jetzt

nur zwei solcher Bezeichnungen: Eine von 1711 an einer weiblichen Heiligen im Bayerischen Nationalmuseum München, die andere von 1704 an einer Vierzehn-Nothelfer-Gruppe in Reisch.

Etwas größer ist allerdings die Zahl der archivalischen Belege aus Kirchenrechnungen; solche Beispiele für Lorenz Luidl außeracht lassend, führen wir einige davon in Verbindung mit Johann Luidl auf: In den Rechnungen der Stadtpfarrkirche stammt der erste Eintrag aus dem Jahr 1718 („wegen neu gemachten vier blindfligl an zwei Taflen 2 fl 15 kr“), während der letzte sich auf den o.g. Bäckeraltar bezieht (1761). Die bedeutenden Pfeilerfiguren dürften von Guttätern angeschafft worden sein, da sie in keiner Rechnung verzeichnet sind. Bei der Vielzahl erstrangiger Johann-Luidl-Schnitzwerke in den Kirchen



Zugeschrieben werden Johann Luidl Frühwerke – ganz im Stil des Vaters Lorenz – am Hochaltar der Pfarrkirche Issing, wie hier die Plastik der hl. Katharina (um 1720).

unseres Landkreises sind die Quellen vergleichsweise dürftig; einmal deswegen, weil noch nicht alle Kirchenrechnungen durchgearbeitet, zum anderen aber, weil die meisten Rechnungsbände des 18. Jahrhunderts (und früher) verloren sind. Einzelne Beispiele lassen wir folgen<sup>15</sup>, wobei die Eintragung manchmal nur „Bildhauer von Landsberg“ lautet, was aber zweifelsfrei auf Johann Luidl zu beziehen ist:

Hurlach 1728: „Zu denen durch einige Gutthäter gefertigte 12 Noth Helfer seindt die 2 abgängige alß Eustachi und Achazi von dem Gotteshaus dem Bildthauer von Landsperg bezalt worden mit 10 fl.“

Pflaumdorf 1744: „Auf Anhalten der Kirchpröbst und ganzer Gmain ist ein neuer Choraltar verwilliget und dafür mit Johann Luidl, Bildthauern zu Landsberg überhaupts (d. h. alles in allem) per 85 fl. pactiert worden“.

Stoffen 1743: „In diesem Jahr wurden die Apostelfiguren von Johann Luidl aus Landsberg gemacht (84 fl.)“.

Unterschondorf 1733: „... dem Bildthauer von Landsberg für 2 bildter Johannes d.T. und Evangelist 5 fl.“.

Utting, St. Leonhard, 1744: „Vor 2 große Prustbildter dem Bildhauer zu Landsberg 17½ Gulden“.

Weil 1723: „Herrn Luidl, bildthauer zu Landtsperg von St. Josephi bildt- nuß zu machen 7 fl.“.

Schließlich bieten die wertvollen Bestände der Eresinger Kirchenrechnungen<sup>16</sup> eine Reihe von Eintragungen, die auf die Vielseitigkeit eines Spätbarockbildhauers ein Licht werfen:

„1728. Dem Bildthauer von Landsperg vor 6 Mayenbüsch zu schneiden à 50 kr.“;

1738. Dem Bildthauer von Landsberg Johann Luidl vor die 2 große Statuen und schmerzhaft Bildnussen Christi (in der Gruftkapelle) 26 fl., item vor die geschnittenen (d. h. geschnitzten) Baldachin mit den Seitenfliglen, Engelskindlen und Wolken 20 fl., demselben vor 2 Brustpilder alß S: Johann: Nepomuc: und S: Francisci sambt den 2 Althärl postament und laubwerckh 15 fl., dan vor ein mit Laubwerckh geschnittenes Antependium 15 fl.“;

„1744. Johann Luidl ... hat 4 geschnitzte Brustbilder ieselde à 5 fl. verfertigt“;

„1747. Johann Luidl ... vor 10 geschnitzte Mayen stöckh 5 fl.“;

„1752. Dem Bildhauer von Landsberg, J. L., daß er Unser Ib. Frauen bildt- nuß, so vorher ufm Schießer (im Giebel) ob dero Capellen gestandten und von Wettern zimblich ruiniert worden, widerumb ausgebössert 5 fl.“ und endlich

1741 „dem Bildthauer zu Landsberg für 2 geschnittene Cruzifix bildter 4 fl.“.

Bei der großen Produktivität beider Werkstätten gibt es im Landkreis Landsberg eine Reihe von Filial- und Pfarrkirchen, die von Luidl-Figuren geradezu „überquellen“, womit ein Beweis für die eingangs aufgestellte

Behauptung erbracht ist, daß sich figurliche Heiligendarstellungen in der Zeit des Barock einer besonderen Beliebtheit erfreut haben. So ist z. B. Lorenz Luidl allein mit je rund 25 Schnitzwerken in den Pfarrkirchen Oberfinning und Thaining, sowie in der Prittrichinger Frauenkirche vertreten, während die Thaininger Wolfgangskirche ja geradezu als „Luidl-Museum“ bekannt ist. Wenn ältere Figuren bei einer Neuausstattung der Spätbarockzeit mit verwendet werden, ergeben sich reizvolle Zusammensetzungen, wobei gerade hier die Hand des Vaters Lorenz nicht immer so leicht von der des Sohnes auseinanderzuhalten ist. Solche Innenräume, in denen die beiden Hauptstilperioden „um 1690/1700“ und „um 1730/40“ nebeneinander stehen, finden sich beispielsweise in Reisch (mit rund 25 Figuren), in Epfenhausen und Stoffen (je ca. 30) und in Kaufering/St. Johann, das mit einer Zahl von etwa 55 Luidlfiguren unter allen Landkirchen an der Spitze steht und damit schon nahe an die Landsberger Stadtpfarrkirche herankommt.

Kirchenräume, in denen Johann Luidl allein dominiert und die auch dadurch eine besondere Aufwertung erfahren, sind u. a. in Dettenschwang (mit einer prächtigen Ausstattung um 1730 aus Hechenwang), in Hurlach (mit über 20 Einzelfiguren) und in Schwabhausen, wo sich am Hochaltar an die 25 Engel und Putten tummeln, zu sehen. Altäre, die Johann Luidl zusammen mit einem Landsberger Kistler geschaffen hat, stehen außerdem in Oberbergen, Oberigling, Ummendorf, Stadl und Eching/Sebastianskapelle (in der Reihenfolge ihrer Entstehungszeit); nicht zu vergessen einige Nebenaltäre in der Stadtpfarrkirche und die Zusammenarbeit mit Dominikus Zimmermann am Hochaltar der Johanneskirche. Drei Kanzeln mit Evangelistenfiguren des jüngeren Luidl befinden sich in Epfenhausen, Merching und Unterfinning.

Im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts, also in der Hauptschaffenszeit des Johann, gehören Bildwerke des 1729 heilig gesprochenen Johannes Nepomuk oder des seit den frühen dreißiger Jahren hochverehrten Wiesheilands zu den Hauptaufträgen; Ölberggruppen oder Apostelzyklen sind dagegen schon im Abnehmen begriffen. An Einzelfiguren finden sich außerdem in dieser Zeit am häufigsten verschiedene Marien- und Kreuzifixdarstellungen, die Hll. Leonhard, Michael, Sebastian und – besonders zahlreich – der hl. Joseph und der hl. Franz Xaver.

#### Luidls Schnitzstil

Die vor kurzem zu Ende gegangene Jubiläumsausstellung im Landsberger Rathaus mit Nepomukfiguren Johann Luidls hat ohne Zweifel zur „Aufwertung“ dieses immer etwas im Schatten seines berühmteren Vaters stehenden Bildschnitzers beigetragen. Der zugehörige Katalog<sup>17</sup> enthält ein anschauliches Beispiel dafür, „wie man Nepo-

mukfiguren von Johann Luidl erkennen kann“, wobei jene Merkmale, die Gesichtsbildung, Faltenwurf, Arm- und Beinhaltung betreffen, auf die meisten anderen Bildwerke dieses Meisters zu übertragen sind. Die auffälligsten Kennzeichen einer älteren Luidlfigur sind – außer dem Gesichtsschnitt – die wild bewegten, tief unterschrittenen Falten des Übergewandes, vor allem charakteristisch für den Gewandstil des Vaters, der sich damit in seinen früheren Werken als ein ausgesprochener Vertreter des dekorativen Manierismus erweist, womit er seine Weilheimer Vorbilder und Zeitgenossen weit übertrifft. Johann Luidls Faltenbildung wirkt demgegenüber stark reduziert, wiederholt aber gern stets wiederkehrende Formen, vor allem über dem hochgestellten, fast rechtwinklig verdrehten Spielbein. Ausgehend von dem stark zur Seite geneigten Haupt durchfließt eine langgezogene S-Linie die ganze Figur, deren unterer Schwung durch eine C-förmige Faltenkurve betont wird. Wie bei Lorenz Luidl treten die Adern (vor allem an Unterarmen und Händen) penetrant stark hervor; Johann Luidls Spätwerke wirken gedrungener, mit oft plump geschnitzten Gliedmaßen und beinahe willkürlich abgeschnittenen Gewandsäumen. Bis zuletzt gibt es bei ihm aber keine glatt anliegenden Gewandpartien oder größere, ruhig fließende Bahnen: Außer den bei ihm vorhandenen anatomischen Unstimmigkeiten vielleicht ein Hauptunterschied zu seinen bedeutenderen Zeitgenossen in Bayerisch-Schwaben und Altbayern.

Ländlich derbe, aber auch lebenswert-schelmisch lächelnde Gesichter heben sich von den oft streng und asketisch geformten oder traurig-melancholischen Zügen beim älteren Meister ab. Ein deutlicher Unterschied besteht auch bei den Darstellungen Christi am Kreuz: Lorenz Luidl schnitzt lange, ausgezehnte Körper mit halb geöffneten Händen und einseitig herabhängendem Lententuch – Johann ein stark geneigtes Haupt, geschlossene Finger, einen gedrungeneren Corpus und ein zweizipfeliges Lententuch.

Entsprechend leicht auseinander zu halten sind die zahlreichen Engelsfiguren (der Typus des bekleideten Dachungengels über dem Altargebälk und des „Tragengels“ kommt bei Johann nicht mehr vor): Beim älteren Meister sind deren Köpfe groß, rund und pausbäckig, und sie erscheinen mit ihren ausgebreiteten Armen und einem angezogenen Beinchen gleichsam in hüpfender Bewegung; Johann Luidls Putten zeigen dagegen birnenförmige Köpfechen, kugelige Bäuche und wulstig geformte Gliedmaßen. Bei letzterem vermißt man auch die für Lorenz Luidl so typischen „gewandteilenden“ Kugelknöpfe oder die kleinen, herzförmigen Mundpartien, die später durch breitere, wulstige Lippen abgelöst werden.

Trotz zeitlich bedingter unterschiedlicher Merkmale gegenüber

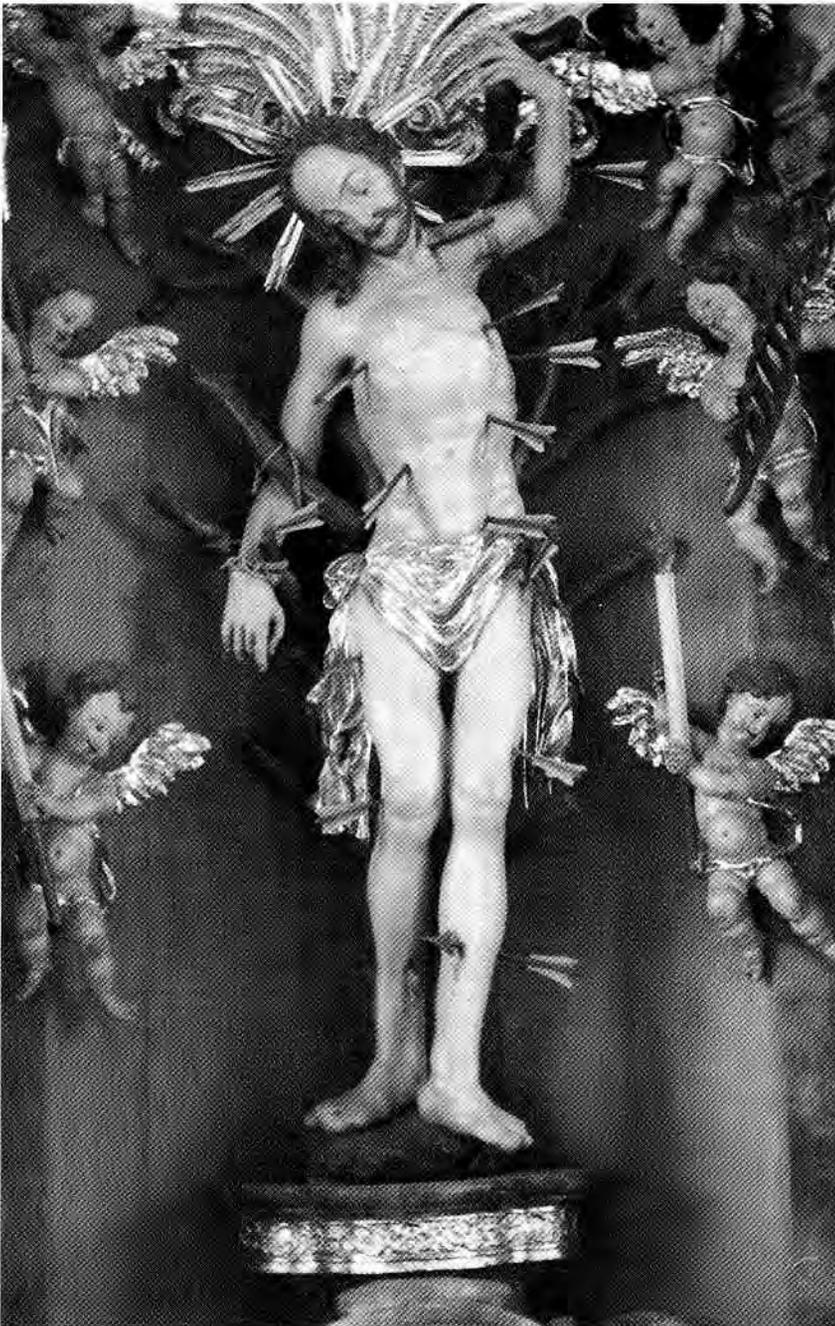
der Hand des Vaters und obwohl Johann Luidl bis in die beginnenden 60er Jahre des 18. Jahrhunderts hinein tätig war, kann man ihn keinesfalls als „Rokokobildhauer“ bezeichnen. Allein ein Vergleich mit Franz Xaver Schmädler im benachbarten Weilheim oder mit den weniger bedeutenden Türkheimer Meistern jener Zeit macht deutlich, daß er bis zuletzt dem väterlichen Stil und damit den traditionellen Formen des Hochbarocks verhaftet blieb: Seine Unfähigkeit, sich davon zu lösen, soll aber keinesfalls als Abwertung seiner Kunst ausgelegt werden. Er hat es vielmehr verstanden, den kraftvoll-einprägsamen Schnitzstil Lorenz Luidls fast nahtlos weiter-

zuführen und damit dessen hohen Beliebtheitsgrad jahrzehntelang aufrecht zu erhalten.

Auch höfische Einflüsse, wie man aus mancherlei Beziehungen zwischen der kleinen „Grenzstadt“ Landsberg und der nahen kurfürstlichen Hauptstadt München annehmen könnte, werden bei Johann Luidl niemals spürbar, und so ist er der lebenswert-volkstümliche einheimische Bildschnitzer geblieben, dessen Produktivität bis zuletzt unerschöpflich war. Er hat es verdient, als ein echter Landsberger Barockkünstler im Jahr der 300sten Wiederkehr seines Geburtstages endgültig „aus der Versenkung“ geholt zu werden.

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Literatur über Lorenz und Johann Luidl:  
Lieb, N.: Die Luidl, eine Bildhauerfamilie des bairischen und schwäbischen Barocks, in: Das Münster, 3. Jahrgang, München 1950 (abgedruckt in: Landsberger Geschichtsblätter, 40. Jahrgang, Landsberg 1950).  
Nagel, H.: Lorenz Luidl, ein schwäbisch-bairischer Bildhauer und seine Werkstatt in Landsberg a. Lech, in: Oberbayerisches Archiv, 79. Band, München 1954.  
Neu, W.: Die Bildhauerfamilie Luidl und ihre Werke in Lech und Landkreis Landsberg a. Lech, in: Jahrbuch Lech-Isar-Land, Weilheim 1966.  
Neu, W.: Lorenz Luidl oder Heinrich Hagn?, in: Jahrbuch Lech-Isar-Land, Weilheim 1975.  
Neu, W.: Der Landsberger Bildhauer Lorenz Luidl und seine Werke in Bayerisch-Schwaben, in: ARS BAVARICA, Band 7, München 1977.  
Epple, A. und Neunzert, H.: Johann Luidl (1686–1765), Nepomukfiguren (Ausstellungskatalog), Landsberg a. Lech 1986.
- <sup>2</sup> Kein Eintrag in den erst 1645 beginnenden Meringer Pfarrmatrikeln.
- <sup>3</sup> Sogar in der Landsberger Stadtpfarrkirche stammen einige Figuren aus der Weilheimer Deglerwerkstatt, wie die schöne Pietà in der Schmerzhafte Kapelle und die hl. Konstantin und Helena am Kreuzigungsalter.
- <sup>4</sup> Stadtpfarrei Mariae Himmelfahrt, Taufbuch I, S. 993. – Alle Archivalienauszüge werden Herrn Klaus Münzer, Landsberg, verdankt.
- <sup>5</sup> StAM, BRP, F. 1554, f. 187–191.
- <sup>6</sup> Die „Jesuiten Stäpfl“ an der „Jesuiten Leuthen“ ist die steile Treppe, die heute noch von der Kochgasse den Hang hinauf führt.
- <sup>7</sup> StAM, BRP, F. 1554, f. 209–212’.
- <sup>8</sup> Gabriel Luidl (1688–1748), seit 1720 Hofbildhauer in München, war der Lehrmeister des bedeutenden Rokokobildhauers Johann Baptist Straub.
- <sup>9</sup> StAM, BRP, F. 1555, f. 138–139.
- <sup>10</sup> Von Johann Chrisostomus Leuthner kennt der Verfasser nur eine archivalisch gesicherte Arbeit, nämlich die Seitenaltargerichte in Eresing (1763). – Leuthner besaß das Haus Nr. 6 am Hauptplatz.
- <sup>11</sup> Hofmann, S.: Beiträge zur Kunstgeschichte der Stadtpfarrei Landsberg, in: Wissenschaftliche Veröffentlichungen des Heimatpflegers von Oberbayern, Heft 6, Schongau 1955, S. 55.
- <sup>12</sup> Stadtpfarrei Mariae Himmelfahrt, Sterbebuch II, S. 812.
- <sup>13</sup> Nagel, H.: A. a. O., S. 50.
- <sup>14</sup> Hofmann, S.: Nachrichten über Landsberger Künstler, in: Mitteilungen für die Heimatpflieger in Oberbayern, Heft 16, Schongau 1958, S. 48.
- <sup>15</sup> Neu, W.: Neue Beiträge aus Kirchenrechnungen des 17./18. Jahrhunderts im Landkreis Landsberg, in: Jahrbuch Lech-Isar-Land, Weilheim 1978.
- <sup>16</sup> Neu, W.: Die Rechnungen der Pfarrkirche St. Ulrich in Eresing (1646–1804), in: Jahrbuch Lech-Isar-Land, Weilheim 1969.
- <sup>17</sup> S. Anmerkung 1.



In der Sebastianskapelle von Eching findet der interessierte Kunstfreund diesen hl. Sebastian von Johann Luidl, auf das Jahr 1754 datiert.

# Die Ursulinerinnen in Landsberg

Wie den Jungfrauen Ursulinerinnen in Landsberg „eingeholfen“ wurde

Von Walter Drexler

„Zue Nutz deß Nächsten, wie man sieht, sein gantztes Leben war gericht; Wan der schon faullt, gmeß der Natur, Lebt doch sein Nahm, und ruehet nur . . .“. Der, dessen Name, der gemäß der Natur schon lebt wirklich noch – lange nach seinem Tod, der sich im Jahre 1683 zum 250. Male jährte: Johann Jacob Hailberger, ehemaliger Weinwirt und Inhaber des „Mohren“ in der Stadt, vier Jahre Mitglied des Inneren Rats, zwölf Jahre Spitalpfleger und 40 Jahre Bürgermeister, dessen Namen mit der Gründung des ehemaligen Ursulinerinnenklosters und heutigen Klosters der Dominikanerinnen unlösbar verbunden ist.

## Wie den Jungfrauen Ursulinerinnen in Landsberg „eingeholfen“ wurde

Der weiblichen Jugend der Stadt wäre eine angemessene schulische Ausbildung wohl lange vorenthalten geblieben, hätte sich Hailberger (1653–1733) nicht mit all seiner Kraft und seinem Besitz über viele Jahre hinweg für die „Aufrichtung eines nur kleinen Klosters zum göttlichen Dienst und Unterweisung der lieben Jugend“ verwendet. Er war nicht nur vermögend, sondern auch klug genug, um die Notwendigkeit einer solchen Gründung zu erkennen, nachdem es – im Gegensatz zu den Buben, die bei den Jesuiten droben am Berg einen Hort der Bildung gefunden hatten – um die Schulbildung der Mädchen zu Beginn des 18. Jahrhunderts nicht

zum besten stand. Daß ihm auch der Mut nicht fehlte, seine Intention gegen alle Eiwände seiner Mitbürger durchzusetzen und Anfeindungen durchzustehen, sollten die folgenden Jahre zeigen.

Es war im Jahre 1704, als Johann Jacob Hailberger in einem Brief an den Rat der Stadt seine „hoch- und vielgeehrtesten Herrn Kollegen“ an seine schon vor etlichen Jahren vorgebrachte Bitte erinnerte, „auf eigene Unkosten“ ein solches Institut aufzurichten zu dürfen, in dem die Mädchen nicht nur in der „geistlichen Notdurft“, sondern „auch in allen wohl-anständigen Künsten“ wie Deutsch und lateinisch, auch „französisch lesen und schreiben“ und, „wenn es verlangt wird, französisch zu sprechen“ unterwiesen werden sollen. Nicht

minder sollten die Töchter der Reichen wie die Armen Rechnen und Nähen, „Sticken von Gold und Seiden wie auch Spitzklöppeln und Ausnähen etc.“ erlernen. „Scheint also“, so ermunterte Hailberger seine Ratskollegen, „der Himmel habe ein großes Gefallen, Gutes zu tun dieser löblichen Stadt“ und so den Eifer und die Liebe eines hochlöblichen Magistrats für deren Untergebenen auf ewig zu belohnen.

Die Entscheidung über Hailbergers bahnbrechenden Vorschlag blieb dem Magistrat zunächst allerdings erspart: Der Spanische Erbfolgekrieg (1701–1714) brachte andere Sorgen und Nöte mit sich. 1704 wandte sich das Kriegsglück von Bayern ab, das Land kam unter österreichische Herrschaft, Volksaufstände wie beispielsweise der in Sendling wurden blutig niedergeschlagen. In Landsberg legten Truppeneinheiten, Quartierleistungen, Extrasteuern und Schanzarbeiten der Bevölkerung große Lasten auf, Krankheiten forderten ihren Tribut.

Erst nach dem Frieden von Rastatt im Jahre 1714 kam Bayern an seinen rechtmäßigen Herrn Max Emanuel zurück, der nach elfjähriger Abwesen-



heit am 8. April 1715 beim Schloß Lichtenberg nördlich von Landsberg erstmals wieder bayerischen Boden betrat, herzlichst begrüßt von seiner Familie und seinem Volk.

Hailberger ahnte zu diesem Zeitpunkt wohl noch nicht, daß er in dem „blauen Kurfürsten“ – Max Emanuel wurde wegen seines blauen Rockes so genannt – einen gewichtigen Fürsprecher für sein Projekt finden würde.

Kaum waren nämlich die Unsicherheiten und Fährnisse der Kriegsjahre ausgestanden, meldete er sich wieder zu Wort. Inzwischen 62 und somit in einem Alter, in dem er rechnen mußte, daß er nach „ainig bishero ausgestandner Kranckheit und zustandt in kurzem an die Pfordten der Ewigckheit anckhlopfe“, wie er sich selbst ausdrückte, war er mehr denn je entschlossen, seine zahlreichen ehrenamtlichen Dienste zum Wohle der Allgemeinheit mit diesem besonderen Werk zu krönen.

So besiegelte er am 17. April 1716 zusammen mit seiner Ehegattin Anna Maria, geborene Dietmayrin, unter dem juristischen Beistand des weiland Churfürstlichen Hofgerichtsadvakaten und Stadtschreibers Johann Baptist Prugger „im Namen der Allerheiligsten Dreifaltigkeit“, zur Förderung der Ehre Gottes und zum Seelennutzen der „lieben Jugent weiblichen geschlechts“ die geistliche Gesellschaft der Heiligen Ursula in seiner Vaterstadt Landsberg einzuführen und den frommen Frauen dabei mit Rat und Tat unter die Arme zu greifen.

Hailberger hatte sich damit einiges aufgeladen. Nicht finanziell, denn seine aktive Hilfe war überlegt und wohl geregelt. Womit er nicht gerechnet hatte, war die unchristliche Widerpenstigkeit, die einige seiner Mitbürger seiner frommen Idee entgegensetzten. Dafür wußte er aber bereits, woher die „Jungfrauen Urselinerinnen“, ein Orden, der um diese Zeit in hoher Blüte stand und sich eines besonderen Rufes auf dem Gebiet des Mädchenschulwesens erfreute, an den Lech geholt werden sollten: Der löbliche Convent der Frauen Urselinerinnen bei St. Joseph zu Landshut war durchaus angetan, das Hailberger'sche Angebot anzunehmen, zumal dieses nicht nur ideell, sondern auch materiell gut fundiert war.

Johann Jacob Hailberger erbot sich nämlich, nach erteilter landesfürstlicher und bischöflicher Zustimmung zu seinem Vorhaben, dem „löblichen Instituto und Heyligen orden zu dero aufenthalt aine aus meiner habenten behausung“ zur Verfügung zu stellen, bis deren Abgesandte eine regelmäßige „lebensanständige“ Wohnung gefunden hätten. Mehr noch: Zum Unterhalt der zunächst vier zur Klostergründung nach Landsberg zu entsendenden Landshuter Conventualinnen garantierte er auch einen jährlichen Zuschuß in Höhe von 400 Gulden und zwar nicht nur „so lang ihm Gott das Leben verleihet“, sondern „auf ewige

In Namen Der Allerheiligsten Drey  
 Faltigkeit. Amen.

Ich Jos: Jacob Hailberger, des frommen Adels Kind  
 Burgermeister zu Landshut, dann zu Anna Maria  
 Hailbergerin ayrbisam Dietmayrin, als im Consortium,  
 in Anwesenheit des ayrbisam Grafen Jo: Bapt: Hauggrub  
 und dessen Ehe: Barbara von Besiggrubste Advocaten,  
 in Wien, und Stadt-Schreibers zu sammlen Landshut Be-  
 rramen Simon von Anz, Anton von Farn, und Ruffmann,  
 und Herrn Jurist: Adolph Prugger, haben hier nach Ziff: oberligem  
 ge: Rathschafft des Dagen, und des Landtsamt, aus Angewandtheit  
 andrer Ytter, was aldringb entflo: von: faulhaffigen Zuber  
 Linderung d: fromm gottb im besten Nutzen d: lieben Jugent  
 weiblichen geschlechts, in allniger Stadt Landshut d: Lob:  
 Institutum, und vortlich vortschafft der hoch: Ursula p  
 alda seiffens nötig, eingü: yam, und mit vortlicher Bewilligung

oder vollkommene zu gungener beser ablagern: und  
 anheij recht: Joseph Manuel und Anton  
 Aughler, wohnen.

Alles das hat und will geschehen  
 Datum: 17  
 Landshut den 17ten April  
 Ich Jos: Jacob Hailberger  
 Schrift: und obligier  
 Insee mit Adelsprünck

Hailberger – Originalbrief (Auszug)

Zeiten“ in Form einer beständigen Fundation.

Zu deren Sicherheit wollen er und seine Ehegattin, so steht es in dem Stifterbrief, „all unser vermögen ligentes und fahrentes in genere verhypotheciern“, insbesondere das beim Kloster Wessobrunn und bei der Stadt Landsberg angelegte Kapital in Höhe von 8000 Gulden. Die Frauen Urselinerinnen wurden dafür lediglich dazu verpflichtet, der beiden Stifter auch nach deren Ableben „bestendig in Ihren gebetten und geistlichen yebunghen“ zu Gedenken und mit ihrem bereits ruhmwürdig gewordenen Seeleneifer eine dem Stiftungsvermögen entsprechende Anzahl von Jugendlichen beständig im Lesen, Schreiben, in anständiger Arbeit und hauptsächlich in der Sicherung einer christlichen Lehre und einem tugendsamen Lebenswandel zu instruieren.

**Widerstand gegen Klostergründung  
 Kurfürst Max Emanuel greift ein**

Der Landshuter Convent, dessen Absicht, sich in Landsberg niederzulassen, wenige Jahre zuvor am nicht ausreichenden Fundus gescheitert war, war bereit, 14000 Gulden für den guten Zweck zuzuschießen, wie aus dem Gesuch der Superiorin Maria Anna Francisca von der Verkündigung Mariens an den Durchlauchtigsten Churfürsten Max Emanuel um seine Zustimmung zur Klostergründung zu entnehmen ist. Wobei demütigst versichert wird, daß sowohl seine Durchlaucht, als auch die Stadt Landsberg „anjetzo“ und auch fürderhin von jedwedem Entgelt für die Gründung verschont bleiben würden. Zumal, so wird versichert, zunächst nur vier Conventualinnen nach Landsberg abgeschickt, nach „erfolgter Introducie-



daß diese Jugendlichen – wie leider de facto beiweilen geschehe – in missigang, in ignoranz:a und ungeschickhter Dölperey aufwaxen, auf den gassen oder under dem Hausgesündl unterschiedliche Laster erlehren und grobheiten angewohnen?“

Schon der weise Platon und andere, die sich mit der „Statu politico“ befaßten, erinnerte Hailberger, hätten in ihren Grundlehren darauf hingewiesen, daß der Wohlstand eines Gemeinwesens und der Bürgerschaft am allermeisten an der „auferzucht der Kün-der“ und eben diese Kinderzucht am allermeisten an den Müttern hänge, weshalb sie dann auch alle Art und Sitten der Mütter annähmen. Aus diesem folge, daß zum guten Stand einer Republik „hoch vonnöten“ sei, daß die Mütter selbst aufs beste beschaffen und wohlgezogen seien, welches wiederum vortrefflich durch die Ursulinerinnen geschehe. So wie der Jugend männlichen Geschlechts in einer Stadt durch die Schulen der Jesuiten bestens geholfen werde, geschehe dies für die Jugend weiblichen Geschlechts durch die Schulen und „löblichen Unterweisungen“ der Ursulinerinnen.

#### Zu Nutz und Frommen der weiblichen Jugend von Landsberg

Die Ursulinerinnen – 1535 von Angelica Merici aus Desenzano am Gardasee gegründet – hatten sich mit ihren Klostergenossenschaften rasch über West- und Mitteleuropa ausgebreitet. Das älteste deutsche Ursulinerinnenkloster wurde 1639 in Köln gestiftet. Die erste Klostergründung in Mitteldeutschland datiert aus dem Jahre 1660 und erfolgte in Kitzingen. Beseelt vom Geiste und Eifer für das Heil der Seelen und den Unterricht der weiblichen Jugend, verfolgten die Ursulinerinnen von Anbeginn an das Anliegen, nach dem Vorbild des Hl. Ignatius in ähnlicher Art wie die Jesuiten für die Erziehung der weiblichen Jugend zu sorgen. So hatte Papst Paul V. im Jahre 1612 auch die Unterweisung der Jugend in den Ordensgelübden der Ursulinerinnen festgeschrieben. Johann Jacob Hailberger wollte also in Landsberg, das bereits seit rund hundert Jahren auf eine zu hohem Ansehen gelangte jesuitische Schultradition zurückblicken konnte, in etwa ein Äquivalent für die weibliche Jugend schaffen.

Dagegen hatte man im Grunde auch sicher nichts einzuwenden. Hinter der Abneigung gewisser Kräfte im Ratskollegium wie auch der Bürgerschaft der Stadt gegen die Aufnahme der Klosterfrauen stand auch kaum antikerikales, als vielmehr engstirnig merkantiles Denken. Es war in erster Linie die Angst vor wirtschaftlicher Konkurrenz. Das wird deutlich, wenn Hailberger sie zu überzeugen versucht, daß durch die Einführung der Ursulinerinnen die „lebens notturfft“ sicher nicht teurer werde. Genau das Gegenteil sei der Fall, daß nämlich „mehrere victualien“ dahin gebracht werden, wo sie „mehrere Khauffleuth“



Deckenfresko im Treppenhaus.  
Ausschnitt: Engel mit Grundriß des Erdgeschosses

finden; eine durchaus wünschenswerte Belebung der Wirtschaft also. Insbesondere in einer Stadt, die von Gott „so forthailhaftig gegen Bayrn und Schwaben gelagert ist“, hob Hailberger hervor. Die Ursulinerinnen sollten eine Teurung verursachen? „Welch unzeitiger einwurf!“ Ein solcher sollte keinem „Gewitzten“ einfallen, meinte er, „geschweigens aus dem Maull kommen“, denn sonst hätte das auch andere Städte abgeschreckt, die den frommen Frauen ihre Tore geöffnet hatten.

Gerade das Gegenteil sei zu erwarten, beschwor Hailberger seine Ratskollegen: Durch die Anwesenheit der Ursulinerinnen würden sämtliche Handwerksleute, teils auch Bettelleute, ihre Nahrung von diesen bekommen; und es solle auch keineswegs unerwähnt bleiben, daß es dero löbliches Institut keineswegs zulasse, einige Grundstücke an sich zu bringen, nachdem dessen Reglement einen entsprechenden „articul de bonis non aquirendis“ enthalte. Hailberger konnte damals ja nicht ahnen, daß die Realität eines Tages anders aussehen würde, als es geschrieben stand.

Die Ursulinerinnen sitzen allerorten, so beschwichtigte er die Zweifler, „ohne nissung der Äcker und Änger“; sie würden auch nicht im geringsten Wasserbrunnen, viel weniger Zuckerwerk, Leckerle oder andere „dergleichen Nunnenwaar“ sich unterstehen zu machen; ausgenommen sei lediglich das „schöne Blumenwerk“ – Blumengebinde aus meisterlicher Hand, wie sie die Ursulinerinnen vortrefflich zu gestalten verstanden. Das geht auch aus einem späteren Schreiben hervor, in dem sich das bischöfliche Ordinariat in Augsburg für die übersandten zwei „schönen Mayenbuschen“ bedankte.

Es sei auch eine „beckandte sach“, betonte Hailberger weiter, daß aller Orten die Societet der J. J. Ursulinerinnen alles Fleisch von den Stadtmetzgern, das nötige Bier von den Stadtbrauern und sämtliche sonstigen Notwendigkeiten von den Handwerksleuten – ausgenommen lediglich das liebe tägliche Brot, das sie selbst „pachen“ – um bares Geld kaufen.

Schließlich versicherte der Stifter seinen Ratskollegen mit Vehemenz, daß er mit seinem Engagement für die

Landshuter Klosterfrauen gewiß „kein eigenes Interesse“ oder gar zeitlichen Vorteil suche, sondern nur das Seinige zum Besten des Gemeinwesens und zum Heil der Nächsten beitragen wolle.

Aber ganz so selbstlos scheint sein frommes Wirken doch nicht gewesen zu sein, ein bißchen Eigennutz stand sicher auch dahinter. Hailberger läßt das erkennen, wenn er in seinem Schreiben weiter darauf hinweist, daß es auch in Landsberg „ehrlicher Eltern Töchter“ gibt, die ein inbrünstiges Verlangen zur „Brautenschaft des göttlichen Lammes“ und zum geistlichen Stand verspüren. „Warumb soll ihnen darzu in ihrer Geburts-Statt kein orth vergunnt“ sein und sie aus den Augen der lieben Eltern und Freunde „in fremde Stätt und Länder verschickht“ werden, fragt er. Andere Städte wie Landshut, Straubing, Innsbruck, Salzburg und Nürnberg würden sich höchst „geziert und gehrt“ fühlen, daß sie solche Dienerinnen Gottes bei sich haben und deren mächtige Fürbitte bei Gott genießen.

Hailberger sprach sich damit selbst aus dem Herzen: seine beiden Töchter hatten nämlich auch den Schleier genommen – bei den Ursulinerinnen in Landshut! Was lag näher, als daß sich mit seinem guten Werk die insgeheime Hoffnung – vielleicht auch Absprache – verband, daß sie, oder zumindest eine von ihnen, bei der Klostergründung in ihre Heimatstadt Landsberg „transferiert“ würde? Ein verständlicher Elternwunsch in einer Zeit, da Landshut noch eine Zwei- oder gar Drei-Tagesreise von Landsberg entfernt und nur unter größeren Strapazen zu erreichen war als heute New York oder eine andere Metropole der Welt.

Die Rechnung ging auch wirklich auf: nachdem neben dem Kurfürst schließlich auch der Bischof seine Zustimmung gegeben hatte und die Landshuter Ursulinerinnen im Stil der Zeit mit einem Überschwang von Worten dem Landesherrn ihren untätigsten Dank übermitteln hatten, machten sich Ende März 1719 fünf von ihnen auf den Weg nach Landsberg, um dort ein Institut zu „introducieren“. Unter ihnen Schwester „Maria Constantia Hailbergerin von der Geburt Christi“, eine der Töchter des Stifters. Die Fünf waren von ihrem Professohaus und ihrer „hochgeistlichen Obrigkeit zu Freising“ bestimmt und vom Landshuter Convent mit den in Aussicht gestellten 14000 Gulden Gründungsmittel ausgestattet worden, wie einem Quittungsbrief vom 28. März 1719 zu entnehmen ist.

#### Widerstand gegen Klosterfrauen bringt den Kurfürsten in Wut

Mit Maria Constantia Hailberger reisten Maria Anna Franziska Freiin von Pruggberg, die erste Oberin des neuen Landsberger Convents wurde, Maria Xaveria von Maffe, erste Präfektin in Landsberg, Maria Anna Castner und Maria Ursula Merttesberger. Hailbergers Tochter konnte sich



*Handwritten Latin text in cursive script, likely a letter or document. The text is partially obscured by the seal and the page number.*

Originalbrief der Oberin Maria Rosa aus Landshut (1. Seite)

allerdings nur relativ kurze Zeit ihrer Rückkehr in die Heimatstadt erfreuen. Sie starb am 9. Dezember 1726, erst 33 Jahre alt, im 14. Jahr ihrer Profese. Ihre letzte Ruhestätte ist heute noch, ebenso wie die ihrer Mitschwestern Pruggberg und Maffe, in der alten Gruft des heutigen Dominikanerinnenklosters erhalten. Eine weitere Grabtafel dort weist lediglich die Inschrift „M. Ursula † 1760, Alter 84 J., Prof. 63 J.“ auf, vermutlich die Grabstätte der weiteren Mitbegründerin Maria Ursula Merttesberger. Und schließlich stößt der Besucher des Gewölbes unter der Klosterkirche auch noch auf die Gruft der „Mutter M. Constantia, geb. Obladin, Enkelin von unserm Herrn Stifter, † 3. Okt. 1791, Alter 79 J., Prof. 59 J.“.

Während also nun Johann Jacob Hailberger sein angestrebtes Lebenswerk verwirklicht und sich am Ziel seiner Wünsche sah, standen die fünf Ursulinerinnen erst am Beginn der ihren. Diese waren zunächst noch recht bescheiden. Noch im Herbst des Jahres 1719 wandten sie sich mit der Bitte an das Ordinariat in Augsburg, auf der ihnen von Hailberger überlassenen Behausung ein „Glögglein“ aufhängen zu dürfen. Am 19. November bestätigte ihnen ein Caplan Anton Moll im Namen des H. H. Decano, daß

sich dieser wohl getraue, bei H. H. Weihbischof „das glögglein auszuwircken“, aber daß es doch „was wenig langsam darmit hergehen“ würde.

Da hatte er den Herrn Dekan und den hochwürdigsten Herrn Weihbischof aber doch etwas unterschätzt, denn schon am 1. Dezember 1719 konnte er der „Madame La très Reverende Mère Superieure des Religieuses de S. Ursula à Landtsparg“ die freudige Mitteilung machen, daß er „schon vor etlichen Tagen die gnädige Lizenz wegen des glöggleins der Frau Oblatin“ überbracht habe.

Es war aber nicht das Glögglein, dessen heller Klang die Bürger alsbald erneut aufschreckte, sondern der neue Wunsch der Ursulinerinnen, ein Kloster für Zwölf Frauen und drei Laienschwestern zu bauen und die erforderlichen Häuser dafür zu erwerben. Was hatte es denn jetzt auf sich mit diesem sogenannten „articul de bonis non aquirendis“ des löblichen Institutsreglements, nach dem die frommen Frauen weder Grundstücke an sich bringen, noch Nutzen aus Äckern und Angern ziehen wollten, so fragten sich vor allem diejenigen, die einen Nachteil aus solchen Transaktionen befürchteten.

Erneut machte sich Widerstand breit, sowohl unter der Bevölkerung

als auch im hochlöblichen Magistrat, und wieder einmal mußte Max Emanuel eingreifen, der das Ansuchen der Ursulinerinnen im Jahre 1722 gnädigst bewilligt hatte, sofern diese „von solchen Mitteln seyen“, daß die erwähnte Anzahl von 15 Personen unterhalten werden kann. Es soll dem Institut freistehen, so ließ der Kurfürst den Landrichter in Landsberg wissen, entweder bei St. Johannes oder an einem anderen bequemeren Ort“ den Bau zu sichern und hierzu erforderliche Häuser käuflich an sich zu bringen, jedoch mit Einverständnis und Genehmigung des Bürgerlichen Magistrats.

Aber auch in diesem Gremium saßen Gegner, denen der Expansionsdrang der Klosterfrauen nicht gelegen kam. Die „Revoluzzer“ aus der Bürgerschaft trafen sich dagegen bei der Glocken-Wirtin, die zumindest nicht in bauliche Tuchföhlung mit den Schwestern kommen wollte, die sich durch Hauskauf von St. Leonhard her ihrem Anwesen an der „Gmain Gassen“, wie die städtischen Straßen damals noch genannt wurden, zu nähern trachtete. In der „Glocke“ wurde heiß diskutiert, lauthaus räsoniert und schließlich auch protestiert. Und das ging Max Emanuel entschieden zu weit:

„Lieber Getreuer“, schrieb er daher unterm 13. Oktober 1722 seinem Landrichter in Landsberg, er habe sich in einer Sitzung seines Geheimen Rates über die wegen eines Hauskaufs der Ursulinerinnen und anderer anstehender „Differentien“ untertänigst und umfassend berichten lassen und dabei „mit ungnädigstem Mißfallen“ vernehmen müssen, welchergestalten ein Teil des Magistrats und ein „namhafter Teil“ der Bürgerschaft sich „erkühnt“ habe, sich in einer „sehr örgelichen“ Klageschrift sowohl gegen die Ursulinerinnen als auch andere Ordensleute direkt an den kurfürstlichen Geheimen Rat zu wenden.

Der Landesherr nannte auch gleich die Namen der Rädelsführer, nämlich den „iezmaligen Bürgermeister Wolfgang Gebhardt“, den Kramer Fridrich Soldtner, den Bader Eustachius Pechler und den Prokurator (Anwalt) Haag, die sich unter Zuziehung seines Hofgerichtsadvokaten Pockh für die Sache sträflich hätten gebrauchen lassen. Und dann war da noch der wortgewaltige und schreibgewandte Prokurator Schalck, der sich für die Interessen der aufmüpfigen Bürger hatte einspannen lassen, indem er „für die Glockenwürthin daselbst“ ein „injuriöses Memorial“ konzipiert und gleichfalls dem Kurfürstlichen Geheimen Rat überreicht hatte.

„Also hast du besagtem Procurator Schalck sowohl als auch vorgeambten Burgermaister Gebhardt und Consorten“ nebst allen anderen ihrer Anhänger aus der Bürgerschaft, so befehl der Kurfürst dem Landrichter, „ihr schweres unrecht thun“ in gehörigstem Ernst und mit der ausdrücklichen Androhung zu verweisen, daß man gegen sie entweder insgesamt

Grabplatte der Oberin Pruger in der Klostergruft



oder „in particuli“ exemplarisch vorgehen werde, falls sie sich „dergleichen unfuegs“ noch ein weiteres Mal anmaßen sollten.

Aus dem Verhalten der Gemaßregelten schloß Max Emanuel, daß die Bürgerschaft – „oder villmehr deren verhezer“ – auch den gebührenden Respekt vor dem Landrichter, der in seiner Funktion etwa dem heutigen Landrat entsprach, als seinem „gnädigst verordneten Kommissar“ verloren haben könnte. Folglich sollte er ihnen „auch disen unfueg“ ernstlich verwehren und sie „zu mehr Bescheidenheit gegen Dich“ anweisen.

Schließlich, so teilte der Kurfürst mit, habe die Bürgerschaft auch in einem „absonderlichen Scripto“ verschiedene Beschwerdepunkte gegen den Bürgermeister Hailberger eingebracht und um die Einsetzung einer Spezial-Untersuchungskommission gegen diesen gebeten. Falls sie auf dieser Absicht noch beharrten, verfügte Max Emanuel, sollten sie ihre Beschwerden „unserem Hofrath gebührent eingeben“.

Leider ist nicht bekannt, was die Landsberger Hailberger im einzelnen vorwarfen und ob sie ihrem Unwillen auch wirklich noch in „gebührender“ Form freien Lauf ließen. Man neigt fast zu der Annahme, daß sie es nach all dem Vorhergegangenen nicht mehr gewagt hatten.

Doch so schnell gab der Landsberger Magistrat auch nicht klein bei. Erst als die Ursulinerinnen im Jahre 1725 sich in einem Revers verpflichtet hatten, die Zahl ihrer Conventualinnen auf zwölf Frauen und drei Laienschwestern zu beschränken, das heimische Gewerbe mit Konkurrenz zu verschonen und sich beim Erwerb von Grundstücken wesentliche Einschränkungen aufzuerlegen, willigte er in ihr Projekt ein; erst jetzt konnten sie sich etablieren. Gott sei's heute noch gedankt! Nicht nur, daß die weibliche Jugend der Stadt fortan von ihrer und ihrer späteren Nachfolgerinnen, der

Dominikanerinnen, Lehrtätigkeit bis in unsere Tage profitierte – Landsberg wäre auch um ein Juwel der sakralen Baukunst ärmer, nämlich die im Auftrag der Ursulinerinnen von Dominikus Zimmermann erworfene Klosterkirche.

#### Die Ursulinerinnen kauften fleißig Höfe und Grundstücke auf

Den Ursulinerinnen, die sich u. a. auch hatten verpflichten müssen, kein Bier zu brauen, waren vom Magistrat für ihr Kloster Kirche, Schule, Kosthaus und Klausur zugestanden worden. Zu deren Errichtung hatte man ihnen den Erwerb folgender Grundstücke vom St. Leonhardsplatz her „vergunnt“, wie es in einer von der Conventsvorsteherin Maria Anna Franziska von Pruggberg und ihren Mitgründerinnen Maria Xaveria, Maria Anna und Maria Ursula sowie auch von Johann Jacob Hailberger unterzeichneten Urkunde heißt: 1. des Bürgermeisters Gebhardts Behausung, „so vorn auf die Gemeingassen und hinten an den Lech stösst“, 2. Joseph Sedelmayr Zimmermanns Behausung, 3. Franzen Christeiner daran liegendes Häuserl, 4. die sogenannte Haimlingerische Behausung, so gleichfalls auf den Lech oder Gmeinweg hinter der Mauer stost und 5. die Staudigl'sche Behausung, die auch vorn an die Gemeingassen und hinten an den Lech, mit der Seite aber an Johann Lutzen Bierbrauers Behausung grenzt.

Dazu versprachen die Ursulinerinnen, keine im Burgfrieden der Stadt liegenden Güter oder Grundstücke an sich zu bringen, sondern derartige allenfallsige Legate längstens innerhalb von zwei Jahren zu verkaufen oder – falls ihnen dies nicht möglich sein sollte – dem Magistrat zum Verkauf zu überweisen.

So stand's, ausgefertigt am 22. Februar 1725, jedenfalls geschrieben, und zunächst hielt man sich auch dar-

an. Aber – tempora mutantur – die Zeiten ändern sich, und mit der Zeit nahm man's nicht mehr so genau; St. Ursula bei der hl. Dreifaltigkeit, wie man das Kloster benannt hatte, dehnte seinen Immobilienbesitz Zug um Zug aus. Am 20. April 1750 verkaufte der Salzbeamte und kurfürstliche Rat Benedikt Fortunatus Eggl von Bräunegg seinen Garten außerhalb der Lechbrücke an das Kloster um 4000 Gulden. Zwei Jahre später ist den Ursulinerinnen „mit Gutheissen des Titl. Herrn Rentmeisters die Westerschondorfer Schweig und die zwei Pössinger Höf nebst hundert Tagwerk Waldung um 60000 Gulden zu kaufen erlaubt worden.“

Das waren beträchtliche Summen Geldes, aber bei der Beschaffung der notwendigen Finanzmittel scheinen die Klosterfrauen – zunächst jedenfalls – keinen allzugroßen Schwierigkeiten begegnet zu sein. Erhaltene Schuldscheine weisen darauf hin, daß sie gutsituierten Bürgern durchaus kreditwürdig erschienen, wie z. B. dem „geehrten Herrn Dominicus Berger, Burger und Seiller alhier“ oder der „vill Ehr- und Tugendreichen Jungfrau Maria Anna Teresia Ziserin“. Bereits im Jahre 1733 war ihnen die ansehnliche Hailbergersche Erbschaft zugefallen; der Stifter des Klosters war am 12. Oktober dieses Jahres im Alter von 80 Jahren gestorben.

Im Jahre 1753 erfuhr das Kloster eine weitere namhafte Vergrößerung durch den Ankauf mehrerer Höfe und Gebäude sowie eines großen Gartens. 1764/65 wurden die Klostergebäude abgebrochen und neu aufgebaut. Man wirtschaftete ziemlich „aufhausig“, die finanziellen Schwierigkeiten wuchsen mit den Bauten, die Nachfolgelasten kamen hinzu und schließlich trieb die wachsende Zahl von Schülerinnen – im Jahre 1770 zählte man bereits 120 – auch die Personalkosten in die Höhe.

Mit den Sorgen wuchsen die Schulden, und schließlich befand sich das Kloster, wie es in der Chronik heißt, „in so derangierten Umständen, daß zur Befriedigung der Gläubiger das ganze Vermögen, so liegend als fahrend, sogar die unumgänglich nötigen Haus- und Küchengeräte gerichtlich versteigert wurden“.

Im Jahre 1776 standen dem Fundationskapital von 11850 Gulden nebst Klostergebäuden und Kirche Schulden in Höhe von 170000 Gulden gegenüber. Da waren selbst die am 18. Juni des Jahres vom „allerhöchsten Schulfond“ als Zuschuß gewährten 300 Gulden weniger als ein Tropfen auf den heißen Stein, sie konnten das sinkende Schiff auch nicht mehr retten.

Als dann nach der Jahrhundertwende im Jahre 1803 die Säkularisation über die kirchlichen Institutionen hereinbrach, blieb auch das Ursulinerinnenkloster nicht verschont, wenngleich es ihr auch nicht sofort vollständig zum Opfer fiel. Man beschränkte sich zunächst darauf, den Unterricht auf drei Lehrerinnen zu re-

duzieren. Erst am 12. Oktober 1809 wurde das Ursulinerinnenkloster in Landsberg, zugleich mit den meisten Frauenklöstern anderer Städte, vollständig aufgehoben, das Vermögen unter königliche Administration gestellt. Damit war das endgültige Aus über Hailbergers Werk gesprochen.

Aber was wurde nun aus den Ursulinerinnen? Die Klosterchronik weiß auch darüber Interessantes zu berichten. Die meisten der Ordensmitglieder verließen das Kloster, auch die Oberin, die zu den Englischen Fräulein nach Augsburg ging; in ihrer Begleitung ein „echtes Prager Jesulein“ aus der Klosterkirche – wohl eine Einstandsgabe für den neuen Wirkungsort.

Die verbliebenen Conventualinnen durften ihre Ordenskleider innerhalb des Klosters weiter tragen, mußten sich bei Ausgängen aber weltlich kleiden und bezogen eine „der individuellen Erwerbsfähigkeit und dem Fundierungsvermögen angemessene Alimentation, die die Pflicht einschloß, sich an der Mädchenschule gegen eine Funktionszulage verwenden zu lassen. Die neue Zeit, der neue Geist, der unter König Max I. Joseph, oder besser seinem Staatsreformer Montgelas, im Lande Einzug gehalten hatte, wollte – oder konnte – auf ihre Mitarbeit nicht verzichten.

So konnten wenigstens die Frauen Maria Anna Oberst, Maria Ursula Wiedemann und Maria Antonia Seiderer, in den häuslichen Arbeiten von der Laienschwester Maria Martha Geiselmair unterstützt, den Mädchenunterricht noch bis zum Jahre 1825 fortführen. Einer von ihnen sollte es, wie wir noch sehen werden, sogar vergönnt sein, aus Hailbergers zerschlagenem Werk ein neues Kloster erstehen zu sehen.

Von der Gründung des Ursulinerinnenstifts 1719 bis zu seiner Aufhebung 1809 waren 33 Ursulinerinnen gestorben. Sie haben heute noch ihre Ruhestätte in der Gruft unter der Klosterkirche.

#### **Segensgruß für Dominikanerinnen Neues Leben in der Klosterschule**

Im Jahre 1825 kamen die letzten Überreste der ehemaligen Klosterschule und die Mädchenschule endgültig in weltliche Hände. Der Klosterbau blieb teilweise Mädchenschule, wurde auch als Lateinschule und längere Zeit als Knabenschule verwendet, während die übrigen Räume als Wohnungen für Beamte und Stadtbedienstete dienten.

Es dauerte nicht lange, bis die Landsberger gewahrt wurden, was sie mit den Ursulinerinnen verloren hatten. Es vergingen nicht einmal ganz zwei Jahrzehnte, bis der Ruf nach einer klösterlichen Schule für die Mädchen unüberhörbar wurde, aber diesmal lief die Entwicklung genau entgegengesetzt zu den einstigen Vorgängen um Johann Jacob Hailbergers Stiftung: Skepsis und Widerstand waren einem dringenden Verlangen gewichen, anstelle einengender Auflagen machte man großzügige Angebote:

„Es gehört zu den sehnlichsten Wünschen der Stadtgemeinde Landsberg, dahier eine weibliche Klosterschule zu besitzen“, verzeichnete das Protokoll nach einer Sitzung beider Magistratskollegen unter Leitung von Bürgermeister Kloos am 30. November 1843. Man bot dafür die bestehende Ursulinerinnen-Institutionsstiftung mit all ihren Renten und Lasten, einen jährlichen Zuschuß aus dem Lokalschulfonds von 400 Gulden, jährlich 15 Klafter Holz aus der Hl. Geist-Spitalstiftung und einen jährlichen Zuschuß in Höhe von 300 Gulden aus der Stadtkämmerei auf zehn Jahre.

Bischof Petrus v. Richarz zeigte sich „wohlgeneigt und willfährig“, als ihm eine Deputation der Stadt mit Bürgermeister Kloos und Stadtpfarrer Alois Kopp noch im gleichen Jahr, am 12. Dezember, in Augsburg das Vorhaben vortrug und um Zustimmung bat. Von ihm kam auch die Empfehlung, sich mit den Dominikanerinnen von St. Ursula in Augsburg in Verbindung zu setzen, deren Tüchtigkeit geschätzt war. Und Priorin M. Benedikta Winterholler war nicht abgeneigt, das Landsberger Angebot anzunehmen. Sie sagte zu, die nötigen Lehrerinnen heranzubilden, und so kam es bereits am 2. März 1844 zum Vertragsabschluß für die Wiedereinrichtung einer Klosterschule im ehemaligen Ursulinerinnengebäude, und zwar als selbständiger Convent, nicht als Filialverband des Mutterklosters St. Ursula in Augsburg.

Das Ordinariat hatte bereits am 7. Februar einer Klosterschule für Elementarunterricht zugestimmt, dabei aber die Errichtung eines Erziehungsinstituts oder einer höheren Töchterchule ausgeschlossen. Doch war das wohl auch gar nicht die Absicht der Landsberger Bürgerschaft. Als Besetzung für den neuen Convent vereinbarte man sechs Klosterfrauen, eine Oberin, drei Elementarlehrerinnen, eine Arbeitslehrerin, eine Laienschwester und eine Ausgeherin.

Nachdem auch die Genehmigung der kgl. Regierung vorlag, begannen die „näheren Vorbereitungen“. Auch hier ging es nicht ohne die Hilfe der Bürger, denn der Anfang in einem finanziell und von den Auswirkungen der Säkularisation ausgebluteten Kloster war nicht leicht. Aber diesmal war es nicht ein Einzelner, der Opfersinn zeigte. Es waren vor allem die Bürgerfrauen, die zupackten, an ihrer Spitze die Bürgermeistersgattin Luise Kloos und die Kaufmannsgattin Anna Keck: Mit einer Sammlung bei den Bürgerfamilien brachten sie nicht weniger als 1420 Gulden für die häusliche Einrichtung der Dominikanerinnen zusammen: „Sie sorgten mütterlich für alles, was für die ankommenden Klosterfrauen immerhin Bedürfnis sein konnte“.

Welche Wandlung im Denken und Handeln hatte sich seit Hailbergers Tagen vollzogen! „Den Gruß des Segens Euch am Lechesstrande . . .“ entbot den frommen Frauen aus Augsburg ein eigens komponierter Festge-

sang, als sie am 28. September 1845 in Landsberg empfangen wurden: „... empfanget unsre Töchter, sie zu pflegen. Als fromme Mütter auf des Lebens Wegen... Drum Heil Euch Frauen; Heil dem guten Werk!“

Bereits am 5. Oktober nahmen die Dominikanerinnen den Schulbetrieb mit drei Mädchenklassen auf, nachdem am 29. September die feierliche Installation mit Festgottesdienst in der Stadtpfarrkirche und anschließendem feierlichen Zug zum Kloster stattgefunden hatte.

Wie anders auch der Einzug der Dominikanerinnen in die Stadt – im Gegensatz zu ihren Vorgängerinnen, die von der Öffentlichkeit fast unbeachtet, aus Landshut angekommen waren: Stadtpfarrer Kopp, Bürgermeister Kloo und Rechtsanwalt Zech waren ihnen in einer Chaise nach Augsburg entgegengefahren, um sie in einem ehrenvollen Geleit abzuholen. „Ein Stellwagen, von Landsberg ausgehend, war die Equipage, mittels welcher sie nachmittags gegen 4 Uhr in Landsberg ankamen.

Am Portal der Klosterkirche hatten sich Magistrat, die Schuljugend und die ganze Einwohnerschaft versammelt, um den Dominikanerinnen mit ihrer Priorin M. Ignatia Lautenbacher ihren Willkommensgruß zu entbieten, ihnen zu demonstrieren, wie sehr sie ihnen zugetan waren. Vom Dach der Klosterkirche ertönte gleichzeitig das Glöcklein – geläutet von der letzten überlebenden Ursulinerin, der schon erwähnten Laienschwester M. Martha Geiselmair. Der Kreis hatte sich wieder geschlossen.

## Zimmermanns Brief mit der Bitte um Entlassung

aus seinen städtischen Ämtern – Nachtrag zum Dominikus-Zimmermann-Jahr 1985

Von Klaus Münzer

Am 23. November 1750 bat Dominikus Zimmermann den Rentmeister des bairischen Oberlandes, Freiherrn von Frenau, um Entlassung aus dem Amte eines Bürgermeisters und aus dem Räte der Stadt. Im Ausstellungskatalog „Dominikus Zimmermann. Zur 300. Wiederkehr seines Geburtstages“<sup>1</sup> wird auf der Seite 66 unter A9 zwar der Antwortbrief von J. J. von Frenau im Wortlaut wiedergegeben, doch nicht der vorangehende Brief Zimmermanns. Dieser wird auf Seite 64 nur kurz zitiert mit Hinweis auf die Landsberger Geschichtsblätter 1928, Nr. 4. Dort jedoch finden sich nur Auszüge aus diesem Brief. Auch Hugo Schnell kann in seinem Buch über Zimmermann<sup>2</sup> nur aus diesen Auszügen zitieren. Wo aber war der Originalbrief? Wie lautet dessen vollständiger Text? Eine Anfrage von Professor Hans Pörnbacher, Katholieke Universiteit Nijmegen vom Juni 1986 ans Landsberger Stadtarchiv, der diesen Brief gerne in den Band 3 der „Bayerischen Bibliothek“ (Süddeutscher Verlag) aufgenommen hätte, mußte zunächst unbeantwortet bleiben, da der Brief nicht auffindbar war. Im Februar dieses Jahres fand ich ihn zufällig, auf der Suche nach ganz anderen Objekten, in einem Akt, in den er gar nicht hineingehörte. Nun kann hier also erstmalig der fast verschollene Brief im ganzen Wortlaut wiedergegeben werden.

Der Brief ist, wie im Verkehr mit Behörden damals vorgeschrieben, auf Stempelpapier geschrieben mit dem Wertstempel: 1 K (= 1 Kreuzer). Die umfangreiche Adresse lautet:

„An den Hochwohlgebohrnen herrn von Frenau vf Offenstötten Se: Churfrtl: Drlt in Payrn etc: wirckl: hof: vnd Camer Rhath dan Rentmeister ober Landts, in Minchen, meinem gnedig hochgebiettenten herrn vnderthennig gehorsambistes anlangen Mein Dominicus Zimmerman des In-



Goel den hochwohlgebohrnen Herrn  
Freiherrn von Frenau  
Rentmeister des Oberlandes  
in Landshut

Ihre hochwohlgebohrnen Gnaden  
heilend kan mit begginn absonderlich das  
Herrn von Frenau in Landshut mit dem  
gehörigen hohem Rente fürstlichen  
Bischof die hüllung. In dem mäßigem fahnde  
Bürgermeister amtl. und zwar nicht nur das  
Bürgermeister amtl. sondern das ganze Amt  
müßte hüllung und sonst zu sprechen werden  
wird aber nicht dazumachen. Auf ein gewisse  
Zeit für geübt zu sein gewissem, in der hüllung  
selbst bald hüllung zu kommen, ist das  
aber, es ist in der hüllung, nicht wiederholt auf  
ein andere Zeit zu sprechen werden

an Herr aber die gnedige bitte fallen  
ganz Entlassung des Amtes mit  
gehörigen hüllung

Ihre hochwohlgebohrnen Gnaden  
Dominicus Zimmermann

Den 23. November  
1750

Dominicus Zimmermann  
des Frenau Amt  
Bürgermeister dan Rentmeister  
und Landmeister in Landshut

Zimmermann-Originalbrief (Auszug)

nern Rhats Burgermr: Paumaister vnd Stockador zu Landtsberg vmb hier inn Ernante gnedige bitts Erhör.“

Der Brief selbst beginnt mit der Anrede: „Hoch vnd wohlgebohrner Frey herr gnedig: vnd hoch gebietter herr herr“ und hat den folgenden Wortlaut:

„Euer Hoch freyherlichen Gnaden will vnd kan (ich) nit bergen absonderlich, was Ich schon vor einem Jahr in schongau mit dem gestrengen herrn Landschreiber gesprochen wegen der Entlassung des dermahligen habent Purgemaister ambt; vnd zwahr nicht nur des Purgemaister ambt, sonderen des gantzen Rhatz möchte (ich) Entlassen, vnd frey gesprochen werdt, welcher aber mich dazumahlen auf ein gewisse zeidt zur geduldt angewisen, in der hoffnung selbst baldt hierherr zu komen, ichdoch aber, so vihl ich vernomen, solches widerumben auf Ein andere zeitt verschoben worden(.) wahrumben ich aber Ihre hochfreyherliche gnaden Mit meine einfeldige zeillen beuhnRuehigen, aller massen ich ein man von 66 Jahren auch weithers mit keiner gewerbschafft allhier versehen, die aigne mitl aber dermahen noch nit Erklecklich mich daruon aufhalten zu können alermassen der lest lang anhaltente ver-

dörbliche krieg durch die starcke vnd harte quartier, steürn, tag vnd nacht verrichte wachten dan andere grosse ausgaben, so fier ganzer Jahr gethauert, vnd keinen kreitzer gewonnen, mich föllig Entkröfftet(.) wo doch andere vnd die mehrern aus der burgerschafft etwas zu profitiern gehabt haben(.) habe auch an Jetzto Ehrfahren daß, das burgemaister ambt nicht so vihl Ehrtragen mag, von disem zu leben, also bin ich gezwungen somers zeidt meiner Profesion nach zu Reissen, so dan dises geschihet, daß Ich Edtwan Ein fierdtel Jahr abwessent, gleich das fihle vnd Ible nachReden Ehrfolget(.) welches mier vmb so vihl mehr schwer fallet(.) wan dan durch meine Ehrmanglete fotta (=vota, Stimmabgaben im Stadtrat) der statt edtwas zum nachtheill sollte gereichen.

Als gelanget an Eure Hoch freyherlichen gnaden Mein gantz vnderthenigste gehorsamiste bitten aus oberwenthen wichtigen vrsachen meine Resignation anzunemen, weilen ane dem die zeitt des heiligen martirer Stepany herbey nachtet, vnd als dan die gewöhnliche Rhatz wahl widerumben forgenomen wirdt werden(.) vnd gleich wie ich durch die burgerliche freie wahlen zu der Inner Rhatz stöll,

als nachgents zu dem burgermr:ambt Erwöhlet worden bin(.) also sueche ich auch nichts anders, als In Friden vnd mit Ehren von dem harten Joch möchete Entledigt werdt(.) dan mein ganze natur sich in den Jetzigen weltd Lauff vnd stilo gahr nicht mehr zu Richten weiß, also lieber meiner Profesion wie sonsten widerumb nach zu Reissen(.) worbey ich mich in meinem gewissen noch Ruehiger findte(.)

an bey aber zu gnediger bitt Erhör gantz vnderthenigst gehorsambister mich Empfelchen wollen

Eur hochfreyherrliche gnaden vnderthenig gehorsambister

Dominicus Zimmermann  
des Innern Rhats  
Purger Mr: dan Stuckador  
vnd baumeister in Landtsperg“

den 23: Nouemb:  
ao: 1750

#### Anmerkungen:

- <sup>1</sup> Große Kunstführer des Verlages Schnell & Steiner, München/Zürich 1985, S. 66.
- <sup>2</sup> Hugo Schnell, Die Wies. Ihr Baumeister Dominikus Zimmermann Leben und Werk, München/Zürich 1979<sup>2</sup>, Seite 57 f.

## Der Abbruch des Frohnfestturmes im Jahre 1863

Von Anton Lichtenstern

„Jeder Fremde, der diesen alten baufälligen Thurm mitten auf der Hauptstraße stehend zum ersten Mal sieht, kann sich des Lachens nicht enthalten.“ So steht es in einem Schreiben, das der Magistrat der Stadt Landsberg am 2. Februar 1862 an das königliche Landgericht Landsberg richtete. Der Turm war der „Frohnfestthurm“, der damals noch die heutige Ludwigstraße vom Vorderanger abtrennte. Der Zweck des Schreibens war, die Genehmigung für den Abbruch dieses Turmes zu erhalten.

Der Frohnfestturm gehörte zu dem ältesten Mauerring, der nach der Gründung der Stadt in den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts angelegt wurde und der nur die damalige Stadt im Tal umschloß. Die westlich anschließende Stadtmauerpartie an der Vorderen Mühlgasse ist bis heute erhalten, ebenso ein großer Teil der westlichen Mauer an der Hinteren Salzgasse. Auch das Stadtmauerstück in der heute verschlossenen Gasse nördlich des Schmalzturms und der Unterbau des Schmalzturms selbst gehören zu dieser ältesten Stadtmauer.

Der Frohnfestturm hat seinen Namen von der neben ihm stehenden Frohnfeste, dem Gefängnis, das noch

zur Zeit des Abbruchs des Turmes bestand. Das Gefängnisgebäude wurde erst 1961 abgebrochen und durch den Neubau der Hypo-Bank ersetzt. In dem heute zum Pfarrhof gehörenden Eckturm befinden sich noch die schweren Zellentüren aus der Zeit, als auch dieser Turm ein Teil des Gefängnisses war.

Im Städtekrieg 1373–1388 wurde der Markt Sandau von den Augsburgern zerstört. Seine Bewohner siedelten sich auf dem nördlich der Stadt Landsberg gelegenen Anger an, also am heutigen Vorder- und Hinteranger. Es könnte sein, daß in diesem Zusammenhang der Frohnfestturm erbaut wurde, daß also die Stadtmauer im Norden geöffnet wurde, um den neuen Stadtteil an die bestehende Stadt anzuschließen. Als Erbauungsjahr des Löbenturms, des zweiten Tores zum Anger, der östlich der Pfarrkirche stand und die Stadt zum Hinteranger hin öffnete, wird 1406 angegeben. Dieser Löbenturm bestand zu der Zeit schon nicht mehr, als die Stadt Gesuche um Genehmigung des Abbruchs des Frohnfestturmes an die vorgesetzten Behörden richtete. Im 19. Jahrhundert, in dem man das Mittelalter und seine Baukunst wieder entdeckt

hatte, war man trotzdem leicht bei der Hand, wenn es um das Niederreißen von nutzlos gewordenen historischen Bauten ging.

Die Argumentation der Stadtväter ist aufschlußreich. In dem eingangs zitierten Schreiben heißt es weiter: „In anderen Städten wurde zur Verschönerung alles aufgeboten, so zum Beispiel wurde in Regensburg ein ganzer Theil der Stadtmauer und selbst andere alte Häuser abgebrochen, um der Stadt an der Donauseite ein schöneres Aussehen zu geben . . . München hat in der letzten Zeit die meisten seiner historisch sehr merkwürdigen Thürme entfernt und deren Andenken nur durch eine Tafel aus Stein mit einer entsprechenden Aufschrift versehen gewahrt. Wir sind überzeugt, daß ein hohes königliches Landgericht gewiß unserer Ansicht beistimmen werde, und stellen deshalb gehorsamste Bitte, hochdasselbe wolle zur Beseitigung des in Frage stehenden Thurmes gutachtlichen Bericht zur Regierung erstatten.“ Unterzeichnet ist das Schreiben von Bürgermeister Böhm und von Rechtsrat Baumer.“

Die Abbruchgenehmigung zog sich hin, es bedurfte noch mehrerer Schreiben, bis sie erteilt wurde.

Die Lokalschulinspektion war zum Beispiel der Meinung: „Es dürfte auch wirklich an der Zeit sein, diesen form- und geschmacklosen Frohnfestthurm, dem auch nicht die mindeste Bedeutung aufklebt, zu beseitigen . . . Mit der Beseitigung dieses Thurmes würde ein allgemeiner Wunsch der Stadtbewohner Landsbergs erfüllt werden.“

Um der Forderung mehr Nachdruck zu verleihen, beschloß der Magistrat am 22. Mai 1862, daß die Stadt die notwendigen Hand- und Spanndienste leisten werde. Außerdem wurde eine Kostenbeteiligung von 50 fl angeboten, wie es in gleicher Höhe auch schon die Kirchenverwaltung getan hatte. „Aus diesem Anerbieten geht hervor, wie sehr die Bewohner der Stadt Landsberg bemüht wären, den höchst lästigen und zwecklosen Frohnfestthurm beseitigt zu wissen“,

heißt es in einem Schreiben der Stadt. Die mit dem Antrag befaßten Behörden, vor allem das Landgericht, behandelten den Antrag recht schleppend. Die Motive dafür sind aus den Akten nicht zu rekonstruieren. Es scheinen allerdings eher finanzielle als denkmalpflegerische Überlegungen gewesen zu sein, denn als der Magistrat am 22. September 1862 beschloß, das Angebot auf 500 fl zu erhöhen, antwortete die Baubehörde wenigstens, was sie vorher nicht für nötig gehalten hatte.

In diesem Schreiben der Stadt heißt es: „Wir glauben bei dieser neuerlichen Offerte auf Gewährung derselben umso mehr hoffen zu dürfen, als doch auch in anderen Städten die Mißgeburten von Bauwerken älterer Zeit, selbst wenn sie eine historische Bedeutung haben, was hier nicht der Fall

ist, beseitigt werden. In der Antwort fordert die Baubehörde die Beibringung der „Curatal-Genehmigung“ vom Bezirksamt. Damit kommt das Genehmigungsverfahren in Gang, das nach einigem Hin und Her zum Abschluß kam, wobei die Baubehörde, das Gemeindegremium, das Landgericht und die Königliche Regierung von Oberbayern, beteiligt waren. Im Frühjahr 1863 wurde das Tor abgebrochen, am 29. Juli 1863 heißt es in einem Schreiben, daß der „Abbruch nahezu zu Ende geführt“ ist.

Als im Winter 1971/72 die Ludwigstraße neu gepflastert wurde, kamen beim Ausbaggern die Fundamente des ehemaligen Frohnfestturmes zum Vorschein.

Quellen: Akten im Stadtarchiv



*Der Frohnfestturm als nördlicher Abschluß der heutigen Landsberger Ludwigstraße. Das Foto wurde vermutlich kurz vor dem Beginn der Abbrucharbeiten 1863 aufgenommen.*

# Stadtgeschichte als Fest

Die Fresken im Rathaus und der Ruethenfestzug

Von Anton Lichtenstern

„Beim letschn Ruethnfescht vor am Kriag war i a Landsknecht. Mir ham mit kloane schwarze Pfeifn blösen und andere ham dazua trommelt.“ – „Mei Schwester war amol de weiße Dame. De hot si vielleicht was eibuildt!“ – „I war bloß a Rüethnkind.“ – „I bin grittn, bei der Falkenjagd. Do hamma tanzn müaßn, mei, des war was für uns Buam!“ – „I hätt allaweil a Pandur sein megn!“ – Und i der Herzog Ernst, glaubscht es?“ – Gespräche unter Landsbergern über eines der großen Ereignisse ihrer Kindheit.

Beim Ruethenfest zeigen die Kinder die Geschichte ihrer Stadt in lebenden Bildern. Höhepunkte, aber auch Katastrophen der Stadtgeschichte werden den Zuschauern vorgestellt. Bei der Betrachtung dieser Szenen ist schon manchem die weitgehende Übereinstimmung einer Reihe von Gruppen mit den Fresken im Rathausaal aufgefallen. Welche Zusammenhänge bestehen zwischen dem Festsaal der Stadt und dem Fest der Kinder?

## Der schnellste Bürgermeister Bayerns

1872 wurde auf Antrag des Landtags im Haushalt des Königreiches Bayern zum ersten Mal Geld für die „Pflege und Förderung der Kunst“ zur Verfügung gestellt. Der rechtskundige Landsberger Bürgermeister Johann Georg Arnold war damals gerade in Amtsgeschäften in München. Er suchte sofort den zuständigen Referenten im Kultusministerium auf und schlug den Ausbau eines Festsaales mit vier großen Fresken im 3. Stock des Rathauses vor. Damit war – zunächst ohne Zustimmung der „städtischen Kollegien“, also des Stadtrates – der Anstoß für den Ausbau des Festsaales gegeben.

Der Landsberger Antrag war der erste von insgesamt 13 Städten aus ganz Bayern, die zwischen 1874 (offizieller Antrag Landsbergs) und 1909 für Rathausbauten oder -umbauten gestellt und weitgehend auch bewilligt wurden.

Gegen die Absichten Arnolds, im „öden und leeren Bodenraum“ des 3. Stockes im Rathaus einen Festsaal einzubauen, gab es zunächst „entschiedenen Widerstand bei den städtischen Kollegien“ (dem Magistrat und dem Gemeindegremium). Man befürchtete von seiten der „Gesamteinwohnerschaft“ den „gerechten Vorwurf“ wegen der hohen Ausgaben. Aber die Regierung in München drängte die Stadt zur Ausführung des Planes. Am 27. Februar 1874 faßten daraufhin die beiden städtischen Kollegien nach einer fünfständigen Beratung den Beschluß, „den vollständigen Ausbau . . . des großen Saales in dem

oberen Stock zu übernehmen, vorbehaltlich jedoch der vorhergängigen Verständigung . . . über die künstlerische Ausschmückung desselben mit dem kgl. Staatsministerium für Kirchen- und Schulangelegenheiten.“

## Königstreue und Bürgerstolz Die Fresken im Rathaus

Die Idee, den Festsaal mit vier Fresken zu schmücken, hatte Bürgermeister Arnold schon 1872 vorgebracht. Eine Vorschlagsliste mit insgesamt neun möglichen Themen legte – möglicherweise auf Anregung des Bürgermeisters – im Januar 1874 der Landsberger Notar Zintgraf vor. In ihr sind bereits die vier später ausgeführten Themen enthalten, nämlich:

1. Die Verleihung von Privilegien an die Stadt durch Kaiser Ludwig den Bayern (1315)
2. Die Bestätigung der Stiftung des Hl.-Geist-Spitals durch Ludwig den Brandenburger (1349)
3. Der Tanz des Herzogs Ernst mit Landsberger Bürgerinnen (1435)
4. Die Erstürmung Landsbergs durch die Schweden mit dem „vorbildlichen und tugendhaften“ Sprung der Jungfrauen in den Tod.

Weitere Themen waren unter anderem die Darstellung der Geiselabführung im österreichischen Erbfolgekrieg entsprechend dem Motivbild in der Hl.-Kreuz-Kirche, das Wiedersehen Kurfürst Max Emanuels mit seiner Familie im Schloß Lichtenberg bei seiner Rückkehr 1715 und der Landsberger Bund von 1556. Die Auswahl der Themen geschah durch das Kultusministerium, ebenso die Beauftragung der Künstler Ferdinand Piloty und Eduard Schwoiser. An der Entscheidung wurden weder die Landsberger Öffentlichkeit noch die Künstler beteiligt.

Die ausgewählten Themen zeigen, daß man für den Festsaal ein Programm der „Glorifikation des Herrscherhauses . . . und der Bürgertugenden“ vorsah. Die Verherrlichung der Wohltaten der Wittelsbacher für Landsberg und ihre Bindung an die Stadt stehen deutlich im Mittelpunkt.

Die Themen der Fresken sind ein typisches Beispiel für die Kunst- und Kulturpolitik im damaligen Bayern. Die Städte sollten, entsprechend ihrer seit der Gemeindeordnung 1869 gewährten weitgehenden Selbstverwaltung, repräsentative Rathäuser erhalten. Die künstlerische Ausgestaltung sollte der „Pflege und Förderung der Kunst und der Erweckung des Interesses der Bevölkerung“ dienen, wobei

der Historienmalerei eine besondere Bedeutung zukommen sollte. Das Landsberger Beispiel zeigt, auf welche Weise das Ziel der Bindung der Bevölkerung an die Dynastie angestrebt wurde.

Kunstgeschichtlich gehören die Fresken des Festsaales in den Zusammenhang der an einer für schöner gehaltenen Vergangenheit orientierten Kunst des beginnenden Industriezeitalters, für die die Schlösser Ludwigs II. besonders typische Beispiele sind. Dies zeigt sich auch darin, daß der ausführende Architekt des Festsaaleinbaues Georg Hauberrisser war, dessen bedeutendstes Werk das neugotische Münchener Rathaus ist.

Der Festsaaleinbau wurde 1876 bis 1878 ausgeführt. Von den Kosten trug die Stadt die Ausbaukosten, insgesamt etwa 21500 M, der Staat die Kosten für die Fresken, insgesamt 12000 fl, das entspricht etwa 20000 M.

An dem Fresko, das den Tanz des Herzogs Ernst darstellt, arbeitete Piloty acht Monate. In einer zeitgenössischen Kritik heißt es zu diesem Bild: „Hier schwelgt der Künstler förmlich in brillanter Wiedergabe von Seide und Samtstoffen. Das himmelblaue Samtkostüm des Herzogs ist ein wahres Meisterwerk, die Bürgerinnen prunken in leuchtender Seide oder schimmerndem Goldbrokat.“

## Die Rathausbilder werden lebendig

Heute prunken die Kinder in diesen Gewändern. Vielleicht brachte die in der zitierten Kritik gelobte Realistik der Einzelheiten des Freskos den Landsberger Lehrer Ludwig Lochbrunner auf die Idee, die Szenen der Historienbilder beim Ruethenfest durch Kinder darstellen zu lassen. Sein Vorschlag fand den einstimmigen Beifall des Festkomitees, und so konnten die Landsberger im Jahre 1900 erstmals ihre Kinder in den gleichen Gewändern aus Samt und Seide im Festzug bewundern, die sie bisher nur auf den Bildern des Festsaales betrachtet hatten. Die Kostüme wurden genau nach den Bildern angefertigt, und auch die einzelnen historischen Gruppen wurden möglichst genau nach dem Aufbau der Bilder angeordnet. Nach den Fresken Schwoisers wurde der Kaiserliche Zug, der Kampfwagen und der Jungfernsprungwagen gestaltet, außerdem noch ein „Wagen der Flüchtenden“, der heute nicht mehr existiert. Die Fresken Pilotys wurden zum Vorbild für den Spitalstiftungswagen, den Tanzwagen und den Prunkwagen. Die beiden letzteren faßte man später zum heutigen Herzog-Ernst-Wagen zusammen.

Diese historischen Gruppen sind bis heute der Kern des Ruethenfestzuges. Der Bayertorwagen war, historisch unrichtig, im Festzug 1900 der Empfangswagen, auf dem die Bürger Kaiser Ludwig entgegenjubelten. 1930 wurden als weitere historische Darstellungen der Wagen des Landsberger Bundes und die Pandurengruppe aufgenommen. Beide Themen finden sich auch schon in der Vorschlagsliste Zintgrafs für die Fresken im Rathaus. Tanzvorführungen wurden erstmals im Jahr 1935 aufgeführt.

### Wie alt ist das Ruethenfest?

Der Name des Festes zeigt, daß der Kern nicht die Darstellung der Stadtgeschichte ist, sondern der Rutenzug der Kinder mit ihren Lehrern. Über das Alter und den Sinn dieses Brauches haben sich viele Gelehrte den Kopf zerbrochen. Als gesichert kann man annehmen, daß es sich um einen von vielen Orten überliefertern, weit ins Mittelalter zurückreichenden Frühlingsbrauch handelt, der später als Schulfest begangen wurde. In Landsberg gibt es außer dem Namen keine Überlieferung dieses Brauches. So erwähnt das Ratsprotokoll für das Jahr 1751 beiläufig die „sogenannt vor die Schuellkündter gehaltenene Rietten“. Im 19. Jahrhundert wurde das „Rittenfest“, wie es damals hieß, zwar als Fest der Schuljugend und der Stadt gefeiert, aber ohne die Rutenzüge. Der älteste Bericht (von 1835) zeigt bereits einen Umzug mit geschmück-

ten Festwagen, auf denen aber Themen wie „Bayerns Segenfülle“, „Tapferkeit und Stärke“ oder „Ackerbau und Kultur“ dargestellt wurden.

Die Gestaltung der folgenden Feste wechselte, z. B. wurde 1871 der Krieg gegen Frankreich auf den Festwagen gezeigt, 1875 stellte man die Jahreszeiten dar, 1880 aus Anlaß des Wittelsbacherjubiläums Ereignisse aus dem Leben verschiedener Herrscher, 1895 verschiedene Jagdarten aus Anlaß des 450jährigen Jubiläums der königl.-priv. Feuerschützengesellschaft. Im 19. Jahrhundert war das Ruethenfest also ein Kinderfest mit einem Umzug, dessen Themen jeweils neu gewählt wurden.

Erst für das Fest im Jahr 1900 begann man sich wieder auf den uralten Kern. Seitdem beginnt der Festzug mit den Ruethenzügen der Schulkinder, denen der Blumenwagen und der Rosenwagen zugeordnet sind. Diese beiden Wagen gehen auf das Fest von 1875 zurück. In die 1900 neuen historischen Gruppen wurden aus dem Festzug von 1895 die Landsknechte und (1935) die Falkenjagdgruppe einbezogen. Den Abschluß bildeten schon 1900 der Stadtwagen und der Bayernwagen.

### Ernste Geschichte als fröhliches Spiel

Auf dem Kampfwagen fließt kein Blut, die Mädchen auf dem Jungfernsprung sind nicht verzweifelt, sie winken fröhlich, der Darsteller des Herzogs Ernst weiß vielleicht nichts davon,

daß der wirkliche Herzog Ernst ein alter Mann war, als er mit den schönen Landsbergerinnen tanzte, ein alter Mann, der durch den Mord an Agnes Bernauer, der Gemahlin seines Sohnes, schwere Schuld auf sich geladen hatte.

Das Ruethenfest kann und will nur einen Teil der Wahrheit der Geschichte darstellen, nämlich ihren äußeren Glanz, ihre Buntheit und Vielfalt. Sie ermöglicht den Kindern, für ein Wochenende ihre eigene Welt zu verlassen und sich in Gestalten ganz anderer Zeiten zu verwandeln. Im Spiel erfahren sie, was die Landsberger früherer Jahrhunderte bewegte.

Kinderfeste, bei denen die Darstellung der Stadtgeschichte im Mittelpunkt steht, gibt es in vielen Städten. Sie gehen meist auf das Ende des 19. Jahrhunderts zurück, eine Zeit großer Begeisterung für die Geschichte. Allen ist gemeinsam, daß die Stadtgeschichte der Anlaß für ein Fest ist, in dem die Bürger einer Stadt ihre Zusammengehörigkeit erleben.

### Literatur

Arnold, Verwaltungsbericht der Stadt Landsberg, 1889; Högg, Das Ruethenfest in Landsberg (Manuskript); Mai, u. a. Das Rathaus im Kaiserreich; Schindler, Große bayer. Kunstgeschichte, Bd. 2; Spindler, Handbuch der bayer. Geschichte, Bd. IV, 2. Epple/Neunzert, Das Landsberger Ruethenfest (Beiträge zur Kunstgeschichte und Volkskunde, Nr. 2) Landsberg 1987.



Das monumentale Wandfresko im Festsaal des historischen Rathauses von Ferdinand Piloty zeigt den Tanz des Herzogs Ernst mit Landsberger Bürgermädchen.

# Buchbesprechungen

## Landsberger Pietà in einem Standardwerk

über Kriegerdenkmäler der Weimarer Zeit

Volker G. Probst, Kunsthistoriker und Bibliothekar aus Hamburg, wandte sich vor anderthalb Jahren an das Pfarrarchiv Mariä Himmelfahrt mit der Bitte um Informationen über das Kriegerdenkmal in der Landsberger Stadtpfarrkirche. Nun liegt seine umfassende Studie über die beiden verbreitetsten Bildtypen des Kriegerdenkmals zur Zeit der Weimarer Republik (1919–1933) vor. Sie umfaßt das Gebiet des damaligen Deutschen Reiches und untersucht alle Denkmäler im Typus des Andachtsbildes als Pietà und Christus-Johannes-Gruppe mit ihren profanierten Varianten (Mutter mit totem Sohn, Soldat mit totem Kameraden).

Das Werk gliedert sich in drei Teile: In einem analytischen Teil werden die Bildinhalte und ihre Abwandlungen systematisch untersucht, ebenso die Inschriften als integraler Bestandteil des jeweiligen Denkmals. Ergänzt wird diese Analyse durch eine Deutung der Funktion der Einweihungsreden, sei es als Trauer um die Toten, als Bewältigungskonzept einer nationalen Katastrophe oder gar als ideologische Aufladung, aber auch als Ansatz zu kritischer Reflexion im Nicht-verstehen-können des „Warum?“. Hier wird

auch aus der Rede von Stadtpfarrer Hellmaier zitiert.

Der zweite Teil, der Katalog aller Denkmäler des untersuchten Motivs, erschließt die Denkmäler anhand des Dokumentenmaterials der Archive und durch genaue Beschreibung. So erfüllt dieser Teil die Aufgabe einer



denkmalpflegerischen Inventarisierung, die ortskundlich den Bestand sichert. Der Landsberger Pietà werden hier mehr als drei Seiten eingeräumt: Den statistischen Angaben über Künstler und Werk folgt eine umfangreiche Darstellung der Verhandlungen wegen des Auftrags, der Entstehungsgeschichte des Werkes und des Schick-

sals des Künstlers Franz Cleve, der kurz nach der Einweihung des Denkmals an den Folgen einer Kriegsverletzung starb. Auch die Namen der beteiligten Landsberger Handwerker (Steinmetz, Schlosser, Maler) werden genannt.

Der dritte Teil bringt eine repräsentative Auswahl schriftlicher Dokumente. An der Spitze steht die Bewerbung um den Auftrag für das Landsberger Denkmal. Es folgt ein Verzeichnis der benutzten Literatur, darunter auch der Bericht über die Einweihung der Landsberger Kriegergedenktafel im Oberbayerischen Generalanzeiger vom 27. 9. 1920 und die Ansprache von Stadtpfarrer Hellmaier anlässlich dieser Einweihung. Den Abschluß bilden 125 Abbildungen aller beschriebenen Denkmäler, darunter auch das Landsberger von Franz Cleve. Der stolze Preis von 72 DM ist für eine wissenschaftliche Veröffentlichung dieses Umfangs – auch als Paperback – nicht unangemessen. Sie sollte zumindest in den öffentlichen Büchereien und Archiven nicht fehlen.

Klaus Münzer

*Volker G. Probst: Bilder vom Tode. Eine Studie zum deutschen Kriegerdenkmal in der Weimarer Republik am Beispiel des Pietà-Motives und seiner profanierten Varianten. 460 S.; 125 sw Abbildungen; Paperback DM 72,-. Hamburg: Wayasbah 1986. ISBN 3-925682-03-1.*

## Landsberg als Schulbeispiel einer mittelalterlichen Stadt

Der „Begriff“ Heimat hat wieder einen guten Klang. Das Kultusministerium stellt das Schuljahr 1987/88 unter das Motto „Heimat bewußt erleben“. Der umfassende Begriff „Heimat“ soll in vielfältiger Form aufgegriffen und mit Leben erfüllt werden. Auch der Artikel 131 der Bayerischen Verfassung rückt die Liebe zur bayerischen Heimat in den Vordergrund. Lieben kann man aber nur, was man kennt. So ist es nicht verwunderlich, daß die Buchverlage diese Idee aufgreifen und der „verordneten“ Heimatliebe auf die Sprünge helfen. Die Heimatgeschichte bietet hier ein weites Feld; die Themenvielfalt reicht von Stadtgeschichte, Brauchtum, Kunst bis hin zur Mundart, die ja auch einem historischen Prozeß unterworfen ist. Gerade unser Lechrain ist ein Paradebeispiel für den Zusammenhang von alemannischer Landnahme und Dialektentwicklung.

Im Herbst 1986 erschien im Manz-Verlag in der Reihe „Unterrichtshilfen Geschichte“ das Bändchen „Die Stadt im Mittelalter“. Anhand von Quellen,

Diagrammen und Arbeitsvorschlägen werden Entstehung und Entwicklung der Städte Landsberg, Nördlingen und Regensburg veranschaulicht. Da sich das Buch hauptsächlich an Lehrer wendet, beginnt H. Dandl mit didaktisch-methodischen Überlegungen, begründet die Auswahl der Themen und legt Lernziele fest.

Als Einstieg zur Geschichte Landsbergs dient der Stich von Merian. Dokumente belegen die frühe Entwicklung, Materialien und Tafelskizzen, die den Prozeßcharakter der Geschichte manifestieren, bereiten das Thema auf. Der Autor beantwortet die Frage „Warum und wo im Mittelalter Städte entstehen“, und skizziert Landsbergs Weg von der Marktsiedlung zur Stadt. Landesherrliche Privilegien, Handel, Handwerk und Zünfte machen die Stadt reich, Stadt und Mauern werden erweitert und soziale Aufgaben gelöst.

Kirchen, Mauern, Türme und Bürgerhäuser haben die Zeitläufte überlebt und müssen erhalten werden. An der Sanierung des Salzstadels wird dargelegt, daß die Denkmalpflege eine notwendige kulturelle Gemeinschaftsaufgabe unserer Zeit ist.

Im Zentrum der Ausführungen von F.X. Meyer steht ein Ausflug in die

Vergangenheit – eine Exkursion in das mittelalterliche Nördlingen. Ihr geht eine siebenstündige Unterrichtssequenz voraus, die nur kurz umrissen wird. Die Exkursionsobjekte wie Rathaus, Spital etc. werden beschrieben. Das Ausfüllen von Arbeitsblättern zum Museum und zur St.-Georgs-Kirche runden die Exkursion ab.

P. Rink führt im letzten Abschnitt „Regensburg im Mittelalter – eine Stadtbegehung“, in die Oberstufenarbeit des Gymnasiums ein. Der Unterrichtsgang wird in mehreren Unterrichtsstunden arbeitsteilig organisiert und inhaltlich vorbereitet, wobei durch Arbeitsgruppen eine höhere Effektivität erreicht werden soll.

Abschließend kann man sagen, daß es den Verfassern gelungen ist, eine Menge brauchbarer Hinweise zur Behandlung des Stoffes zu geben und Erarbeitungsmöglichkeiten aufzuzeigen, die durchaus auf andere mittelalterliche Städte übertragbar sind. Alle drei Kapitel werden auch durch Verzeichnisse der einschlägigen Literatur ergänzt.

Hans-Heinrich Martin

*H. Dandl / F.X. Meyer / P. Rink: Die Stadt im Mittelalter, Manz Verlag 1986, 128 Seiten, DM 12,50*

# Vom Alltag auf den Schlössern am Lech

Unterhaltsam und informativ:

Walter Drexls Buch „Gugu-Pamperln und Schnig Schnag Schnur“

Was wissen wir über unsere Vergangenheit? Die Geschichtsbücher berichten über die große Politik und über die Fürsten und Politiker, die durch ihre Entscheidungen die Lebensverhältnisse der Völker bestimmten, oder über Künstler und Gelehrte, die bedeutende Werke hinterließen. Wenig erfahren wir über das Leben und Denken der Durchschnittsmenschen.

Seit einiger Zeit hat die Geschichtswissenschaft diese Frage entdeckt, der Alltag wird zunehmend zum Forschungsgegenstand. Das alltägliche Leben wurde aber meist nicht für wichtig genug gehalten, der Nachwelt überliefert zu werden. Deshalb sind Quellen zur Alltagsgeschichte wertvoll und selten.

## Ein besonderer Glücksfall

Es war ein besonderer Glücksfall, daß vor einigen Jahren in der Dekanatsbibliothek im alten Pfarrhof in Landsberg die Tagebücher des Freiherrn Sebastian von Pemler entdeckt wurden, der in der Mitte des 18. Jahrhunderts Hofmarkherr von Hurlach war. Der Landsberger Walter Drexl, schon immer an heimatgeschichtlichen Themen interessiert, erkannte die Bedeutung dieses Dokuments, das beim flüchtigen Lesen nur scheinbar belanglose Notizen über das Wetter, über Gewinne und Verluste beim Kartenspiel, über kirchliche Feste, über Jagdausflüge und ähnliches enthält. Die Zusammenschau der vielen Einzelheiten ergibt aber ein umfassendes und lebendiges Bild vom Leben des Landadels auf den Schlössern am Lechra in der Mitte des 18. Jahrhunderts, von dem bisher so gut wie nichts bekannt war.

Erforscht wurden auch in der Regionalgeschichte bisher vor allem die Kriegereignisse, zum Beispiel die Besetzung Landsbergs durch die Panduren im Österreichischen Erbfolgekrieg, oder die Entstehung bedeutender Bauten wie der Johanniskirche oder der Jesuitenkirche. Das neue Buch von Walter Drexl zeigt die Zeit des Kurfürsten Max III. Joseph aus einer völlig anderen Perspektiven, aus der Sicht eines Mitgliedes des niederen Adels. Der Adel – nur etwa ein Prozent der Bevölkerung Bayerns – besaß damals etwa ein Drittel des Bodens, er war in mehrfacher Hinsicht, zum Beispiel durch die niedere Gerichtsbarkeit oder durch die Steuerbefreiung, privilegiert. Trotzdem war die politische Bedeutung des Adels gering. Wenn die Adeligen, wie Pemler, kein Amt im Staatsdienst hatten, konnten sie auf ihren Schlössern das „verspielte Leben“ führen, das dieser in seinen Tagebüchern festgehalten hat. Zur kleinen Schicht der Mächtigen hatte er durch den erkauften Titel des Kammerherrn zwar gesellschaftlichen Zugang, aber der Titel brachte ihm keine

Mitwirkungsmöglichkeiten bei politischen Entscheidungen. So lebte er also in Hurlach, in München oder in Leutstetten ein weitgehend unpolitisches Leben.

Regelmäßig wiederkehrende Beschäftigungen waren das Kartenspiel, das Musizieren, der Besuch von Festen auf den umliegenden Schlössern Iging, Kaufering, Waal und Greifenberg, die Lektüre, Gottesdienstbesuche und Wallfahrten und nicht zuletzt die Jagd. Der Autor hat sich nicht damit begnügt, dies alles mit vielen anschaulichen und amüsanten Beispielen zu erzählen und durch Zitate zu belegen, sondern er erläutert und erklärt jeweils auch die Zusammenhänge.

Der Leser wird informiert über die Kartenspiele – nur Schnig Schnag Schnur bleibt ein Rätsel – und über die Jagd, zum Beispiel über den Vogel-

herd, über das Zeitungswesen und über das Reisen „über Stock und Stein“, über die Bedeutung der Wallfahrt nach Lechfeld und über die Aderlaßkuren, über die Hinrichtung von Räubern und über den Bau einer Wasserleitung vom Stoffersberg nach Iging, über die Jahrmärkte in Landsberg und über das Maskentreiben am Lumpigen Donnerstag.

So entsteht ein vielfältiges Bild des Alltags im 18. Jahrhundert, das weit über den Lebensbereich des Hurlacher Adelligen hinausreicht bis in die Dörfer, nach Landsberg und in die Residenzstadt München.

Gegenüber dem Vorabdruck im LT wurde der Umfang wesentlich erweitert. Ein Literaturverzeichnis ergänzt den Text und hilft bei Einzelheiten weiter. Das Buch bietet eine unterhaltsame und anregende Lektüre und gleichzeitig vielfältige und interessante Information – eine Mischung, die sicher die Zustimmung vieler heimatgeschichtlich interessierter Leser finden wird.

Anton Lichtenstern

DeVs slt nobls CVM hoc anno VblqVe  
 et slt paX eIVs In habita lonl bVs nostrls  
 DeVs trlbVat, Vt annVs filC IVbllæI oM.  
 nlbVs slt annVs IVbllI:

*Den 1. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 2. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 3. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 4. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 5. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 6. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 7. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 8. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 9. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 10. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 11. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 12. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 13. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 14. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 15. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 16. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 17. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 18. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 19. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 20. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 21. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 22. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 23. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 24. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 25. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 26. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 27. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 28. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 29. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 30. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit  
 den 31. Jan. 1750. gutt. aber halt winter, so weit  
 ay gefuhr wie in die sperrtzeig, so weit*

Mit einem lateinischen Sinnspruch begann Sebastian v. Pemler jeweils einen neuen Jahrgang seiner Tagebuchaufzeichnungen, wie hier am 1. Januar des „Jubeljahres“ 1750. Er pflegte dabei den beliebten Brauch seiner Zeit, solche Texte in ein Buchstaben-Zahlenspiel, ein sogenanntes Chronogramm, zu kleiden: Addiert man die willkürlich anmutenden Großbuchstaben (wobei das V auch als U gilt), die gleichzeitig auch für römische Ziffern stehen, der Reihe nach, so ergibt sich die Jahreszahl 1750.

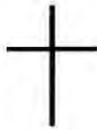
## Lech-Isar-Land 1987

Mit gewohnter Sorgfalt hat Dr. Sigfrid Hofmann den neuen Jahresband des Heimatverbandes Lech-Isar-Land redigiert und herausgegeben. Unter den zehn Beiträgen verdienen einige das besondere Interesse unserer Leser in Stadt und Kreis. So beschreibt Wilhelm Neu „Alte Bauernhaustüren im Landkreis Landsberg a. Lech“. 47 geschnitzte Füllungstüren aus 29 Ortschaften des Landkreises werden vorgestellt, davon 32 mit Abbildungen. Einige der abgebildeten Türen sind leider nicht mehr vorhanden; möge ein gleiches Schicksal den verbliebenen erspart sein! – Versehen mit ausführlichem Quellenmaterial ist ein Forschungsbericht von Harald Giess über „Die Holzdecke der ersten Heilig-Kreuz-Kirche in Landsberg am Lech“. Aus jesuitischen und kurbairischen

Archivalien erstet vor uns ein Bild dieser wohl 1583 vom Münchner Hofmaler Friedrich Sustis gestalteten bemalten Felderdecke, die 1691/94 durch eine neue Flachdecke mit aufgemaltem Stuckdekor ersetzt wurde, welche wiederum 1751 bei dem Neubau von Heilig-Kreuz ihr Ende fand. – Pater Frumentius Renner berichtet in seinem Beitrag „Die Wallfahrt und Kapelle zur hl. Ottilia in Emming-St. Ottilien“ über Wallfahrtsbetrieb und Baugeschichte der noch 1887 mit Votivgaben und -täfelchen überladenen Kapelle. – Wer den Lichtbildervortrag von P. Laurentius Koch, Kloster Ettal, besucht hatte, kann in dessen Beitrag über den Lüftlmaler Franz Seraph Zwinck im Oberammergau des späten 18. Jahrhunderts Erinnerungen auffrischen und Wissen vertiefen. – „So prächtig war Polling“, das geht aus den von Karl Heiserer zusammen-

getragenen und kommentierten Reiseberichten über das Chorherrenstift 1717–1803 hervor. – Sigfrid Hofmann liefert Beiträge zur Bau- und Kunstgeschichte der Kirchen der Pfarrei Burggen. – Der Peitinger Altbürgermeister Karl Fliegau schildert „Die Gerberei, ein uraltes Handwerk“. Rudolf Haslinger führt „Meßbare Superlative im Lech-Isar-Land“ auf, eine Art Guinnessbuch von Altenstadt bis zur Wies. „150 Jahre staatliche Bergbau-Tradition am Hohen Peißenberg“ zeichnet Max Biller auf. Gerhard Roidl schließlich stellt die Kapelle St. Georg in Roggenstein, Landkreis Fürstfeldbruck, vor, ein Kleinod sakraler Kunst. Dabei geht er auch auf die dortigen vorgeschichtlichen Bodenfunde und zwei Münzschatze ein. Der Band kostet 24,- DM.

Klaus Münzer



## UNSERE TOTEN 1986/87

### Verstorben im Jahr 1986

**EISELE HELGA**  
Omnibusbetrieb  
Landsberg a. Lech

**LORENZL ANNA**  
Hausfrau  
Landsberg a. Lech

**DR. KEIM HUBERT**  
Arzt  
Kaufbeuren

**LEIDESCHER ALFONS**  
Hauptmann a. D.  
Landsberg a. Lech

**WEBER MAX**  
Landwirt  
Landsberg-Sandau

### Verstorben 1987

**MARIAN CENTA**  
Schneidermeisterin  
Landsberg a. Lech

**HILBERT GÜNTHER**  
Forstdirektor  
Landsberg a. Lech

**SEDLMAIER BERTA**  
Hausfrau  
Landsberg a. Lech

**SCHNAITTER ERIKA**  
Beamtin  
München

**SKRABAL GERHARD**  
Finanzbeamter und Dozent  
an der Volkshochschule München  
Ottobrunn



### H. H. Josef Hartlmaier

Geistlicher Rat  
Gymnasialprofessor i. R.

Am 14. Oktober 1986 starb nach langem Leiden im Alter von 77 Jahren in Issing H. H. Josef Hartlmaier, Ehrenmitglied des Historischen Vereins. Eine große Trauergemeinde begleitete ihn auf seinem letzten Weg. Die Nachrufe am Grab machten deutlich, daß Josef Hartlmaier in den 45 Jahren seines Wirkens in Landsberg und im Landkreis zu einer Persönlichkeit geworden war, von der in vielen Bereichen prägende und segensreiche Wirkungen ausgingen. Sein großes Interesse für die Kunst und seine Heimatliebe führten dazu, daß er neben seinem großen Einsatz für die Jugend auch noch Zeit fand, im Historischen Verein mitzuarbeiten.

Als nach dem Krieg 1947 der Verein wiederbegründet wurde, war er einer der Initiatoren. Die erste Generalversammlung am 18. Juni 1947 wählte ihn zum Schriftführer. Dieses Amt übte er bis zu seiner Wahl zum 1. Vorsitzenden am 14. Januar 1971 aus. Nur ein knappes Jahr leitete er den Verein. In diese Zeit fallen aber für den Verein wichtige Aktivitäten wie die erstmalige Herausgabe der Landsberger Geschichtsblätter als Sonderdruck und das erfolgreiche Eintreten für eine Außenwerbungsverordnung der Stadt, die wesentlich zur Erhaltung des Stadtbildes beigetragen hat.

Am 30. März 1979 wurde Josef Hartlmaier unter Würdigung seiner Verdienste für den Verein und dessen Ziele in 25 Jahren Vorstandschaftstätigkeit zum Ehrenmitglied ernannt.